Herrn von Büffons

Naturgeschichte

der vierfüßigen Thiere.

Aus dem Französischen übersetzt,
mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern
vermehrt,
durch

Bernhard Christian Otto,

der W. und A. Doctor, Professor der Arzneywissenschaft zu Frankfurt an der Oder; der Schles. patriot. ökonom., der Lundischen physiograph. der Berlinischen und Hallischen Naturforschenden Gesellschaften Mitglied.

Siebenzehnter Band.

Mit allergnädigstem Königl. Preuß. Privilegio.

Berlin, 1791.
Bey Joachim Pauli, Buchhändler.

Herrn von Büffons

Naturgeschichte

der vierfüßigen Thiere.

XVII. Band.

1791.

Der Morse oder die Seekuh. S. 7.

Fig. 1.

Fig. 2.

Büff. Thiere XVII. Th.

Büff. allg. H. d. n.
VII. I Tab. 54. 55.

CL.

Der Morse a) [1])

oder

die Seekuh.

Büff. Allg. Hist. d. Nat. *VII. I. Tab.* 54. 55.

Der Name Seekuh, unter welchen der Morse fast einem jeden bekannt, ist sehr unschicklich b), weil das durch denselben bezeichnete Thier

 überall

a) Morse, Mors', der Name dieses Thiers in der russischen Sprache, den wir beybehalten haben. Gemeiniglich heißt er Seekuh, oder das Thier mit den großen Zähnen; Mors im Engländischen; Wallroß oder Wallruß im Deutschen und Holländischen; Rosmarus in Dännemark und Island.

Wallrus. *Description des Indes occidentales par de Laët page 41. fig. ibid.* Diese Figur ist von Wormius nachgestochen worden. *Mus. Worm. p.* 289.

Rosmarus vetus. *Jonston de piscibus p.* 160. *Tab. XLIV.*

Vache marine. *Histoire d'Islande et de Groenlande, tome* II. *p.* 159. *fig. page* 168.

überall keine Aehnlichkeit mit der Landkuh hat. Der Name Meerelephant ist besser ersonnen, indem

Rosmarus Phoca dentibus laniariis superioribus exsertis. *Linne syst nat. ed. X. p.* 38.

V.

1) Trichecus (Rosmarus) dentibus laniariis superioribus exsertis longioribus. *Erxleb. Mammal. p.* 593. *n.* 1.

Rosmarus sive Morsus norwagicus. *Ol. Magn. sept. p.* 757. (mit schlecht. Abbild.

Rosmarus. *Gesn aquat p.* 249. *cum fig. Ol. Magn. aliaque p.* 250. paullo meliore.

Wallrus seu Mors. *Jonst. pisc. p.* 227.

Russor oder Rostinger. *Gesn. Fisch. p.* 127.

Rosmarus. Wallross oder Seepferd. *Olear. Gott. Kunstk. p.* 35. *tab.* 23 *fig.* 3. (v *Laët.*)

Wallross. *Mart. Spitzb. p.* 78. *tab.* P. *fig.* 6. (Abbild. schlecht)

Walrus. *Charlet. exerc. pisc. p.* 49.

Walrus seu Mors. *Sibb. scot. an. p.* 10.

Equus marinus et Hippopotamus falso dictus. *Rai syn. quadr. p.* 191.

Le Wallross, ou Cheval marin. *Egede Groenl. p.* 61. (schlechte Abb.)

Phoca dentibus caninis exsertis. *Linn. syst. nat.* 2. p. 44.

Vache Marine. *Charlev. nouv. Fr.* III. p. 147.

Das Walross. *Anders Island. p.* 258.

Phoca dentibus caninis exsertis. *Linn. syst. nat.* 6 *p.* 6. *n.* 2.

Ein Seepferd. *Ellis Hudf. tab.* 7. (schlecht.)

Ros-

dem er sich auf einer Aehnlichkeit, welche sonst bey keinem Thier gefunden wird, und auf einem sehr

Rosmarus, Wallrofs. *Klein quadr. p.* 92.

Morfch. *J. G. Gmelin Sibir.* III. *p.* 165.

Phoca dentibus caninis exertis. The Phoca, with the canine teeth exerted: the Walrus. *Hill. anim. p.* 555.

La vache Marine: Odobenus. *Briss. regn. an.* p. 48. n. 1.

Das Wallros. *Hall. vierf.* p. 583.

Wallrofs. *Müll. Samml.* III. p. 563.

Rosmare. *Diction anim.* III. p. 713.

Vache Marine. *Dict. anim.* IV. p. 438.

Walrus. *Dict. anim.* IV. p. 570.

Walrus: Rob met de bovenfte Hoecktanden buiten den Beck uitfteekonde. *Houtt. nat hist.* II. p. 7. tab. 11. fig. 1. cranii.

Vache Marine ou bête à la grande dent. *Bom. Dict.* IV. p. 497.

Le Morfe ou la vache marine. *Buffon hist. nat.* XIII p. 358. 415. tab. 54. das Thier. tab 55. der Schädel. Allg. Hist. d. Nat. VII. I. p. 197.

Das Wallrofs. *Cranz Groenl.* p. 165.

Trichechus (Rofmarus) dentibus laniariis fuperioribus exfertis. *Linn. syst. nat.* XII. I. p. 49. n. 1. XIII. I. p. 59. n. 1.

The Arctic Wallrus. *Penn. syn. quadr.* p. 335. n. 263.

Vacca Marina. *Alesf. quadr.* IV. tab. 172. (Büff. Abbild.)

Wallrus. *Müll. Naturfyst.* I. p. 171. tab. 11.

Wall-

sichtbaren Character gründet. Der Morse hat, wie der Elephant, zwey große elfenbeinartige Hauzähne, welche aus dem oberen Kinnbacken heraus stehen, und hat einen eben so gestalten oder vielmehr verunstalteten Kopf als der Elephant, welchem er hierein völlig gleichen würde, wenn er einen Rüssel hätte. Allein der Morse ist nicht nur dieses Gliedmaßes, das der Elephant als Arm und Hand gebraucht, sondern auch des Gebrauchs der würklichen Arme und Beine beraubt. Diese Gliedmaßen liegen wie bey den Phoken unter seiner Haut, und bloß die beyden Hände und Füße ragen auswärts hervor. Sein Leib ist lang gedehnt, hat einen dick vorausstehenden Vordertheil, ist nach dem Hintertheil dünne, und allent-

hal-

Wallrofs. *Stell. Kamtsch.* p. 106.

Das Wallrofs: Trichecus Rosmarus. *Schreb. Säugth.* II. p. 262. n. 1. tab. 79. (Büff. Abbild.)

Trichechus (Rosmarus) dentibus laniariis superioribus exsertis. *Müll. Dan. prodr.* p. 1. n. 1.

Le Morse ou la Vache marine. *Buffon quadr. ed. in* 12. Tom. VI. p. 303. tab. 27.

Das Wallroß. Zimmerman geogr. Zool. I. p. 299. II. p. 424. n. 385.

Naturgesch. d. nördl. Polarl. II. p. 141. n. 90.

O.

b) Anmerkung. Dieser Name sowohl, als des Meer-Kalbes seiner, kömmt vielleicht daher, weil der Morse und Phoke zuweilen ein Geschrey machen, das dem Brüllen einer Kuh oder eines Kalbes ähnlich ist. Ipsis (sagt Plinius, da er von den Phoken redet) in somno mugitus, unde nomen vituli. *Lib.* IX. *cap.* XIII.

halben mit einem kurzen Haar bedeckt. Die Zehen an den Füßen und die Finger an den Händen stecken in einer Haut, und haben am Ende kurze spitzige Nägel; dicke Borsten liegen wie ein Knebelbart um das Maul; die Zunge ist ausgekantet; die Ohren haben keine Muscheln. Auf solche Art ist der Morse, wenn man auf die großen Hauzähne an ihm, durch welche der Kopf eine andere Gestalt bekommt, und die Schneidezähne, welche ihm so wohl oben als unten fehlen,[a]) nicht sieht, in allen übrigen Theilen des Leibes dem Phoken gleich; nur ist er weit größer, dicker und stärker. Die größesten Phoken sind höchstens nur sieben bis acht Fuß lang, die Morsen gemeiniglich zwölfe, und es werden auch welche gefunden, die sechszehn Fuß in der Länge, und acht bis neun im Umfange haben. Die Morsen haben auch noch dieses mit den Phoken gemein, daß sie sich an eben denselben Gegenden aufhalten, und man findet sie beynahe immer beysammen. Sie haben viele Gewohnheiten mit einander gemein, sie halten sich beyde bald im Wasser bald auf dem Lande auf; sie steigen beyde nach den Eisschollen hinauf; sie säugen, und ziehen ihre Jungen auf einerley Art auf; sie neh-

a) Der Wallroß hat zuverläßig vier Schneidezähne in den Zwischenbeinsknochen, und im Oberkiefer vier, im Unterkiefer fünf, bisweilen nur vier Backenzähne, welche alle, da sie einander ähnlich sind, meistens aus Mangel an Kenntniß, Backenzähne genannt werden. — Die Hauzähne sind gewiß sehr lang im Wallroße, und sitzen wirklich in den Oberkieferknochen. Campers kleine Schriften, 2ter Band. S. 21.

nehmen einerley Nahrungsmittel zu sich; sie leben beyde in Gesellschaft, und ziehen in großen Schaaren. Allein die Art von dem Morsen ist nicht so mannigfaltig als die von den Phoken; er begiebt sich auch dem Anschein nach nicht so weit weg, ist mehr an seinem Clima gebunden, und selten findet man welche anderwärts als in den nördlichen Meeren; daher war den Alten der Phoke und nicht der Morse bekannt.

Die meisten Reisenden, welche die nördlichen Meere von Asien c) Europa und Amerika d) besucht,

c) Man findet in den Gegenden von Nova Zembla und auf allen Inseln bis an den Obi, Morsenzähne; man will sogar behaupten, daß sich auch welche bis in den Gegenden vom Jenisei befinden, und daß man ehedem einige bis nach Piasida gesehen habe; hiernächst werden wieder viele nach der Spitze von Schalaginskoi bey den Schuktschi, wo sie sehr groß sind, angetroffen. — Glaublich befinden sich diese Thiere von diesem Orte an bis nach dem Anadler-Fluß in großer Menge, indem alle Zähne, die man nach Jakutzk zum Verkauf bringt, von Anadurskoi kommen; man findet auch welche in der Hudsons-Bay auf der Insel Phelipeaux, wo sie eine russische Elle lang und so dick wie ein Arm sind, sie geben ein eben so schönes Elfenbein als die Hauzähne des Elephanten. (Man sehe *les Voyages du Nord, tome VI. Jeremie Relat. de la baie de Hudson, p. 7.*)

„Zu Jakutzk habe ich einige solche Morsenzähne gesehen, die fünf Viertel russische Ellen lang sind; und andere von anderthalb Ellen; gemeiniglich sind sie mehr breit als dick, und am untern Theil an die vier Zoll breit. — Ich habe nicht gehöret, daß man bey Anadirskoi Ostrog zuweilen auf die Jagd oder

besucht, haben dieses Thiers erwähnet. Zorgdra-
ger

oder den Fang der Morsen, um ihre Zähne zu bekommen, die doch in so großer Menge daher kommen, ausgegangen sey; man hat mich hingegen versichert, daß die Einwohner diese bloßen Zähne an der niedrigen Küste des Meeres fänden, und daß man daher nicht nöthig hätte, vorher die Morsen ums Leben zu bringen. — Verschiedene Leute haben mich gefragt, ob die Morsen von Anadirskoi eine andere Gattung als die wären, welche sich in dem nördlichen Meere und in der westlichen Mündung des Eismeers befinden, da die Zähne, welche von der östlichen Küste kommen, viel größer als die sind, welche man aus Westen erhält. — Dem Anschein nach haben die grönländischen Morsen, und die, welche an der Westseite des Eismeers sind, gar keine Gemeinschaft mit denen, welche sich in Osten von Kolima an der Spitze von Schalagimskoi und noch weiter bey Anadirskoi befinden. — Gleiche Bewandniß hat es mit denen in der Hudsonsbay, sie scheinen zu denen bey den Tschucktschtki nicht kommen zu können. — Indessen kommen alle Leute darinn überein, daß die Morsen bey Anadirskoi so wenig in der Größe als in der Gestalt von den grönländischen unterschieden sind. u. s. f." *Voyage de Gmelin en Siberie, tome* III. *page 148.* (p. 166.)

Anmerkung. Herr Gmelin beantwortet jene Frage nicht, welche doch meinem Bedünken nach hinlänglich beantwortet werden kann. Da Er selbst sagt, daß man diese Thiere weder zu Anadirskoi, noch in der ganzen östlichen Gegend des Eismeers jage, und man folglich von daher blos Zähne von Morsen bringe, welche eines natürlichen Todes gestorben sind, so darf man sich nicht darüber verwundern, daß diese völlig ausgewachsenen Zähne größer als die von den grönländischen Morsen sind, welche man oft sehr jung tödtet.

d) Man sieht an den Küsten von Nordamerika auch
See-

ger *) aber scheinet uns in seinen Nachrichten von denselben die mehresten Kenntnisse zu Tage zu legen, und wir haben es für unsere Schuldigkeit gehalten, hier den Abschnitt seiner Abhandlung von diesen Thieren, in einem Auszuge nach der von dem Herrn Marquis von Montmirail mir mitgetheilten Uebersetzung anzuführen.

„Ehedem fand man in der Horizont- und Klock-Bay viele Morsen und Phoken, heut zu Tage aber sind nur noch sehr wenige da. Beyderley Thiere begeben sich des Sommers, wenn es sehr heiß ist, nach den in der Nachbarschaft der Bayen liegenden Ebenen, und man sieht sie schaarenweise bey achtzigen, hunderten, und wohl zweyhunderten, vorzüglich Morsen, die sich einige Tage nach einander da aufhalten können, bis sie vom Hunger nach der See getrieben werden. Im äußerlichen sind diese Thiere den Phoken sehr ähnlich, sie sind aber stärker und größer. An ihren Pfoten sind fünf Zehen,

Seekühe, welche sonst Thiere mit den großen Zähnen heißen, weil sie zwey große und dicke Zähne haben, die so lang als ein halber Arm sind. — Diese übertreffen den besten Elfenbein an Schönheit. Man findet sie auf der *ile de sable. Description de l'Amerique septentrionale par Denis, tome* II. *p.* 257.

*) *Description de la prise de la baleine et de la pêche du Groenland &c. par Corneille Zorgdrager. Nuremberg,* 1750.

Anmerk. Dieses Werk ist anfänglich in holländischer Sprache geschrieben, und dieser Auszug ist blos nach der deutschen Uebersetzung gemacht worden.

Zehen, wie an der Phoken ihren, aber die Nägel daran sind kürzer, und ihr Kopf ist dicker, runder und stärker. Die Haut des Morse hauptsächlich nach dem Halse zu, ist einen Zoll dick, runzelicht und voller sehr kurzer Haare von ungleichen Farben. Sein oberer Kinnbacken ist mit zweyen Zähnen bewaffnet, welche eine halbe oder ganze Elle lang sind. Diese Häuzähne, welche hohl sind, werden größer, je älter das Thier wird. Man sieht zuweilen welche, die nur einen solchen Zahn haben, weil sie den einen im Kampf, oder bloß Alters halber verloren. Dieses Elfenbein ist gewöhnlich theurer, als das vom Elephanten, weil es dichter und härter ist. Das Maul des Morse gleicht dem Ochsenmaul, und ist sowohl oben als unten mit hohlen und spitzigen Borsten besetzt, welche so dick wie ein Strohhalm sind. Uber das Maul sind zwey Nasenlöcher, aus welchen sie, wie der Wallfisch, das Wasser heraus blasen, wiewol sie dabey kein großes Geräusch machen. Ihre Augen sind funkelnd, roth, und in der Hitze des Sommers brennend; und da sie dann die Wirkung, die das Wasser auf ihre Augen macht, nicht leiden können, so halten sie sich des Sommers lieber als zu irgend einer andern Zeit auf den Ebenen auf. — Nach dem Spitzberg hin sieht man viele Morsen. Man tödtet sie auf dem Lande mit Lanzen. . . . Um des Nutzens willen, den man von ihren Zähnen und ihrem Thran hat, fängt man sie. Der Thran von ihnen wird für eben so gut gehalten, als der vom Wallfisch, ihre beyden Zähne sind eben so viel werth als all ihr Fett; das Innere dieser Zähne ist noch theurer als Elfenbein, vornehmlich in den großen Zähnen, welche dichter

und

und härter als die kleinen sind. Wenn man das Pfund Elfenbein von den kleinen Zähnen für einen Gulden verkauft; so gilt das Pfund von den großen drey bis vier und wohl fünf Gulden: ein mittelmäßiger Zahn wiegt drey Pfund — .. und ein Morse giebt gewöhnlich eine halbe Tonne Thran; die Vortheile von dem ganzen Thier betragen also sechs und dreyßig Gulden, nemlich achtzehn für seine beyden Zähne, das Pfund zu drey Gulden gerechnet, und achtzehn für das Fett. — — Ehedem fand man große Schaaren von diesen Thieren auf dem Lande, allein unsere Schiffe, welche alle Jahre in dieser Gegend auf den Wallfischfang ausgehen, haben sie so weggescheuchet, daß sie sich nach entlegenen Orten begeben haben, und daß diejenigen welche sich noch daselbst befinden, nicht mehr bey Schaaren auf dem Lande gehen, sich nicht mehr im Wasser, sondern hier und da zerstreuet f) auf dem Eise aufhalten. Wenn man

f) Anm. Diese Thiere haben entweder in der Anzahl sehr abgenommen, oder sich beynahe alle nach bisher unbekannten Küsten begeben, indem man in den Nachrichten von den nördlichen Reisen findet, daß das Volk auf einem englåndischen Schiff im Jahr 1704 bey der Insel Cherry auf fünf und siebenzig Grad und fünf und vierzig Minuten Breite eine ungemein große Menge Morsen alle dicht bey einander liegend gefunden habe, daß die Engländer von den mehr als Tausenden, aus welchen diese Schaar bestand, nur funfzehn ums Leben brachten, aber eine ganze Tonne mit den gefundenen vielen Zähnen anfülleten; — daß sie vor dem 13ten Julius noch hundert von diesen Thieren tödteten, und davon nur die Zähne mitnahmen; — daß im Jahr 1706 andere

man einem solchen Thier nahe genug ist, so wirft man mit einer starken recht dazu gemachten Harpune nach demselben, und oft gleitet diese Harpune an der harten und dicken Haut ab; wenn sie aber durchgedrungen ist, so ziehet man das Thier mit einem Tau nach dem Ruder der Schalupe, durchbohret es mit einer starken dazu verfertigten Lanze, und tödtet es auf diese Art vollends. Hierauf bringt man es aufs nächste Land, oder auf ein flaches Eisstück; es ist gemeiniglich schwerer als ein Ochs. Dann zieht man zuerst die Haut ab, welche man wegwirft, weil man sie nicht gebrauchen kann, g) 3) man hauet mit einem Beile die beyden Zähne aus dem Kopf, oder man hauet auch den Kopf ab, damit die Zähne nicht beschädiget werden, und kocht denselben in einem Kessel. Hier-

andere Engländer sieben- bis achthundert in sechs Stunden erlegten, 1708 über neunhundert in sieben Stunden, 1710 achthundert in einigen Tagen, und daß endlich eine einzige Person mit einer Lanze vierzig tödtete.

g) Anmerk. Zorgdrager wußte dem Anscheln nach nicht, daß man ein sehr gutes Leder aus dieser Haut verfertiget. Ich habe Hangeriemen an Kutschen, die daraus gemacht und sehr geschmeidig und stark waren, gesehen. — Anderson meldet auf Others Zeugniß, daß man daraus auch Gurten und Schiffs-Taue mache. *Histoire naturelle du Groenland*, tome II. *page* 160.

3) Man bringt die Haut auch nach England, um Leim daraus zu machen. Naturgesch. der nördl. Polarl. p. 146.

O.

Hierauf schneidet man das Fett in langen Stücken, und bringet es nach dem Schiff. Es kostet eben so viele Mühe, den Morsen mit Rudern nachzusetzen, als den Wallfischen, und man wirft oft vergebens den Harpun nach ihnen, denn ohne darauf zu sehen, daß der Wallfisch leichter zu treffen ist, so gleitet auch die Harpune nicht so leicht oben ab, als am Morse. . . Oft stößt man dreymal mit einer starken und sehr scharfen Lanze zu, ehe man ihr hartes und dickes Fell durchbohren kann. Man muß deswegen einen solchen Ort zu treffen suchen, wo die Haut sehr gespannet ist, indem man durch die schlaffen Stellen schwerlich durchkommen würde. Man zielet aus dieser Ursache mit der Lanze nach den Augen des Thiers, welches wegen dieser Bewegung den Kopf umwenden muß, wodurch die Haut in der Gegend der Brust gespannt wird: alsdann bringt man dem Thier an diesem Theil einen Stoß bey, und ziehet die Lanze ganz geschwinde zurück, damit selbiges sie nicht ins Maul nehme, und denjenigen, der ihn gestoßen hat, nicht mit den Spitzen seiner Zähne, oder mit der Lanze selbst verletze, welches bisweilen geschehen ist. Indessen dauret dieser Anfall auf einem kleinen Eisstück nicht lange, weil der Morse, er mag verwundet seyn oder nicht, sogleich ins Wasser springt; und deswegen fällt man ihn lieber auf dem Lande an — — Allein man findet diese Thiere nur an Oertern, wohin wenige Leute kommen, als auf der Insel Moffen hinter Worland, in den um die Horizont- und Klockbay liegenden Landschaften, und anderwärts auf sehr entlegenen Ebenen und auf Sandbänken, wohin nur selten Schiffe kommen. Selbst diejenigen, welche man

da antrift, sind durch die ausgestandenen Verfolgungen so klug geworden, und sind so behutsam, daß sie sich alle ganz nahe am Wasser aufhalten, damit sie allenfalls geschwinde hinein springen können. Ich habe dieses selbst auf der großen Sandbank hinter Worland erfahren, wo ich eine Schaar von dreyßig bis vierzig solcher Thiere vorfand; einige waren im Wasser ganz nahe am Lande, andere waren nicht weit davon entfernt. Wir blieben da einige Stunden, bevor wir ans Land stiegen, in der Hoffnung, daß sie sich ein wenig weiter auf das ebne Land hin begeben würden, und wir ihnen dann näher kommen könnten. Da uns dieses aber nicht gelang, so fuhren wir von der rechten und linken Seite ans Land. Als wir hier ankamen; so waren sie beynahe alle in eben demselben Augenblick im Wasser. Wir konnten daher keine fangen, sondern verwundeten nur einige, die eben so wie diejenigen, welche nicht getroffen waren, ins Meer sprangen, und wir kriegten keine als die, welche wir aufs neue wieder im Wasser schossen — Vor Alters und ehe die Morsen verfolgt wurden, giengen sie sehr weit ins feste Land hinein, so daß sie bey der Flut sehr weit vom Wasser waren, und man zur Zeit der Ebbe, da sie sich noch viel weiter entfernt hatten, ihnen leicht beykam. . . . Man gieng ihnen gerade entgegen, damit sie sich nicht nach der See zurückziehen konnten; alle diese Anstalten sahen sie ohne die mindeste Furcht, und oft tödtete ein jeder davon einen, ehe er wieder ins Wasser kommen konnte. Aus ihren todten Körpern machte man eine Schanze, und stellte dahinter einige Leute, die denjenigen, die darüber kriechen und entwischen wollten, den Rest geben,

 und

und die übrigen vollends todt machen mußten. — Man tödtete auf diese Art zwey bis dreyhundert. Aus der ungemein großen Anzahl Knochen von diesen Thieren, womit der Erdboden bedeckt ist, siehet man, daß sie ehedem sehr zahlreich gewesen sind. — — Wann sie verwundet sind; so werden sie wüthend, und beißen mit ihren Zähnen allenthalben herum; sie zerbrechen denen, von welchen sie angegriffen werden, ihre Waffen, oder stoßen sie ihnen aus den Händen, und endlich stecken sie sich mit der äußersten Wuth den Kopf zwischen den Beinen oder Schwimmhäuten, und wälzen sich so ins Wasser hinein — — Wenn ihrer viele beysammen sind; so werden sie so kühn, daß sie sich einander zu Hülfe kommen, die Schalupen umringen, und sie mit ihren Zähnen durchbohren, oder durch Schläge gegen den Bord umzustoßen suchen — — — Uebrigens fürchtete dieser Meerelephant, bevor er die Menschen kannte, sich vor keinem einzigen Feinde, indem er die grausamen Bären, die sich in Grönland aufhalten, und als Seeräuber betrachtet werden können, zu bezwingen gewußt hatte."

Setzet man zu diesen Beobachtungen des Herrn Zorgdragers diejenigen, welche sich in der Sammlung der nördlichen Reisen befinden, h) und andere,

h) Das Seepferd (Morse) ist dem Meerkalb (Phoke) sehr ähnlich, aber viel größer, indem es so groß wie ein Ochs ist. Seine Tatzen sind wie bey dem Meerkalb, und die vorderen sowohl als die hinteren haben fünf Zehen oder Klauen, aber die Nägel daran

andere, welche in verschiedenen Beschreibungen zerstreut sind, hinzu, so werden wir eine ziemlich

daran sind kürzer; es hat auch einen dickeren runderen und härtern Kopf als das Meerkalb. Seine Haut ist beynahe einen Zoll dick, vornehmlich um den Hals; einige sind mit einem mausefarbigten Haar bedeckt, andere haben sehr wenige Haare; sie sind gemeiniglich voller Auswüchse und Schrunden, so, daß man sagen möchte, man hätte ihnen die Haut abgezogen, vornehmlich um die Gelenke herum, wo die Haut sehr runzelicht ist. Sie haben im obern Kinnbacken zwey große und lange Zähne, welche zwey Fuß lang und zuweilen noch länger sind; die Jungen haben diese Hauzähne nicht gleich, sondern bekommen sie erst mit den zunehmenden Jahren. — Diese beyden Zähne sind schätzbarer und theurer als der Elfenbein; inwendig sind sie dicht, aber ihre Wurzel ist hohl. — Diese Thiere haben einen eben so weiten Rachen als ein Ochs, und über und unter den Lippen haben sie verschiedene Haare, welche inwendig hohl und so dick als ein Strohhalm sind. Ueber den obern Bart haben sie zwey Nasenlöcher, die wie ein Halbzirkel aussehen, wodurch sie, wie die Wallfische, aber mit viel wenigerm Geräusch, das Wasser herausspritzen; ihre Augen stehen ziemlich hoch über die Nase. Diese Augen sind so roth als Blut, wenn das Thier sie nicht drehet, und wenn es dieses auch thut, so habe ich doch keinen großen Unterscheid bemerket. Die Ohren sind von den Augen nicht weit entfernt, und gleichen den Ohren der Meerkälber. Ihre Zunge ist zum wenigsten eben so groß als eine Ochsen-Zunge. — Sie haben einen so dicken Hals, daß es ihnen schwer fällt, den Kopf zu drehen, wodurch sie gemüssiget werden, die Augen über alle Maßen zu drehen. — Ihr Schwanz ist kurz wie bey den Seekälbern. Bey ihnen kann man das Fett nicht so wie bey den Seekälbern abschneiden, weil es mit Fleisch durchwachsen ist. — Ihr Zeugungsglied ist ein

vollständige Geschichte von diesen Thieren haben. Dem Anschein nach war seine Gattung vorzeiten viel weiter verbreitet, als sie es heutigen Tages ist. Man fand dieselbe in den Meeren der gemäßigten Zonen, in dem Meerbusen von Canada, i) auf

ein harter Knochen, der ungefähr zwey Fuß lang ist, nach dem Ende zu immer dünner wird und in der Mitte etwas krumm ist; ganz nahe am Bauche ist dieses Glied platt, aber weiter hin ist es rund und voller Nerven. — Allem Anschein nach leben diese Thiere von Grase und Fischen; ihr Koth gleicht dem Pferdemist. — Wann sie ins Wasser springen und untertauchen; so werfen sie zuerst den Kopf hinein, wie die Meerkälber; sie schlafen und schnarchen nicht nur auf dem Eise, sondern auch im Wasser, so, daß sie oft so aussehen, als wenn sie todt sind. Sie sind wüthend und muthig, und vertheidigen sich einander, so lange sie leben. — Sie wenden alle ihre Kräfte an, diejenigen, welche man gefangen hat, zu befreyen; sie fahren in die Wette auf die Schaluppe los, beißen und brüllen erschrecklich, und wenn sie durch ihre große Menge die Menschen zur Ergreifung der Flucht müßigen; so setzen sie ganz geschwinde der Schaluppe so lange nach, als sie sie sehen können. — Blos um ihrer Zähne willen fängt man sie, unter Hunderten aber wird man bisweilen nur einen finden, der gute Zähne hat, da einige noch gar zu jung sind, und die andern verdorbene Zähne haben. *Reçueil des Voyages du Nord, tome* II. *p.* 117.

i) Auf neun und vierzig Grade vierzig Minuten Breite giebt es drey kleine Inseln in dem Busen des St. Lorenzflusses, auf deren einer eine gewisse Art von Phoken, die, wie ich glaube, den Alten unbekannt war, und von den Flanderern Walrus, von den Engländern aber, welche den russischen Namen angenommen haben, Morß genannt wird. Dieses Thier

auf den Küsten von Akadien, u. s. w. jetzt aber hält sie sich bloß in den Meeren über den Nordpol auf. In dieser kalten Zone findet man nur Morsen, sogar in den Gegenden wo viele Fahrt ist, und in dem europäischen Eismeere sind nur wenige, und noch weniger in der See von Grönland, in der Davisstraße, und andern nördlichen Gegenden von Amerika, weil man sie bey Gelegenheit des Wallfischfanges seit geraumer Zeit beunruhiget und weggejagt hat. Seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts, fuhren die Einwohner von St. Malo nach den Isles ramees auf den Fang der Morsen, welche zu der Zeit sich daselbst in großer Menge befanden. k) Es sind noch nicht hundert Jahre her, da die Bewohner von Portroyal in Canada, nach dem Cap Sable und dem Cap fourchu,

Thier ist ein Amphibium, und übertrift zuweilen einen Flandrischen Ochsen an Größe; sein Haar ist so beschaffen wie des Phoke seines. — Es hat zwey unten gekrümmte Zähne, die bisweilen eine Elle lang sind, und eben so wie Elfenbein gebraucht werden, und mit demselben gleichen Werth haben. *Description des Indes occidentales par de Laët. p. 41.* (p. 38.)

An den Küsten von Nordamerika sieht man Seekühe, welche sonst auch Thiere mit den großen Zähnen heißen, weil sie zwey große dicke und einen halben Arm lange Zähne haben, und ihre übrigen Zähne vier Finger lang sind. Kein Elfenbein ist schöner, als was man von diesen Zähnen bekömmt. Man findet diese Seekühe auf der Insel Sable. *Description de l'Amerique septentrionale par Denis, tome* II. *p.* 257.

V.

k) *Description des Indes occidentales, par de Laët, p.* 42.

fourchu, Barken auf den Fang dieser Thiere l) ausschickten, welche sich nachhin von diesen Gestaden sowohl als von den Küsten der europäischen Meere entfernt haben. Denn man findet sie nun nicht mehr in großer Menge, außer in dem Eismeer von Asien, von der Mündung des Obi an, bis zu der östlichen Spitze des festen Landes, nach dessen Küsten wenige Menschen hinkommen. Sehr selten sieht man welche in den Meeren der gemäßigten Zonen. Die Gattung aber, welche sich unter dem heißen Himmelsstrich, und in den ostindischen Meeren findet, ist von unsern nordischen Morsen unterschieden. Glaublich scheuen sich diese entweder vor der Hitze, oder der Salzigkeit der südlichen Meere; und wie sie dieselbe nie durchstrichen haben, so hat man sie auch nach dem andern Pole zu nicht gefunden, da man doch die großen und kleinen Phoken aus unserm Norden da sieht, und zwar in größerer Anzahl, als in den Ländern unsers Nordpols.

Der Morse kann indessen wenigstens eine Zeit lang in einer gemäßigten Erdgegend leben. Evrard Worst meldet, daß er in England ein solches Thier, das ein Vierteljahr alt war, lebendig gesehen, daß selbiges alle Tage nur auf eine kurze Zeit ins Wasser gebracht worden, und sonst auf der Erde herum gekrochen habe. Er sagt nicht, daß es von der Hitze der Sonne beschwert worden, sondern zeigt an, daß so bald man es angerühret, es

l) *Description de l'Amerique septentrionale par Denis, tome I. page 66.*

es die Miene eines wüthenden und starken Thiers angenommen, und durch die Nasenlöcher heftig geschnoben hätte. Dieser junge Morse war so groß wie ein Kalb, und einem Phoke sehr ähnlich. Er hatte einen runden Kopf, große Augen, platte und schwarze Nasenlöcher, welche er nach Belieben öffnete und zumachte. Er hatte keine Ohren, sondern nur Gehörgänge. Die Oeffnung des Rachens war ziemlich klein; der Oberkinnbacken war mit einem Knebelbart von knorpelichten, dicken, und steifen Haaren besetzt; der untere Kinnbacken war dreyeckigt, die Zunge dick und kurz, und in dem inneren Rachen waren auf beyden Seiten platte Zähne. Die Vorder- und Hinterfüße waren breit, und der Hinterleib war vollkommen so wie bey einem Phoken; dieser Hintertheil schleppte mehr nach als er ging. Die Vorderfüße waren nach vorne und die hinteren nach hinten hin gekehret; sie waren alle in fünf Zehen abgetheilet, die mit einer starken Haut bedeckt waren. — — Das Fell war dick, hart, und voller kurzer dünner aschfarbigter Haare. Dieses Thier grunzte wie ein wildes Schwein, und bisweilen noch gröber und stärker. Es hatte die großen Zähne oder Hauer noch nicht, aber man konnte im obern Kinnbacken schon die Hügel sehen, aus welchen sie heraus kommen sollten. Man futterte es mit gekochten Haber- und Hirsebrey, es sog davon mehr mit langsamen Zügen, als es fraß; es kam grunzend zu seinem Herrn, mußte sich aber sehr angreifen, um zu ihm zu gelangen, indessen folget es ihm nach, wenn man ihm zu fressen gab. m)

m) *Description des Indes occidentales, par de Laet, p. 41.*

Aus dieser Beobachtung, welche einen ziemlich richtigen Begriff von dem Morsen giebt, siehet man, daß er in einer gemäßigten Gegend leben kann. Es scheinet aber nicht, daß er eine große Hitze vertragen könne, oder jemals die südlichen Meere besucht habe, um von einem Pole zum andern überzugehen. Verschiedene Reisende erzählen, daß sie in Indien Seekühe gesehen haben, diese aber sind von einer andern Art. Die Morsenart ist immer leicht an ihren langen Hauzähnen zu kennen, und bloß der Elephant hat ähnliche Zähne. Solche Producte erzeugt die Natur selten, indem unter den Landthieren und Amphibien, der Elephant und der Morse, bey welchen sie sich befinden, einsame Arten, und die einzigen von ihrem Geschlecht sind, auch außer dem keine einzige Thierart, die dieses Kennzeichen hat, gefunden wird.

Man will für gewiß sagen, daß die Morsen sich nicht auf die Art, wie die anderen vierfüßigen Thiere, sondern so daß das Weibchen auf dem Rücken liegt, begatten. In dem Gliede des Männchens ist, wie bey den Wallfischen, ein dicker großer Knochen. Das Weibchen gebieret im Winter auf dem Lande oder Eise, und wirft gemeiniglich nur ein Junges, welches bey der Geburt schon so groß, wie ein jähriges Schwein ist. Wir wissen zwar nicht, wie lange das Thier trächtig gehe, aber nach der Zeit des Wachsthums, und auch nach der Größe desselben zu urtheilen, muß es über neun Monathe dauren. Die Morsen können nicht beständig im Wasser bleiben, sondern müssen dann und wann ans Land gehen, so-

wohl

wohl um ihre Jungen zu säugen, als anderer nothwendiger Verrichtungen willen. Wenn sie sich genöthiget sehen, auf steile Ufer und Eisschollen zu klettern, so klammern sie sich mit ihren Hauern an, n) und bringen mit ihren Vordertatzen die schwerfällige Masse ihres Leibes in die Höhe. Man behauptet, daß ihre Nahrung in Muschelwerk bestehet, welches im Grunde des Meeres liegt, und daß sie selbiges mit ihren Hauzähnen losmachen. o) Andre aber sagen, p) daß sie bloß von einem gewissen Kraut mit breiten Blättern, das im Meer wächst, leben, und daß sie weder Fleisch noch Fische fressen. Allein ich glaube, daß diese Meynungen nicht recht gegründet sind, indem der Morse dem Anschein nach, gleich den Phoken, vom Raube, und besonders von Heeringen und andern kleinen Fischen lebt, dann er frißt nicht, wenn er auf dem Lande ist, und das Bedürfniß der Nahrung nöthiget ihn, sich wieder in die See hinein zu begeben. 4)

Dauben-

n) Diese Hauzähne sind weder ganz rund noch recht eben, sondern vielmehr platt, und ein wenig eingekerbt; der rechte ist gemeiniglich etwas länger und stärker als der linke. — Ich habe zwey solche Zähne gehabt, von denen jeder zwey Fuß und einen Zoll pariser Maße lang war, und unten acht Zoll im Umfange hatte. *Histoire naturelle du Groenland, par Anderson, tome* II. *pages 162 et 163.*

o) *Histoire naturelle du Groenland, page 162.*

p) *Description des Indes occidentales par de Laët, p. 42.*

4) Auf dem Eise lag eine erstaunliche Menge Wall-Rosse, und weil wir bis dahin diese Thiere für See-Kühe

Daubenton sagt: der Morse (Taf. LIV.) kömmt dem Phoke (Taf. XLV.) in der Bildung des

Kühe gehalten hatten, die gut zu essen sind, so schickte ich, da es uns an frischen Lebensmitteln sehr fehlte, die Boote beyder Schiffe aus, um einige davon zu erlegen. Als nun Abends unsere Boote, mit neun Stück vermeinter Seekühe an Bord unsers Schiffs zurückkehrten, und so mancher Matrose, der schon ein paar Tage lang vorher jedes Thier dieser Art, das er sahe, gleichsam mit den Augen verzehrt hatte, endlich einen leckern Schmaus zu genießen hofte, traten ein Paar von unsern Leuten, die ehedem diese Thiere in Grönland gesehen hatten, mit der Nachricht hervor, daß es nicht Seekühe, sondern Seepferde (Wallrosse) wären, die man dort niemals äße. Wie sehr fand sich nicht ein jeder bey dieser Nachricht in seinen Erwartungen betrogen! doch ließen wir uns durch nichts abhalten, so lange von unsern Meerungeheuern zu zehren, als ein Stück davon übrig blieb; und es gab wenige am Bord, die nicht diese frische Speise unserm Pöckelfleische vorgezogen hätten. Das Fett ist anfangs süß wie Mark, wird aber in wenig Tagen ranzig, wenn es anders nicht eingesalzen wird, wodurch es sich weit länger hält. Das magere Fleisch ist grob, schwarz und von etwas wildem Geschmack; das Herz hingegen schmeckt beynahe so gut als Ochsenherz. Das ausgeschmolzene Fett giebt ein reichliches Oehl, welches in Lampen sehr gut brennt. Die Felle sind überaus dick, und kamen uns bey unserm Tau- und Takelwerk gut zu statten. Die Zähne oder Hauer waren jetzt bey allen sehr klein, und sogar bey den ältesten und größten nicht über sechs Zoll lang. Wir schlossen daraus, daß sie ihre alten Zähne kürzlich verloren haben müßten. Diese Thiere liegen in Heerden von vielen Hunderten auf dem Eise, und drängen sich über einander wie Schweine. Ihr Brüllen ist sehr laut, und kündigte uns bey neblichtem Wetter oder des

des ganzen Leibes sehr nahe, nur allein mit dem Kopfe nicht. Anstatt einer länglichten Schnauze, hat der Morse eine Art von Maul oder Angesicht, das sich nach oben zu nicht weiter, als über die Nase erstrecket, wo es mit zweyen runden Knollen aufhöret, die von den Nasenlöchern und den Augen beynahe gleich weit entfernt sind. Das Stirn=

des Nachts die Nähe des Eises an, ehe wir es sehen konnten. Nie fanden wir die ganze Heerde schlafend, sondern jederzeit hielten einige davon Wache; diese weckten, wenn sich ihnen ein Boot nahte, die zunächst bey ihnen schlafenden auf, und durch diese pflanzte sich der Lärm weiter fort, bis in wenigen Augenblicken die ganze Heerde aufgewacht war. Sie hatten aber deswegen noch keine Eile wegzukommen, sondern warteten, bis man Feuer auf sie gegeben hatte; alsdenn stürzten sie sich in der äussersten Unordnung übereinander ins Meer. Diejenigen, die nicht auf den ersten Schuß todt niederfielen, gingen mehrentheils für uns verloren, wenn wir sie auch tödtlich verwundet hatten. Diese Thiere kamen uns übrigens lange nicht so gefährlich vor, wie sie von einigen beschrieben werden; sie waren es nicht einmal, wie man sie angriff, und die Gefahr war bey ihnen mehr scheinbar als würklich. Oft folgten sie unsern Booten in großen Schaaren und kamen dicht daran hervor; allein man brauchte nur etwas Pulver von der Pfanne abbrennen zu lassen, oder auch nur die Flinte gegen sie zu richten, so tauchten sie augenblicklich unter. Das Weibchen vertheidigt, im Wasser und auf dem Eise, ihr Junges bis aufs äusserste, und setzt sogar ihr eignes Leben dabey hinten an. Das Junge verläßt auch seine Mutter nicht, und bleibt selbst dann noch bey ihr, wenn sie getödtet ist; man hat also, sobald man diese erlegt hat, das erstere sicher. Im Wasser hält die Mutter ihr Junges zwischen den Vorderflossen. C. Cooks dritte Entdeckungs=Reise, Th. 2. p. 140.

Stirnblatt, das heißt derjenige Theil des Kopfes, der sich bey den vierfüßigen Thieren von den Augen bis ans Ende der Schnauze erstreckt, macht bey dem Morse eine Biegung zwischen den Nasenlöchern und den Augen; das Angesicht, dessen gedacht worden ist, findet sich unter dieser Biegung; die Richtung seiner Fläche ist beynahe senkrecht; die Stirne und die Scheitel des Kopfes, sind hinter der Biegung des Stirnblatts auf einer horizontalen Fläche. Diese außerordentliche Bildung rühret von zween Hauern, oder sehr großen Zähnen her, die aus dem Vordertheile des Oberkinnbackens hervorgehen, nach unten und ein wenig auswärts gerichtet, und hinten gekrümmet sind. Die Laden dieser beyden Zähne machen die beyden Seiten des Mauls, und ihr Boden ist unter der Biegung des Stirnblatts; die beyden Erhabenheiten, oder runden Knollen die über dem Maule, in der Gegend dieser Biegung sind, sind grade über den Boden von jeder dieser Zahnladen. Indem diese Zähne aus den Fächern oder Laden hervorragen, sind sie viertehalb Zoll weit von einander entfernt, und lassen das Ende der Unterlefze zwischen sich hervorscheinen; die Oberlefze ist sehr groß, weil sie um die beyden großen Zähne herumgeht; sie ist auch in der Mitte, an der Stelle wo sie die Unterlefze berührt, ein wenig ausgehölt; die Zähne gehen eilf und einen halben Zoll weit, aus dem Rachen des Morsen hervor, der zum Gegenstande dieser Beschreibung gedienet hat; die Nasenlöcher haben ihre Stelle viertehalb Zoll weit über der Lefze; allein diese Maßen können nicht genau seyn, indem man bey dieser Beschreibung nur eine aufgetrocknete Haut

vor sich hat; ein großer Theil der Kopfknochen, die Beine und das Zeugungsglied, haften noch an dieser Haut, sie ist mit einem Haare versehen, so ohngefähr vier Linien lang, und auf dem Kopfe und an den Beinen weit kürzer ist; dieses Haar ist fein, ziemlich spröde, und an verschiedenen Stellen von olivenbrauner, gelblichter und röthlichter Farbe; es sind nur noch kleine Stückchen von Bartborsten übrig, die aus großen Löchern hervorgehen, welche auf dem ganzen Vordertheile der Oberlefze ganz nahe bey einander sitzen; diese Borsten sind weiß und platt, sie haben zwey Drittel einer Linie in der Breite, und ein Drittel in der Dicke. Die Haut hat vorne von der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes zwölftehalb Schuh in der Länge, acht und einen halben Schuh hinter den Vorderbeinen, und vier und funfzig Zoll vor den Hinterbeinen im Umfange. Das Maul hat acht und einen halben Zoll in seiner größten Höhe, und seine Breite beträgt unten zehn, und oben sechs und einen halben Zoll. Das Ende des Mauls steht neun und dreyßig Zoll von den Vorderfüßen ab, welche von den Hinterfüßen eine Ruthe weit entfernt sind. Die Vorderfüße haben neunzehn Zoll in der Länge, und neun Zoll drey Viertel in der Breite. Die Hinterfüße sind dreyzehn Zoll lang, und halten gegen zwanzig Zoll in der Breite. Der Schwanz hat eine dreyeckigte Gestalt, er ist bey seinem Anfange sechs Zoll breit, und nur viere lang. Das Zeugungsglied ist einen Schuh und acht Zoll lang; die Nägel sind sehr klein, braun und rinnenförmig zusammengebogen; die größesten haben einen Zoll in der Länge, und sind an dem Untertheile fünf Linien breit.

Ich

Ich werde mich in keine umständlichere Beschreibung in Absicht auf diese Haut einlassen; die Füße und das Zeugungsglied, sind durch das Austrocknen verunstaltet worden, und es wird daher besser seyn, daß wir solche nach einem Fötus, und nach dem Zeugungsglied eines erwachsenen Morsen beschreiben, die sich in dem Cabinette des Königs befinden. Dieser Fötus, und die Haut, von der bereits Meldung geschehen ist, haben bey der Abzeichnung des Morsen (Taf. LIV.) zum Modelle gedienet. Die Form des Leibes, des Schwanzes, der Beine und der Füße, ist von dem Fötus, und der Kopf ist nach demjenigen abgezeichnet worden, der an der aufgetrockneten Haut sitzt, und an welchen das Maul, die Biegung, der Mund und die langen Zähne, noch in völlig guten Zustande sind. Ich halte diese Figur für so richtig, als sie in der Ermangelung eines lebendigen, oder kürzlich gestorbenen Thiers nur immer seyn kann; wenigstens ist sie weit treffender als diejenigen, die uns Martens und Anderson gegeben, und die für die besten gehalten werden, die man bis jetzt gehabt hat.

Der Fötus ist ungemein klein, er ist von der Scheitel des Kopfes, bis zum Anfange des Schwanzes, noch nicht völlig einen halben Fuß lang; das Stirnblatt macht noch keine Biegung, und folglich findet sich auch kein aufgeworfenes Maul, wie an dem erwachsenen Morse, weil die Zähne noch nicht gebildet sind. Man sieht bloß eine Spur von der Oeffnung der Ohren, und ich habe dieselbe sogar verschlossen gefunden, wie ich sie mit einem Pferdehaare sondirte. Die Vorderfüße sind drittehalb Zoll weit von den hintern entfernet. Die

vier

vier Füße kommen so wohl inwendig als auswendig mit denen vom Phoke überein; ungeachtet ihre Knochen fast ganz knorpelicht waren, so kamen sie doch, nach meinem Bedünken, mit denen vom Phoke überein; auch die Zahl, Lage, und Bildung der Zehen und der Nägel, schienen mir bey diesen beyden Thieren einerley zu seyn. Die Länge des Körpers betrug fünf Zoll, sechs Linien. — Die Seekuh hat mit den beyden langen Vorderzähnen achtzehn Zähne, nemlich in jedem Kinnbacken an beyden Seiten vier Backenzähne, die nur klein sind. Die Vorderzähne waren einen Schuh und neuntehalb Zoll lang, und rageten aus ihrem Fache, einen Fuß und zwey bis drey Zoll hervor, ihr Umfang betrug an der Wurzel acht Zoll. — **Büffon a. a. O. p. 230.**

Anhang

zu dem

Abschnitt von den Morsen oder Seekühen.

Vol. XIII. pag. 358.

Wir setzen zu dem, was wir von den Morsen gesagt haben, noch einige Bemerkungen hinzu, die Herr Kranz auf seiner Reise nach Grönland, über dies Thier gemacht hat.

Einer von diesen Morsen, sagt er, war achtzehn Fuß lang, und in seiner größten Dicke beynahe von eben dem Umfange. Seine Haut war nicht glatt, sondern auf dem ganzen Leibe runzelicht, und um den Hals noch mehr. Sein Fett war weiß, und fast wie Speck, und ohngefähr drey Zoll dick. Die Gestalt des Kopfs war oval, und der Mund so eng, daß man kaum einen Finger hinein stecken konnte. Die untere Lippe ist dreyeckig, endigt sich in eine Spitze, und geht zwischen den beyden langen Hauern, die aus dem obern Kinnbacken herauskommen, etwas fort. Auf den beyden Lippen, und an jeder Seite der Nase, sieht man eine schwammigte Haut, aus der ein Knebelbart von dicken und starren Haaren heraus

aus kommt, von sechs bis sieben Zoll lang, die wie ein Strick aus drey Fäden zusammen gesetzt sind, welches diesem Thiere ein fürchterliches Ansehen giebt. Es nährt sich besonders von Wassermuscheln und Seegras. Die Hauer waren sieben und zwanzig Zoll lang, wovon sieben Zoll in der dicken Haut, und in den Zahnhöhlen lagen, die bis an die Hirnschale gehen. Jeder Hauzahn wog vier und ein halbes Pfund, und die ganze Hirnschale vier und zwanzig Pfund. q)

Nach dem Bericht eines Reisenden, des Herrn Kracheninnikow, r) gehen die Morsen, die er Seepferde nennt, nicht wie die Robben in das süße Wasser und in die Flüsse hinauf. Man sieht, sagt er, wenige von diesen Thieren, in den Gegenden um Kamtschatka, und wenn man sie findet, so ists nur in den nordlichen Meeren, man fängt viele von ihnen bey dem Vorgebürge Tschukotskoi, wo sie weit größer und zahlreicher als an irgend einem andern Ort sind. Der Werth ihrer Zähne hängt von ihrer Größe und Schwere ab; die kostbarsten, die aber sehr selten sind, sind die, die 20 Pfund wiegen; man sieht nur wenige, die 10 bis 12 Pfund wiegen, ihre gewöhnliche Schwere ist nur 5 bis 6 Pfund.

Friederich Martens, hatte schon einige von den natürlichen Gewohnheiten dieser Thiere bemerkt;

q) Hist. generale des Voy. Tom. XIX. p. 60. V.

r) Hist. du Kamtschatka. Lyon 1767. Tom. I. p. 283. V.

merkt; er versichert, daß sie stark und muthig sind, und einander mit äußerer deutlicher Entschlossenheit vertheidigen. „Wenn ich eins verwundete, sagt er, so versammleten sich die übrigen um den Kahn, und bissen mit ihren Hauzähnen hinein, andere hoben sich aus dem Wasser heraus, und versuchten alles mögliche, um hinein zu springen; wir tödteten auf der Insel Muff, verschiedene Hunderte von ihnen. . . . und gewöhnlich ist man damit zufrieden, daß man ihnen den Kopf nimmt, um ihnen die Hauer zu nehmen. s)

Es gehen diese Thiere, wie man weiß, in großen Haufen, und ehemals waren sie in einer beynahe unzähligen Menge, an verschiedenen Orten der nördlichen Meere. Herr Gmelin erzählt, daß die Engländer im Jahr 1705 und 1706 auf der Insel Gery, sieben bis 800 in 6 Stunden getödtet, daß sie im Jahr 1708, in 7 Stunden 900, und 1710 in einem Tage 800 getödtet. „Man findet, sagt er, die Zähne dieser Thiere an den niedrigen Ufern des Meeres, und es ist wahrscheinlich, daß sie von denen, die da sterben, herkommen; man findet diese Zähne an der Küste der Tschutschis in großer Menge, wo diese Völker sie in Haufen zusammenbringen, um sich Werkzeuge daraus zu machen. t)

Aus den Berichten aller Reisenden, die die Nordmeere besucht haben, sieht man, daß man unter

s) Reise nach Grönland.

t) Gmelins Reise, 2ter Band.

unter diesen großen Thieren, eine außerordentliche Niederlage angerichtet, und daß die ganze Art in der That weit weniger zahlreich ist, als sie es ehemals war; sie haben sich nach Norden, und an die von Fischern weniger besuchte Gegenden zurückgezogen, die an den Orten, wo sie ehemals in so großer Menge waren, gar keine mehr antreffen. Wir werden sehen, daß es sich mit den Robben, und allen den Seeamphibien beynahe eben so verhält, deren angeborne Neigung sie nöthigt, sich heerdenweise zu vereinigen, und eine Art von Gesellschaft zu machen; der Mensch hat alle diese Gesellschaften zerstöhrt, und die meisten Thiere dieser Art leben würklich in einem zerstreuten Zustand, und können sich nur bey wüsten und unbekannten Gegenden versammlen. Büffon suppl. quadr. Edit. in 12. Tom. XI. p. 124.

CLI.

Der Dugon. a) 1)

Allg. Hist. der Nat. VII. I. *Tab.* 56.

Der Dugon ist ein Thier in den Meeren von Afrika und Ostindien, von dem wir nur zwey entfleischte oder abgeschnittene Köpfe haben, und ist

a) Dugon, Dugung, der Name dieses Thiers auf der Insel Lethy oder Leyt, einer von den Philippinen, welchen wir beybehalten haben.

Anmerkung. Diesen Namen habe ich in Christoph Barchewitz Reisebeschreibung von Ostindien, die ins Deutsche übersetzt und 1751 zu Erfurt gedruckt ist, angetroffen. Der Verfasser sagt, daß dieses Thier auf der Insel Lethy Dugung oder Ickan-Dugung heiße, und daß man es auch Manate nenne. Diese letztere Benennung würde dem Anschein nach anzeigen, daß dieser Dugon oder Dugung ein Manati oder Lamantin sey, allein in der Beschreibung dieses Reisenden wird gesagt, daß der Dugon zwey Hauzähne habe, welche einen Zoll dick und eine Spanne lang wären. Dieser Charakter aber kann dem Manati nicht zukommen, sondern kömmt dem Thier zu, wovon hier die Rede ist, und wir den Kopf haben. (Edit. 1730. p. 358.)

1) Tri-

ist in Absicht dieses Theils, keinem andern Thier so ähnlich als dem Morse. Sein Kopf ist beynahe eben so durch die tiefen Höhlen verunstaltet, aus welchen im Oberkinnbacken zwey Zähne, die einen halben Fuß lang sind, herauswachsen. Allein diese Zähne sind mehr Schneide- als Hauzähne; sie kommen nicht gerade aus dem Rachen, wie des Morsen seine; sie sind viel kürzer und dünner, und überdies sitzen dieselben gerade vorn in der Kinnlade, und zwar dicht beyeinander, wie Schneidezähne; die Hauzähne des Morsen aber haben einen großen Raum zwischen sich, und befinden sich nicht an der Spitze, sondern zur Seite

 des

s) Trichecus (Dugung) dentibus laniariis superioribus exsertis brevioribus. *Erxleb. Mammal. p. 599. n. 3.*

The Lamentyn female. *Barbot Guin. p. 562. tab. 7?*

Le Dugon. *Buffon hist. nat. XIII. p. 374. tab. 56.* (Schädel). Allg. Hist. der Nat. *VII. 1. p. 205.*

The Indian Walrus. *Pennant syn. quadr. p. 338. n. 264.*

Der Dugung. *Schreb. Säugth.* II. *p. 267. n. 2.*

Der Dugung: Trichechus Dugon. *Müll. Naturs. Suppl. p. 21.*

Le Dugon. *Buffon quadr. ed. in 12. Tom. VI. p. 329.*

Der Dugung. Zimmerman geogr. Zool. II. *p. 425. n. 386.*

Trichecus (Dugung) dentibus laniariis superioribus exsertis approximatis. *Linn. Syst. Nat. a Gmel. ed. XIII. I. p. 60. n. 3.*

Dugon. Campers kleine Schrift. B. 3. S. 20.

des Oberkinnbackens. Die Backenzähne des Dugons sind gleichfalls so wohl in Betracht der Zahl, als in Hinsicht der Lage und Form, von den Zähnen des Morse unterschieden. Wir zweifeln daher nicht, daß dieses Thier von einer andern Gattung sey. Einige Reisebeschreiber, welche desselben erwähnet, haben es mit dem Seelöwen verwechselt. Innigo de Biervillas berichtet, es wäre am Vorgebirge der guten Hoffnung ein Seelöwe getödtet worden, welcher zehn Fuß lang, und vier dick gewesen wäre, und einen Kopf wie ein jähriges Kalb, abscheuliche große Augen, kurze Ohren, einen Bart mit in die Höhe stehenden Haaren, sehr breite Füße, und so kurze Beine gehabt, daß der Bauch die Erde berühret hätte. Er setzte am Ende noch hinzu, daß man die beyden Hauzähne, welche einen halben Fuß lang, aus dem Rachen hervor gestanden, herausgenommen. b) Dieser letzte Character ist dem Meerlöwen nicht anpassend, indem dieser keine Hauer, sondern Zähne wie der Phoke hat. Hieraus habe ich den Schluß gezogen, daß dies kein Meerlöwe, sondern dasjenige Thier sey, dem wir den Namen Dugon gegeben haben. Andere Reisebeschreiber haben es meinem Bedünken nach, unter der Benennung eines Meerbären angezeiget. Spielberg und Mandelsloh melden: „daß auf der Insel St. Elisabeth, und auf den afrikanischen Küsten, Thiere gefunden werden, welche man eher Seebären als Seewölfe nennen sollte, weil sie in ihren Haaren, ihrer Farbe und ihrem Kopf, den

b) *Voyage d'Innigo de Biervillas, partie I. p. 37 et 38.* (Biervillas allerneueste Reisen, Berl. 1736. p. 31.)

den Bären sehr gleich kämen, und bloß eine spitzigere Schnautze hätten: den Bären glichen sie auch in Absicht ihrer Bewegungen, und der Art, wie sie sie machten, die Bewegung der Hinterbeine ausgenommen, welche sie bloß nachschleppten. Uebrigens sähen diese Amphibien abscheulich aus, flöhen nicht, wenn sie eines Menschen ansichtig würden, und bissen so gewaltig, daß der Schafft einer Partisane davon gleich zerbräche; und daß, ob sie zwar an den Hinterbeinen lahm wären, sie doch so schnell gingen, daß ein Mensch, wenn er auch liefe, sie kaum einhohlen könnte. c)" Herr le Guat meldet, „daß er am Vorgebirge der guten Hoffnung, eine Seekuh von rothbrauner Farbe gesehen. Sie habe einen runden und dicken Leib, große Augen, lange Zähne oder Hauer, und ein etwas aufgeworfenes Maul gehabt. Er setzt hinzu, ein Matrose habe ihm versichert, daß dieses Thier, von dem er nur den Vordertheil des Leibes hätte sehen können, weil es im Wasser gewesen wäre, auch Füße hätte. d) Diese Seekuh des le Guat, der Meerbär des Spielbergs, und der Meerlöwe des Biervillas, sind meinem Bedünken nach, alle drey einerley Thiere mit den Dugon, dessen Kopf uns aus der Insel France geschickt worden, und der sich also in den südlichen Meeren vom Vorgebirge der guten Hoffnung an, bis zu den philippinischen Inseln befindet. e) Uebrigens können wir nicht mit

c) *Premier Voyage de Spilberg, tome* II. *p.* 437. — *Voyage de Mandelslo, tome* II. *p.* 551.

d) *Voyage de le Guat, tome* I. *p.* 36.

e) Ich konnte aus meinem Hause, das auf der Insel Lethy

Gewißheit sagen, ob dieses Thier, welches vermittelst des Kopfes und der Hauzähne, einige Aehnlichkeiten mit dem Morse hat, auch wie dieser, vier

Füße

Lethy auf einem Felsen lag, die Schildkröten einige Klaftern tief im Wasser sehen. Einmal sahe ich zwey große Dugungs oder Seekühe, welche nahe an den Felsen und an mein Haus kamen. Ich ließ sogleich hievon meinem Fischer Nachricht geben, und zeigte ihm diese beyden Thiere, welche herumgiengen und ein grünes Moos fraßen, das am Ufer wächst. Er lief gleich hin und holete seine Cameraden, welche hierauf zwey Boote nahmen, und damit ans Ufer fuhren. Binnen dieser Zeit kam das Männchen und suchte sein Weibchen, und wurde auch, weil es sich nicht wegbegeben wollte, mit demselben getödtet. Diese beyden ungemein großen Fische, waren jeder über sechs Ellen lang, und das Männchen war etwas größer als das Weibchen; ihre Köpfe waren den Ochsenköpfen ähnlich; sie hatten zwey große Zähne, welche eine Spanne lang und einen Zoll dick waren, welche wie bey den wilden Schweinen über den Kinnbacken hervorragten. Diese Zähne waren weißer als das schönste Elfenbein. Das Weibchen hatte zwey Brüste wie eine Frau; die Zeugungsglieder des Männchens glichen eines Mannes seinen; die Eingeweide waren denen bey einem Kalbe ähnlich, und das Fleisch schmeckte wie Kalbfleisch. Christoph Barchewitz Reisebeschreibung, S. 381.

Dieser Auszug ist von dem Hrn. Marquis von Montmirail übersetzet worden.

Anmerkung. Diese ganze Beschreibung paßt auf den Manati, die Zähne ausgenommen, ziemlich gut. Der Manati hat weder Hau- noch Schneidezähne, und blos dieserwegen vermuthe ich, daß dieser Dugung kein Manati, sondern das Thier sey, von welchem wir die Köpfe besitzen, und die wir haben abzeichnen lassen.

V.

Füße habe. Wegen der Analogie, und der Nachrichten der von uns angeführten Reisebeschreiber, vermuthen wir solches. Allein die Analogie ist nicht so groß, und die Nachrichten der Reisebeschreiber sind nicht so genau, daß man einen Ausspruch thun könnte, weshalb wir unser Urtheil hierüber so lange zurück halten, bis wir bessere Nachrichten haben.

Von dem Kopfe eines Dugons, in dem Königl. Pariser Kabinet, sagt Herr Daubenton: „Dieser Kopf ist entfleischt (Pl. LVI. f. 1. 2.); der Knochen des Hinterkopfs und die Scheitelknochen mangeln an demselben ganz und gar. Die Stücke die noch übrig sind, haben eine sehr außerordentliche Bildung, die sehr weit von der Bildung der Stücke abgeht, die eben dieselbe Stelle bey jedem andern Thiere, und so gar auch bey dem Morsen einnehmen, obgleich sonst der Kopf des Dugons mehr mit dem Morsenkopfe, als mit dem Kopfe irgend eines andern Thiers übereinkommt. Um die Bildung und Lage von den verschiedenen Stücken des Kopfes, der jetzt unser Gegenstand ist, desto kenntlicher zu machen, ist es dienlich, daß wir damit anfangen, die vornehmsten dieser Stücke, nach den Figuren der 56sten Kupfertafel zu bezeichnen. Man sieht daselbst deutlich den Vordertheil, (A. Fig. 1. die den Kopf von der Seite vorstellet) des Stirnknochens; die Oefnung der Nasenlöcher; (B. C) einen Winkel (D), den der Oberkinnbacken vor der Oeffnung der Nasenlöcher macht; die große Strecke (D. C), die dieser Kinnbacken von der Oeffnung der Nasenlöcher (D) an, bis zu dem Rande der Zahnhölen (E) einnimmt; den jochförmigen Fortsatz (F. G) des Schlaf-

beins;

beins; den Apfelknochen (H. I. K); die Augenhöhle (L); den kopfförmigen Fortsatz (M) des Unterkinnbackens; sein vorderes Ende (N. Fig. 1. und Fig. 2. die den Kopf von vorne, und mit offenen Maule vorstellet); dem Umriß (O) seiner Aeste; einen tiefen Rüst (P) an seinem untern Rande; einen hervor-springenden Winkel (Q) an seinem obern Rande, der dem Winkel des Oberkinnbackens gegen über ist. Nachdem ich diesen Kopf mit dem Morsenkopfe verglichen habe, so vermuthe ich, daß er von einem Thiere komme, das mehr Aehnlichkeit mit den Morsen, als mit irgend sonst einem Thiere unter allen denen hat, die ich kenne, und die großen Verschiedenheiten, die sich zwischen diesen beyden Köpfen, in Ansehung ihrer Bildungen finden, haben mich nicht verhindert, an denselben einen Umstand zu merken, worauf eine entschiedene Aehnlichkeit beruhet. Der Dugon hat Hauzähne (R. R) wie der Morse, und die laden dieser Hauzähne sind ungemein tief, und verlängern den Kinnbacken so sehr, daß er sich weit über den Vorder- und Untertheil des Gaums hinausstreckt, so, daß diese Verlängerung des Kinnbackens mit dem Gaume inwendig im Rachen einen einspringenden Winkel, und auswendig mit dem Obertheile des Kopfes, einen ausspringenden Winkel macht; diese Winkel stehen an den Köpfen dieser beyden Thiere, sehr hervor, und tragen mehr als die Bildung des übrigen Kopfes, zu der außerordentlichen Gestalt desselben bey. Es ist sehr gewiß, daß diese seltsame Gestalt, gegen andere Thiere verglichen, bloß von den langen Zahnladen kömmt. Denn wenn man annimmt, daß bey allen Thieren die Vorderzähne des Ober-

kinn-

kinnbackens sehr groß wären, und ungemein lange
laden hätten, die den Kinnladen verlängerten, so
würde die Verlängerung ebenfalls mit dem Gaume
einen einspringenden, und mit dem Stirnblatte ei-
nen ausspringenden Winkel machen, und auf
solche Weise würde die Bildung ihres Kopfes,
der von dem Kopfe des Morsen und des Dugons
sehr nahe kommen. Zwischen den Hauzähnen die-
ses letzteren ist nur wenig Raum; sie vertreten die
Stelle der Schneidezähne; ihre Fächer sind durch
eine Zwischenwand, von geringer Dicke geschieden,
und lassen gar keinen leeren Raum zwischen sich;
das Stück des Oberkinnbackens, wo sie alle beyde
sind, findet sich vor dem Unterkinnbacken; die En-
den der beyden Kinnbacken berühren sich, vermit-
telst einer breiten und platten Fläche; auf dem
Unterkinnbacken ist diese Fläche (S. Pl. LVI. Fig.
2) niederwärts abgesenkt, und bildet mit dem Rande
der Zahnhöhlen (T) dieses Kinnbackens, einen
hervorspringenden Winkel, (e. Q.) und an den
unteren Rändern eben dieses Kinnbackens, einen
Ausschnitt, der jeden Winkel entgegen stehet. Da
die Fächer der Hauzähne, bey dem Morse sehr weit
von einander entfernt sind, und zwischen ihren Un-
tertheilen einen großen leeren Zwischenraum lassen,
so nimmt der Unterkinnbacken diesen Zwischenraum
mit seinem Ende ein, welches von geringer Breite
ist, und den Oberkinnbacken nicht berührt. Das
Ende des Unterkinnbackens schließt sich nicht mit
einer platten und schiefgesenkten Fläche, die, wie
bey dem Dugon, mit den Rändern der Zahnfächer
dieses Kinnbackens, einen hervorspringenden Win-
kel und an den Unterrändern Ausschnitte oder
Rüfte macht. Die Oeffnung der Nasenlöcher,
ist

ist bey den Dugon weit größer, als bey den Morsen; sie liegt über den ausspringenden Winkel des Oberkinnbackens; diese Oeffnung geht durch den Vordertheil des Gaums in den Mund hinein. Die Augenhöhlen liegen an den Seiten des Kopfes, unter der Oeffnung der Nasenlöcher. Der jochförmige Fortsatz des Schlafbeins ist weit länger, als bey den Morsen; der Apfelknochen hat den Augenhöhlen-Fortsatz nicht; der beinerne Rand der Augenhöhlen, ist ungefähr auf ein Viertel ihres Umfanges unterbrochen; die Aeste des Unterkinnbackens sind höher und krümmer, als bey dem Morsen.

Die Backenzähne des Dugons, sitzen ganz hinten im Rachen, und sind weit von den Hauzähnen entfernt. Es sind ihrer vier (V. Pl. LVI. Fig. 2) an jeder Seite des Oberkinnbackens, und nur drey (T) an jeder Seite des unteren, welches zusammen, wenn man auch die Hauer mitrechnet, in allem nicht mehr als sechzehn Zähne ausmacht. Die Backenzähne kommen mehr mit den Hauern, als mit den Backzähnen des Morsen, oder als mit den Backenzähnen anderer Thiere überein; ihre Krone wird durch eine concave Fläche gebildet, ihre Wurzel ist hohl, wie bey den Hauzähnen, die letzten sind die dicksten, und haben an den Seiten eine breite längere Rinne. Alle diese Zähne haben eine Elfenbeinsubstanz, und dabey eine dünne Rinne von gleicher Art, ohne alle Einfassung von Glasur. Die Hauzähne sind ungefähr einen halben Schuh lang, und haben zween Zoll im Umfange; die Höhlung ihrer Wurzel ist über drey Zoll tief; sie sind ein wenig krumm, und ragen

nur

nur einen Zoll weit aus ihrem Fache hervor; dieser Theil ist wie das Ende einer Orgelpfeife abgeschnitten, und ringsumher, ausgenommen an der äußeren Seite, mit Glasur überzogen; die Substanz dieser Hauer ist elfenbeinartig, wie die Substanz von den Backzähnen, ihr Ende ist abgenutzt vermittelst des Reibens, wodurch sie die Gestalt von Orgelpfeifen bekommen, deren schräge Fläche auf der äußeren Seite des Hauzahnes befindlich ist. Diese Fläche hat durch keinen andern Gegenzahn beschützt werden können; ich vermuthe, daß das Thier seine Hauzähne an der äußern Seite gegen fremde Körper reibt; es schleift dieselbe an dieser Seite bis an das Zahnfleisch ab. Der unter gegenwärtiger Nummer angeführte Kopf ist von dem Herrn Bernhard von Jussieu ins Cabinet geschenkt worden. **Büff. Allg. Hist. d. Nat.** VII. 2. p. 245.

Anhang zum Dugon.

Camper kleine Schriften, B. III. Th. I. *Tab.* III.

Der Herr Camper hat im dritten Bande seiner kleinen Schriften, so viele Aufklärung in der Geschichte dieses Thiers gegeben, daß ich nicht umhin kann, seine Bemerkungen hier beyzufügen, um so mehr, da sie sich ganz auf die vorhergehende Büffonsche Beschreibung beziehen.

Er sagt: „Schon längst hatte das 56ste Kupfer des Grafen von Büffon, einen besondern Eindruck auf mich gemacht, und mich in Zweifel gesetzt, ob die Gleichförmigkeit, welche dieser große Naturforscher nicht allein, sondern auch Herr Daubenton, zwischen dem Dugon und der ersten Art des Wallrosses a) die Linne anführt, Statt zu haben annehmen, wohl gegründet sey?

Das Wallroß kannte ich sehr genau, weil ich seit vielen Jahren, zwey Köpfe desselben besaß, und eine Menge anderer, selbst ein lebendiges in Amster-

a) Trichecus Rosmarus. *Linne Syst. Nat. XII. p. 49.*

Der Dugan nach Camper. S. 48.

Büff. n. G. d. Thiere XVII B.

Amsterdam gesehen hatte. Das Wallroß ist wirklich vierfüßig, und gehört, was den Körperbau betrift, zu dem Phoka oder Seerobben. Warum aber Linne b) diese Thiere getrennt habe, kann ich nicht ergründen. Der Wallroß hat vier Schneidezähne, c) lange Hauzähne im Oberkieferknochen. Aber die zwey Zähne, welche einige Gleichheit in der Gestalt haben, werden beym Dugon in den Zwischenkieferknochen gefunden. Uebrigens hat der Dugon weder unten noch oben Schneidezähne, und an jeder Seite der beyden Kiefern nur drey oder vier Backenzähne.

Die sonderbare Gestalt des Kopfes, die Lage der großen Zähne, und der Unterkiefer beym **von Büffon** d) scheinen mir so wunderbar und so verschieden vom Wallrosse, e) daß ich mir gar nicht vorstellen konnte, wie diese Köpfe zu demselben Geschlechte gehören könnten? Der berühmte englische Naturforscher **Pennant** f) gab mir kein mehreres Licht, da er alles wörtlich aus dem Büffon entlehnet hat.

Artedi

b) Ebend. p. 55.

c) Die Abhandlung over den Ourangoutang. H. 7. §. 2. S. 75.

d) Kupfer 56. Fig. 2. φ. φ. N.

e) Ebend. Kupf. 55. Fig. 1 u. 2.

f) Seite 517.

g) Im dritten Theile der genera piscium, S. 79. Gen. 71.

Artedi verwechselt das Wallroß mit dem Manatus. Vielleicht ist es die Siren; h) Im fünften Theile hat er sie wieder untereinander gemengt. i) Was **Brisson** davon erzählet, bedeutet auch nicht viel.

Er schrieb Andere, fürnehmlich den **Steller**, welchen wir hier aufführen werden, aus. **T. Klein** hat sich auch in dieser Verwirrung, wie aus seiner Abhandlung erhellet, nicht helfen können. Auch der berühmte **Zimmerman** m) gab eben so wenig Erläuterung, weil er alles aus andern, die selbst keine Kenntniß davon hatten, entlehnen mußte.

Vor wenigen Tagen erhielt ich sehr unerwartet von meinem vordem sehr fleißigen und immer dankbaren Zuhörer, dem geschickten Herrn **J. van der Steege**, nicht allein den Kopf sondern die ganze Zeichnung eines Fisches, der ihm und allen andern in Batavia unbekannt schien, und den ich gleich für den Dugon ansahe. Da ich die vom Grafen von Büffon gegebene Zeichnung des Kopfes, mit diesem verglich, fand ich dieselbe sehr genau und fürtreflich gemacht. Ich durchblätterte das sonst ungereimte Buch des **Herrn Renard**, das im Namen der vorigen Gouverneurs von Indien, van Oudshorn, van Hoorn, van Riebeek, und

h) S. 81.

i) S. 109.

k) Regn. animal. S. 164.

l) de lapide Manati. §. 43. S. 33.

m) Spec. Zool. geogr. S. 265. §. 41.

und van Zwol, im Jahre 1754 bey Ottens herausgegeben worden ist, und fand die Abbildung des nemlichen Fisches, obschon im Kleinen, doch mit allen fürnehmsten Kennzeichen, unter den Namen Dujoung und Seekuhe. Vielleicht ist es von einiger Richtigkeit, daß unsere Landsleute die Abbildungen des Herrn van der Steege und Renard sehen. Ich schicke sie deswegen beyde unter Fig. 1. 2. und 3.

Aus denselben siehet man sehr deutlich, daß es ein athmender Fisch ist, mit einer glatten Haut, das ist, ohne Haar, ohne Hinterfüße, daß er nur zwey Brustschloßfedern oder Arme hat, und einen platten Schwanz. Die Brüste mit einzelnen Warzen an der Brust, und nicht am Bauche, wie bey allen Seehunden und Wallrossen. Das Maul endlich ist rundherum mit vielen haarigen Fasern besetzt.

Gesner, wenn er von den Sirenen o) handelt, sagt: Einige tragen ihre Jungen in den Armen, und nähren sie mit ihren Brüsten, die sie sehr groß an der Brust haben. Im Diction. raison. des Animaux führt der Verfasser aus dem Merolla einen Fisch unter der Benennung des Serenico an, der dem Frauenzimmer in Rücksicht der Brüste, Arme und Hände ähnlich seyn sollte — daß sich aber der Körper in einen Schwanz, der seitwärts in einen Punkt auslief, und platt wäre,

 endigte.

n) S. 34. Kupf. Nr. 180.

o) de aquatilibus. B. IV. S. 879.

endigte. Er hätte ein weites und sehr häßliches Maul — runde und große Augen — die Portugiesen nennen ihn **Pieze Molhar** p) — und aus Rhedi, daß die Spanier ihm den Namen **Pesce Donna** geben u. s. w. Wie sehr man auch viele Erdichtungen dabey angeführet hat, so liegt doch eine wahre Ursache zum Grunde.

In den allgemeinen, in die holländische Sprache übersetzten Reisebeschreibungen des Abts Prevot q) wird der Fisch, bey der Beschreibung der Philippinischen Inseln, unter der Benennung Dougon, **Pesce Muger** angeführet, und gesagt, er habe Zeugungstheile, und Brüste mit Warzen wie die Frauen. Im vierten Theile r) wird von dem Manati gehandelt, als welcher Brüste an den Floßfedern hätte, unter der Benennung der Seekuh und Lamantin. Es ist sonderbar, daß man im 21sten Theile s) die Zeichnung aus Renards Kupfern ganz übergenommen, und unter dem Namen des **blauen Bartmännchens** t) angeführet hat. Wie dem auch sey, so erhellet doch aus allen diesen Beschreibungen, daß schon lange ein gewisser athmender Fisch, mit Brüsten vorne an der Brust, das ist, bey den Armen oder Floßfedern mit einem Barte u. s. w. unter dem Namen **Doujong**, welcher mit diesem **Dugon** u. s. w.

p) Band IV. S. 215.

q) Theil 18. S. 56.

r) S. 347.

s) S. 256. Fig. Nr. 463.

t) Blaauw Baandmannetje.

w. vollkommen übereinstimmt, bekannt gewesen sey — daß dieser Fisch aber, da er sehr selten ist, desto mehr gekannt zu werden verdient, und zwar fürnehmlich, weil man in Rücksicht seiner Eigenschaften, durch die größten Naturbeschreiber dieses Jahrhunderts einen Artedi, Klein, Linne, von Büffon, Pennant, Brisson und Andere so sehr in Ungewißheit gebracht wird.

Aus demjenigen, was der Graf von Büffon von den Lamantins u) schreibt, und mit dem Ansehen sehr vieler Meerbesegler und anderer Personen bestätigt, erhellet, daß dieser Fisch, oder dieses schwimmende mit Brüsten versehene Thier, um den neuern Nomenclatoren keinen Anstoß zu geben, eben wie der Dugon Brüste an der Brust oder den Armen habe; aus der Vergleichung der Schedel aber, welche ich hier nach demjenigen, was ich gesehen habe, aufgebe, erhellet ganz deutlich, daß es sehr verschiedene Thiere sind, die nicht die geringste Uebereinstimmung mit den Seerobben (phoca) so wie Clusius meinte, noch mit dem Wallrosse haben.

Herr van der Steege, durch die große Anzahl der Kranken auf Batavia zu sehr beschäftigt, hat mir nur diese wenige Umstände, und den von der Seite des Rückens x) und des Bauchs y) vorgestellten Fisch zugeschickt, welche beyde aber, ob

u) S. 377. Ebend.

x) Fig. 1.

y) Fig. 2.

sie schon sehr rauhe Umrisse sind, die Beschaffenheit des Thiers zu erkennen geben: „A, sagt er, ist die mit Fasern besetzte Oberlippe, B ein hartes viereckichtes außer dem Maule heraussteheudes Stück Fleisch, welches nicht aufbewahret werden konnte, und da wo es abgerottet ist, die zwey Zahnspitzen (Büffon Eb. R. R) zeigen. C. sind schöne blaue Augen, wie die eines Menschen, mit einem runden, doch großen Augapfel, welche durch Augenlieder geschlossen wurden. D. D sind die großen Brüste und Warzen, die vorne unter jeder Floßfeder liegen.

Die Ohren oder Oefnungen derselben, die beynahe wie der Hintere eines kleinen Kindes zusammengezogen waren, sind durch die Vernachläßigung des Zeichners nicht angezeigt.

Die Nasenlöcher in der ersten Figur sind zu groß, und zu weit von einander gezeichnet. Der Zeichner hat eine Art von Kälberkopf davon machen wollen. Sobald das Thier die Luft heraus gelassen hatte, schlossen sie sich, wie mit Klappen“.

Wenn wir nun die dritte Figur, welche ich aus dem angeführeten Kupfer des Renard genau nachgemacht habe, damit vergleichen, so wird man leicht einsehen, daß a. b. c. und d. mit den Buchstaben in Figur 2. übereinstimmen, und daß das Ohr e. gewiß zu weit nach hinten gebracht ist; denn es wird kaum mehr als die Hälfte von c. g. hinterwärts in f. gestanden haben.

Unter-

Unterdessen schmerzet es mich, daß weder von den Zeugungstheilen, noch von dem Hintern, noch von der wahren länge des Thiers etwas bemerkt worden ist.

Wir haben schon gesagt, daß dieser Kopf (im 13ten Theile tab. 56) vom **Grafen von Büffon** vortreflich gezeichnet sey — wir setzen hinzu, daß beyde die Beschreibung des d'Aubenton sowohl als die Zeichnung, so vollkommen angeführet sind, daß es überflüßig seyn würde, hier eine beyzufügen, besonders da das Buch jetzt in jedermanns Händen ist.

Die Ausmessung allein fehlt, welche ich vom Kopfe der in meiner Sammlung ist, mit den Buchstaben des angeführten Kupfers angeben werde. Fig. 1. FE = ME 14 Zoll, FK 8 Zoll, AD = DE = 7 Zoll, MP = 8 Zoll, QN. 5. ON. 6. PQ. 4 Zoll — alles nach rheinländischen Maßstabe. Der mangelnde Theil des Hinterhaupts beym Büffon ist anderthalb Zoll — also ist die völlige länge funfzehn und einen halben Zoll — die ganze Höhe AO acht Zoll.

Siehe auch die zweyte Figur. Die Breite von dem einen Rande der Augenhöhle bis zum andern ist acht Zoll, O. O. sieben, P. P. drey, Q. Q. zwey und ein viertel, N. ein und ein viertel Zoll.

Oben sind an beyden Seiten 3 Backenzähne, welche nach hinten breiter werden. Der hinterste war sieben achtel Zoll — der vordere einen halben Zoll — der mittlere zwischen beyden. Im Unterkiefer

kiefer sitzen auch drey, eben so groß wie die obern T. T. = zwey und drey achtel Zoll. Die Kehle und Zunge können also nur sehr eng und schmal seyn, fürnehmlich da die innere Distanz der Backenzähne, nur einen und ein achtel Zoll beträgt. Eben so ist das Zungenbein, welches ein ziemlich großes hohes Mittelschild (basi-), kleine Hörner von einen Zoll, keine Waizenkörner, sondern breite, starke, und viertehalben Zoll lange Griffelfortsätze hat. Die Gehörbeinchen sind sehr groß und schwer — Die Steinbeine sehr klein, so daß sie wahrscheinlich keine halbrunden Röhren haben werden.

Unterdessen siehet man, daß der unter dem Namen lapis manati und tiburonis bekannte Knochen wirklich die Schnecke des Gehörs ist, wie wir sie beschrieben und gezeichnet haben, z) und wie auch Herr Sloane gedacht hat. T. Klein a) hält es mit Unrecht für das wahre Steinbein. Wenigstens in dem Dugon, und in den Köpfen des Manati, die ich gesehen habe, werden sie nicht gefunden.

Die äußern Ränder der Gelenkköpfe am Hinterhaupte, sind viertehalben Zoll — inwendig anderthalben Zoll. Die Oefnung des Hinterhaupts ist also eben so breit, aber zwey und ein viertel Zoll hoch.

Die

z) Haarl. Verhandl. Th. 17. 2. St. S. 179. Kupf. 1. Fig. 7. S. die kleine Schrift.

a) de Lap. manati. S. 36. §. 46.

Die Gaumenbeine und die Haken des Keilbeins, wo sich die musculi circumflexi palati herumwinden, stehen einen und drey achtel Zoll von einander — zum Beweise, daß der Schlund dieses Thiers auch enge seyn müsse.

Wenn nun der Kopf einen Fünftheil der Länge ausmachte, so wäre der Fisch = funfzehn und einen halben, oder sechszehn + 5 = sechs Fuß und acht Zoll, vielleicht sieben Fuß lang gewesen.

Wie mangelhaft diese Beschreibung auch sey, so lehret sie uns doch, daß der Dugon gar nichts mit dem Wallrosse gemein habe — sondern ein Fisch sey, der mit dem Manati oder Lamantins, nur ein Geschlecht würde ausmachen können, wenn auch dieser ihre Köpfe, mehrere Uebereinkunft mit dem der Wallrosse hätten." In der Sammlung des Prinzen im Haag ist ein Schädel und der Unterkiefer eines Lamantins, dessen übereinstimmende vier Schneidezähne (oben und unten zwey) wie auch die vier Eckzähne, die ich in dem Museum zu London, in einem ausgestopften, vernachlässigten Fell gesehen habe. Auch sahe ich in eben diesem Museum den Schedel eines gleichartigen Thieres, wovon ich eine sehr ausführliche Zeichnung gemacht habe.

In allen diesen Thieren so wie im Trichecus, in der Phoka, im Manatus, und dergleichen Seethieren sind gar keine Thränengänge.

Die von G. W. Steller b) gegebene sehr ausführliche und von allen die nach ihm geschrieben haben, angeführte Beschreibung des Manati, welches Thier die Holländer Seekalb, und die Engländer Seekuh nennen, stimmet mit vielen Eigenschaften dieses Fisches sehr gut überein. Doch da er 24 Fuß lang ist, so darf ich ihn nicht den nemlichen nennen. Auch kommen die Zähne nicht überein. Steller spricht demselben die Zähne ab, und giebt ihm nur allein zwey schwere weiße Knochen, einen in Ober- und einen im Unterkiefer, welche auf dem vierzehnten Kupfer abgebildet sind, und denen in unsern Dugon gar nicht entsprechen.

Doch hat der Manatus zwey Brüste von anderthalb Fuß im Durchmesser mit einer Zize, die bey den Säugenden vier Zoll lang ist, und in denjenigen, die nie geworfen haben, so klein wie eine Warze gefunden wird c).

Der Kopf war 27 Zoll lang, und dreyzehn und einen halben breit, indem das ganze Thier die Länge von 296 Zoll hatte, und also sehr verschieden, nemlich ein Zehntheil der Länge, vom Dugon war; nach welchem Verhältnisse der Dugon nicht sieben, sondern 14 Fuß lang seyn würde.

Steller, dessen ausführliche Beschreibung viele Aufmerksamkeit verdient, giebt diesem Thiere d) nur sechs Halswirbel-Knochen, da ich in sehr

b) Th. II. der Nov. Comment. Acad. Scient. Petropolit. 1749. S. 289.
c) S. 307.
d) S. 39.

sehr vielen Braunfischen, dem Sprützfische, dem Wallfische immer sieben gefunden habe, doch so, daß die zwey obersten selbst in den Jungen immer vereinigt sind, und sich wie eins zeigen, und also sechs zu seyn scheinen.

Bey dem allen habe ich im Brittischen Museum in London, und im Theatrum Ashmohean in Oxford sehr große Atlasse, oder erste Halswirbel angetroffen, welche uns noch gänzlich unbekannt zu seyn scheinen.

Steller beschreibt die beyden Schambeine e) die ich in verschiedenen Braunfischen und Kaschelotten eben so gefunden habe, und die vom Herrn de la Motte bey Th. Klein e*) sehr wohl beschrieben, und auch für ossa pubis gehalten worden sind. Es ist wirklich Schade, daß uns Steller nicht eine Abbildung des Gerippes gegeben hat. **Campers kleine Schriften** 3. p. 20.

e) S. 320.

e*) Th. Klein Anatom. Phocaenae, S. 26. §. 32.

CLII.

Der Lamantin. f) [r]

Lamantinembryo.

Allg. Hist. d. Nat. *VII. I. Tab.* 57.

Hier endigen sich im Thierreich die Landbewohner, und hier nehmen die Einwohner des Meers ihren Anfang. Der Lamantin, der kein vier-

f) Lamantin. Man hat behauptet, daß dieser Name daher käme, daß das Thier klägliche Geschreye machte; allein dies ist eine Fabel. Dieses Wort ist unrichtig aus dem Namen gemacht worden, den dieses Thier in der Sprache der Galibis, der Einwohner von Guiana, und in der Sprache der Cariben, der Bewohner der Antillen, hatte. Dieses sind fast einerley Völker, und sie reden auch beynahe einerley Sprache. Sie nennen den Lamantin Manati, woraus die Negers auf den französischen Inseln in Amerika, welche alle Wörter verstümmeln, Lamanati gemacht, und den Artikel vorgesetzt haben, als wenn sie das Thier Manati sagen wollten. Aus Lamanati haben sie Lamannti gemacht, das dritte n weggelassen, und dem n einen Ton durch die Nase gegeben. Für Lamannti hat man nachher Lamenti gesagt, welches man nach der vermeintlichen Analogie von Lamentari mit einem e geschrieben

Fig. 1.

Fig. 2.

Büff. n. y. d. Th. XVII B. Büff. H. d. n. VIII. I. Tab. 56.

Büff. n. g. d. Th. XVIII B.   Büff. H. d. n. VIII. Tab. 57.

vierfüßiges Thier mehr ist, ist keine völlige Wallfischart. Er hat von den ersteren zwey Füße, oder vielmehr

den hat. Dieses hat Gelegenheit zu den cris lamentables kläglichem Geschrey gegeben, das man dem Weibchen zuschrieb, wenn man ihm die Jungen raubet. *Lettre de M. de la Condamine à M. de Buffon, du 28. Mai 1764.*

Ich führe diese Art von Wortforschung an, von welcher der Herr de la Condamine, der zehn Jahre in Westindien gewesen ist, sehr gut unterrichtet seyn muß. Indessen muß ich die Anmerkung machen, daß das Wort Manati nach der Meinung verschiedener anderer Schriftsteller ein spanisches Wort ist, und ein Thier bedeutet, das Hände hat, und daß glaublich die Guianeser und Caraiben, die ziemlich weit von einander entfernet sind, gleicher Maßen diesen Namen von den Spaniern entlehnt haben.

Manati, Phocae genus. *Clusii exotic. pag.* 132. *fig. ibid. p.* 133.

Manati. *Hernand. Hist. Mex. pag.* 323. *fig. ibid.*

Manatus. Le Lamantin. *Briss. regn. anim. p.* 49. *n.* 2.

1) Trichecus (Manatus) dentibus laniariis inclusis. *Erxleb. Mammal. p.* 596. *n.* 2.

Manatus. *Rondel. pisc.* 490.

Manatus. *Gesn. aquat. p.* 253.

Manati. *Laët Amer. p.* 6. c. (*Clusii* Abbild.)

Manati Indorum. *Aldrov. Pisc. p.* 718. *fig. p.* 719. (*Clusii* Abbild.)

Manati Indorum. *Jonst. Pisc. p.* 223.

Manati. *Charlet. exerc. pisc. p.* 49.

Manati

vielmehr zwey Hände; allein die Hinterbeine, welche bey den Phoken und Morsen, beynahe ganz im Leibe

Manati seu Vacca marina. *Rai syn. quadrup.* p. 193.

Manates ou Vaches marines. *Dampier voy.* I. p. 46.

The Lamentyn female. *Barbot Guin.* p. 562. tab. 7.

Manati. *Sloane Jam.* II. p. 329.

Trichechus. *Art. gen.* p. 79. *synon.* p. 109.

Trichechus Manatus. *Linné syst. nat.* 2. p. 59.

Manatus. *Klein miss. pisc.* II. p. 32.

Baca Marina. *Gum. Orin.* I. p. 319.

Lamentin ou Poisson Boeuf. *Condam. voy.* p. 154.

Trichechus Manatus. *Linne syst. nat.* 6. p. 39. n. 1.

Manati seu Vacca marina. *Steller Nov. Comm. petrop.* II. p. 294.

Manatus. Seekuh. See-Ochs. *Klein quadr.* p. 94

Das Manati oder die sogenannte Seekuh. Steller Hamb Mag XI p. 132.

Trichechus mammis pectoralibus binis: the Manatee. *Brow. Jam.* p. 459.

Lamantin. *Adans. Seneg.* p. 143.

Trichechus (Manatus). *Linn. syst. nat.* X. I. p. 34. n. 1.

Die Seekuh. Müll. Samml. III. p. 251.

Lamentin. *Dict. anim.* II. p. 585.

De

leibe stecken, und so sehr als möglich ist, verkürzet sind, befinden sich bey dem Lamantin überall nicht. An Statt der beyden kurzen Beine, und eines noch kürzern dünnen Schwanzes, welchen die Morsen in einer horizontalen Richtung an ihrem Hintern haben, sind die Lamantinen bloß mit einem großen Schwanze versehen, der sich in eben derselben Rich-
tung

De Zee-Koe genamd Manati of Lamentin. *Houtt. nat. hist.* I. *p.* 462.

Le Lamantin. *De la Caille voy. p.* 229.

Lamentin. *Bom. dictionn.* II. *p.* 635.

Le Lamantin. *Buffon hist. nat.* XIII. *p.* 377. 425. *tab.* 57. (Abbild. v. Ungebornen.)

Allg. Histor. d. Nat. VII. I. p. 207.

Trichechus (Manatus) dentibus laniariis inclusis. *Linn. syst. nat.* XII. I. *p.* 49. *n.* 2.

The Manati. *Penn. syn. quadr. p.* 352. *n.* 273.

Seekuh. *Müll. Naturs.* I. *p.* 176. *tab.* 29. *fig.* 3. (*Clusii* Abbild.)

Die Seekuh. Stell. Kamtsch. p. 97.

Der Manati. Trichechus Manatus. Schreber Säugth. II. p. 269. n. 3. tab. 80. (Abb. aus Büff.)

Trichechus (Manatus) dentibus laniariis inclusis. *Müll. Dan. prodr. p.* 1. *n.* 2.

Le Lamantin. *Buff. quadr. ed. in* 12. *Tom. VI. p.* 334.

Der Manati. Zimmerman. geogr. Zool. II. p. 425.

Trichecus (Manatus) dentibus laniariis nullis. *Linne Syst. Nat. a Gmel. ed.* XIII. I. *p.* 60. *n.* 2.

D.

tung wie ein Fächer ausbreitet, so daß man beym ersten Anblick glauben sollte, als wenn die ersteren einen in drey Theile abgetheilten Schwanz hätten, und bey den letztern diese drey Theile zusammen gewachsen wären, und nur einen einzigen Schwanz ausmachten. Allein wenn man denselben genauer betrachtet, und vornehmlich zergliedert; so siehet man, daß solches Zusammenwachsen nicht geschehen, daß keine Spur von Schenkeln und Bein-Knochen ist, und daß die, welche den Schwanz der Lamantinen ausmachen, bloße einzelne Wirbel sind, die denen von Wallfischarten, welche keine Füße haben, gleichen. Auf diese Art sind diese Thiere in Ansehung dieser Hintertheile ihres Leibes Wallfisch, und haben von den vierfüßigen Thieren nichts weiter als die beyden Füße oder Hände an sich, die vorne neben ihrer Brust liegen. **Oviedo** ist nach meinem Bedünken der erste Schriftsteller, welcher eine Art von Geschichte und Beschreibung von dem Lamantin gegeben hat. „Man findet ihn, sagt er, an den Küsten von St. Domingo sehr häufig. Es ist ein sehr großes Thier von einer ungestalteten Bildung, und hat einen dickern Kopf als ein Ochs, kleine Augen, und zwey Füße oder Hände dicht am Kopf, welche es zum Schwimmen gebraucht. Es hat keine Schuppen, sondern ist mit einer Haut oder vielmehr einem dicken Leder bedeckt. Es ist sehr sanftmüthig. Es geht in die Flüsse hinauf, und frißt das auf dem Ufer stehende Gras, das es nur erreichen kann, ohne aus dem Wasser zu gehen. Wenn man es fangen will; so sucht man auf einem Kahn oder einem Flosse an ihn zu kommen, ihn mit einem Pfeil, der an einem

sehr

sehr langen Seil gebunden ist. Sobald es sich getroffen fühlt, fliehet es mit dem Pfeil und dem Seile weg, an deren Ende man mit Fleiß ein dickes Stück Kork oder leichtes Holz bevestiget hat, das zum Wahrzeichen dienen muß. Wenn das Thier durch diese Wunde sein Blut und seine Kräfte verloren hat; so begiebt es sich aufs Land. Alsdann ergreift man das Ende des Seiles wieder, wälzet es so lange, bis man nur noch einige Klafter von ihm entfernet ist, und mit Hülfe der Wellen zieht man allmählich das Thier an Bord, oder auch man macht es im Wasser mit Lanzenstößen vollends todt. Es ist so schwer, daß man ein Fuhrwerk mit zweyen Ochsen haben muß, wenn man es fortbringen will. Sein Fleisch schmeckt vortreflich, und wenn es frisch ist, sollte man es eher für Rindfleisch als für Fisch essen. Wenn man es klein hauet, und dörret oder mariniret; so bekömmt es mit der Zeit den Geschmack des Thunfisches, und schmeckt sogar noch besser. Einige von diesen Thieren sind über funfzehn Fuß lang und sechs dick. Der Hintertheil des Leibes ist viel dünner, und wird es noch immer mehr bis zum Schwanze, welcher sich am Ende ausbreitet. Gleichwie die Spanier, setzt Oviedo hinzu, die Vorderfüße aller vierfüßigen Thiere Hände nennen, und gleichwie dieses Thier nur Vorderfüße hat; so haben sie demselben auch den Namen eines Thiers mit Händen, Manati, gegeben. Es hat keine äußerliche Ohren, sondern blos zwey Löcher, durch welche es höret. Auf seiner Haut liegen nur einige ziemlich dünne Haare; sie ist aschgrau und einen Zoll dick; man macht aus derselben Schuhsohlen, Degen-Gehenke

Gehenke u. s. w. Das Weibchen hat zwey Zitzen an der Brust, wirft gemeiniglich zwey Junge und säuget sie." g)

Alle diese von Oviedo erzählte Umstände sind wahr, und es ist sonderbar, daß **Lieça** h) und verschiedene Andere nach ihm versichert haben, daß der Lamantin sehr oft aus dem Wasser komme und auf dem Lande weide. Sie haben ihm solches fälschlich als eine natürliche Gewohnheit zugeeignet, und sind in diesen Irrthum durch die Analogie des Morsen und der Phoken verfallen, welche in der That sich aus dem Wasser wegbegeben und auf dem Lande sich aufhalten. Allein es ist ausgemacht, daß der Lamantin nimmer das Wasser verläßt, und lieber in süßem als salzichtem Wasser ist.

Clusius berichtet, daß er die Haut von einem solchen Thier gesehen, und sie sechszehn und einen halben Fuß lang und achtehalb Fuß breit befunden habe. Die beyden Füße oder Hände wären sehr breit uud mit kurzen Nägeln versehen gewesen. Gomara i) versichert, daß sich bisweilen welche fänden, die zwanzig Fuß lang wären, und er setzt hinzu, daß sich diese sowohl in Flüssen als im Meer aufhielten. Er erzählet, man habe davon ein Junges in einem See auf St. Domingo aufgezogen und sechs und zwanzig Jahre lang erhalten. Es wäre

g) Ferdin. Oviedo. *Hist. Ind. occid. lib.* XIII. *cap.* X.

h) *Chron. Peruv. cap. XXXI.*

i) *Fr. Lopes de Gomara. Hist. gen. cap. XXXI.*

wäre so sanftmüthig und zahm gewesen, daß es das Futter, welches man ihm gegeben, ganz stille zu sich genommen; es hätte seinen Namen verstanden, und wäre, wenn man es gerufen hätte, aus dem Wasser herausgekommen, und bis an das Haus hingekrochen, um sein Futter zu bekommen; es hätte dem Anschein nach gerne die Menschen-Stimme und das Singen der Kinder gehöret; es hätte sich vor ihnen gar nicht gescheuet, sondern sie sich auf seinen Rücken setzen lassen, und von einem Ufer der See zu dem andern hinüber getragen, ohne sich im Wasser unterzutauchen, und ohne ihnen das Mindeste zu leide zu thun. Unmöglich ist diese Geschichte nach allen ihren Umständen wahr, sie ist hingegen dem Anschein nach nur so wie die Fabel der Alten vom Delphin eingekleidet; denn der Lamantin kann ganz und gar nicht auf der Erde kriechen.

Herrera sagt von diesem Thier nicht viel mehr. Er berichtet blos, daß, so groß es auch sey, es doch so leicht schwimme, daß es gar kein Geräusch im Wasser mache, und daß es untertauche, sobald es etwas von ferne höre. k)

Hernandes, welcher von dem Lamantin zwey Figuren, eine von der Seite und die andere von dem vordern Theil gegeben hat, setzt fast nichts zu demjenigen hinzu, was die andern spanischen Schriftsteller davon vor ihm geschrieben haben. Er sagt blos, daß in den beyden Oceanen, nämlich

k) *Description des Indes occidentales, par Herrera, p. 57.*

dem atlantischen und stillen Meere sowohl als in den Seen, sich ein ungestaltetes Thier mit Namen Manati aufhalte. Von demselben giebt er eine Beschreibung, welche fast ganz aus dem Oviedo genommen worden. Alles was mehr in derselben enthalten ist, bestehet darin, daß an den Händen dieses Thiers fünf solche Nägel wie an des Menschen seinen sind; daß es einen breiten Nabel und After, einen Wurf wie ein Weib, eine Ruthe wie ein Hengst, solches Fleisch und Fett, wie ein fettes Schwein, und endlich Ribben und Eingeweide wie ein Stier habe, daß es sich auf dem Lande gleich den Menschen begatte, indem das Weibchen auf dem Rücken liege, und nur ein Junges werfe, welches bey der Geburt schon ungeheuer groß ist. l) Die Begattung dieser Thiere kann nicht auf dem Lande geschehen, wie Hernandes sagt, sondern sie geschieht im Wasser auf einem seichten Grunde.

Binet meldet: m) der Lamantin sey so groß wie ein Ochs, und so rund als eine Tonne; er habe einen kleinen Kopf und fast gar keinen Schwanz; seine Haut sey hart und dick, wie des Elephanten seine; es würden so große Lamantine gefunden, daß man von denselben über hundert Pfund sehr gut schmeckendes Fleisch bekomme; sein Fett sey so süß wie Butter; dieses Thier halte sich gerne in Flüssen nahe an ihrem Auslauf ins Meer auf; und es gebe zehn bis zwölf Meilen von Cayenne gewisse Gegenden, wo man eine so große Menge von diesen Thie-

l) *Hernand. Hist. Mex. p. 323 et 329.*

m) *Voyage à l'ile de Cayenne, par Antoine Binet. p. 346.*

Thieren finde, daß man damit eine lange Barke in einem Tage anfüllen könne, wenn man nur Leute habe, die sich mit der Harpune recht behelfen könnten.

Der Pater du Tertre, welcher die Jagd oder den Fang des Lamantin weitläuftig beschrieben hat, kömmt beynahe in allen Stücken mit den von uns angeführten Schriftstellern überein; doch meldet er dabey, daß dieses Thier an jeder Hand nur vier Zehen und eben so viele Nägel habe, und setzt hinzu, daß es sich von einem kleinen Kraut, das im Meere wachse, nähre, daß es selbiges abfresse, wie ein Ochse auf den Wiesen. Wenn es sich darin satt gefressen habe; so suche es die Flüsse und süßen Wasser, wo es zweymal auf den Tag saufe; und wenn es tüchtig gefressen und gesoffen hätte, so schlafe es ein und halte im Schlaf das Maul halb aus dem Wasser heraus, wodurch man es von ferne bemerken könnte. Das Weibchen würfe zwey Jungen, die ihr allenthalben nachfolgten, und wenn man die Mutter fienge, so bekäme man auch die Jungen gewiß, indem diese sie nicht verließen, auch wenn sie schon todt wäre, und um die Barke, in welcher die Mutter weggebracht würde, immer herumliefen. n) Dieser letzte Umstand kömmt mir verdächtig vor und wird sogar von andern Reise-Beschreibern widersprochen, welche versichern, daß der Lamantin nur ein Junges werfe. Alle große vierfüßige Thiere oder Wallfischarten zeugen gemeiniglich nur ein Junges, und wegen der bloßen

n) *Histoire générale des Antilles, par le P. du Tertre.*

Aehnlichkeit kann man es nicht glauben, daß der Lamantin immer zwey Junge werfe, wie der Pater du Tertre versichert.

Oexmelin macht die Anmerkung, daß bey dem Lamantin der Schwanz eben so wie bey den Wallfischen und nicht wie bey den Schuppenfischen sitze. Bey letzteren befindet er sich in einer senkrechten Richtung vom Rücken nach dem Bauche hin, da hingegen bey dem Wallfisch und den übrigen seines Geschlechts der Schwanz in die Queere, nämlich von der einen Seite des Leibes bis zur andern gerichtet ist. Er berichtet ferner, daß der Lamantin keine Vorderzähne, sondern statt derselben einen Knollen, der so hart als ein Knochen sey, habe, womit er das Kraut abreiße, er habe aber zwey und dreyßig Backzähne; er könne nicht gut sehen, weil seine Augen nur klein sind, sehr wenig Feuchtigkeit und gar keine Iris haben; er habe nur wenig Gehirn, aber für die mangelnden guten Augen habe er ein vortrefliches Gehör; an einer Zunge fehle es ihm gänzlich; seine Zeugungsglieder wären denen bey einem Mann und einer Frau ähnlicher als denen bey irgend einem Thier. Die Milch von den Weibchen, welche er gekostet zu haben versichert, schmecke sehr gut; sie brächten nur ein Junges zur Welt, welches sie mit ihrer Hand umfaßten und trügen; sie säugten es ein Jahr lang, hierauf wäre es im Stande, sich selbst zu versorgen und Kraut zu fressen. Endlich habe dieses Thier vom Halse an bis zum Schwanz hinaus zwey und funfzig Wirbelbeine; es nähre sich eben so wie die Schildkröte, könnte aber auf dem

Lande

lande weder gehen noch kriechen. o) Alle diese Umstände sind ziemlich richtig, und sogar der mit den zwey und funfzig Wirbelbeinen. Denn der Herr Daubenton hat bey der ungebornen Frucht, welche er zergliedert hat, acht und zwanzig Wirbelbeine im Schwanze, sechszehn im Rücken und sechs oder vielmehr sieben im Halse gefunden. Nur irret dieser Reisebeschreiber in Ansehung der Zunge, welche dem Lamantin nicht fehlet, ob sie zwar wirklich unten und fast bis an der Spitze an dem untern Kinnbacken festsitzet. Man findet in der Geschichte einer Reise durch die Inseln in Amerika, welche im Jahr 1732 in Paris im Druck erschienen ist, eine ziemlich gute Beschreibung von dem Lamantin und von der Art und Weise, wie man ihn mit dem Wurfpfeil schießt. Der Verfasser stimmt in Ansehung aller Hauptumstände mit den von uns angeführten überein, macht aber dabey die Anmerkung: „daß diese Thiere auf den antillischen Inseln, seitdem die Küsten des Meeres bewohnet werden, sehr selten geworden sind. Dasjenige, welches er gesehen und gemessen hatte, wäre vierzehn Fuß und neun Zoll lang, vom Ende des Mauls an, bis zum Anfang des Schwanzes, und bis hieher ganz rund gewesen. Es hätte einen großen Kopf, ein breites Maul, und große, oben mit einigen langen und steifen Haaren besetzte Lefzen, nach dem Verhältniß seines Kopfes sehr kleine Augen, und Ohren von denen man weiter nichts als zwey kleine Löcher gesehen gehabt. Der Hals wäre sehr dick und kurz gewesen, so, daß der Kopf unmög-

o) *Hist. des Avanturiers par Oexmelin.* Tom. XII. p. 134.

lich von den übrigen Theilen des Leibes hätte unterschieden werden können, wenn der Hals sich nicht vermittelst einer kleinen Bewegung, ein wenig gebiegt hätte. Er setzt hinzu, daß einige Schriftsteller behaupten, dieses Thier bediene sich seiner beyden Hände oder Flossen, um auf dem Lande zu kriechen. Nach diesem Umstande habe ich mich sorgfältig erkundiget; aber Niemand hat dieses Thier auf dem Lande gesehen, es ist ihm auch nicht möglich, auf dem Lande zu gehen oder zu kriechen; indem er seine Vorderfüße oder Hände bloß dazu gebraucht, daß er seine Jungen so lange hält, als er sie säugen läßt. Das Weibchen hat zwey runde Zitzen; ich habe sie gemessen, sagt der Verfasser, und befunden, daß eine jede von denenselben sieben Zoll im Durchschnitt, und ungefähr vier in der Höhe betrugen. Die Warze war so dick wie ein Daum, und lag einen guten Finger lang heraus. Der Leib hatte acht Fuß und zwey Zoll im Umfang; der Schwanz sahe wie eine breite Schaufel aus, und die neunzehn Zoll lang, funfzehn in ihrer größten Breite, und am Ende ungefähr drey Zoll dick ist. Die Haut auf dem Leibe war beynahe so dick, wie eine doppelte Ochsenhaut, aber unter dem Bauche war sie viel dünner; sie ist schiefersteinbraun von Farbe, hat große und harte Narben, und Haare von eben derselben Farbe, welche dünne gesäet, dick, und ziemlich lang sind. Dieser Lamantin wog ungefähr acht hundert Pfund; man hatte das Junge mit der Mutter gefangen, es war beynahe drey Fuß lang; man ließ die eine Seite vom Schwanz am Spieß braten, und man fand dieses Fleisch so gut und zart als Kalbfleisch. Das Kraut, wovon diese Thiere sich nähren, ist

acht

acht bis zehn Zoll lang, schmal, spitzig, zart, und ziemlich schön grün von Farbe. Man siehet Stellen an den Küsten, und in den Untiefen des Meers, wo dieses Kraut so überflüssig wächst, daß der Grund einer Wiese ähnlich sieht; die Schildkröten fressen dasselbe auch p) u. s. w."

Der **Pater Magnin von Freyburg** berichtet, daß der Lamantin das Gras fresse, was er erreichen könne, ohne aus dem Wasser heraus zu kommen — — — Er habe kleine Augen, von der Größe wie eine Haselnuß, so verschlossene Ohren, daß kaum eine Nadel da hinein gehen kann; in den Ohren befänden sich inwendig zwey kleine durchlöcherte Knochen, und die Indianer pflegten diese kleinen Knochen am Halse zu hängen, und wie eine Galanterie zu tragen — — sein Geschrey sey einem nicht starken Gebrülle ähnlich. q)

Der Pater **Gumilla** meldet, daß in den großen Seen von Orenoque eine unzählige Menge von Lamantinen gefunden werde. „Diese Thiere wiegen jedes, sagt er, fünf hundert bis sieben hundert und funfzig Pfund; diese Thiere nähren sich von Kräutern; sie haben sehr kleine Augen, und noch kleinere Ohrlöcher; sie gehen nach dem Ufer

 hin

p) *Nouveau Voyage aux Iles de l'Amérique. tome II. page 200.*

q) Auszug aus einem Manuscript des Manin von Freiburg, Missionarius in Borja und Correspondenten der Akademie der Wissenschaften, nach der vom Herrn de la Condamine mitgetheilten Uebersetzung aus dem Spanischen.

hin und weiden daselbst, wenn der Fluß niedrig ist. Das Weibchen wirft immer zwey Junge; sie legt sie mit ihren Armen an ihre Zitzen, und hält sie so feste, daß sie nie davon abfallen, sie mag eine Bewegung machen, welche sie wolle. Wann die Jungen gebohren werden; so wiegt jedes schon dreyßig Pfund; die Milch, welche sie saugen, ist sehr dick. Unter der Haut, die viel dicker als eine Ochsenhaut, findet man viererley Umschläge oder Schichten, von welchen zwey aus Fett, und die andern beyden aus einem sehr zarten und wohlschmeckendem Fleische bestehen, welches, wenn es gebraten ist, wie Schweinfleisch riecht, und wie Kalbfleisch schmeckt. Diese Thiere springen, wenn es regnen will, aus dem Wasser ziemlich hoch in die Höhe." 1) Es scheinet, daß der Pater Gumilla sich gleich dem P. dû Tertre irre, wenn er sagt, daß das Weibchen zwey Junge zur Welt bringe. Es ist, wie wir bereits gesagt haben, beynahe ausgemacht, daß sie nur eines wirft.

Endlich beschreibt der **Herr de la Condamine**, welcher die Güte gehabt hat, uns eine von ihm selbst gemachte Zeichnung von dem lamantin im Amazonen Fluß zu geben, besser und genauer als andere Schriffsteller die natürlichen Gewohnheiten dieses Thiers. Sein Fleisch, sagt er, und sein Fett, sind dem am Kalbe ziemlich ähnlich. Der Pater d'Acunna macht die Aehnlichkeit des Thiers mit dem Rinde noch vollständiger, indem er ihm Hörner beylegt, mit welchen die Natur ihn nicht

1) *Histoire de l'Orenoque, par le P. Gumilla.*

nicht versehen hat. Eigentlich zu reden, ist es kein Amphibium, weil es aus dem Wasser nie ganz heraus kömmt, und auch nicht heraus kommen kann, indem es ziemlich nahe am Kopf, bloß zwey Floßfedern hat, welche platt und Flügelförmig, funfzehn bis sechszehn Zoll lang sind, und ihm statt der Arme und Hände dienen; es streckt bloß seinen Kopf aus dem Wasser heraus, um an das am Ufer stehende Kraut zu kommen. Dasjenige, das ich abgezeichnet, setzt Herr de la Condamine hinzu, war ein Weibchen, es war nach der Königlichen Maße achtehalb Fuß lang, und seine größte Breite betrug zwey Fuß. Nachhin habe ich noch größere gesehen. Die Augen haben gar kein Verhältniß mit der Größe seines Leibes; sie sind rund, und haben nur drey Linien im Durchmesser; die Oeffnung seiner Ohren ist noch kleiner, und scheinet nichts anders als ein Nadelstich zu seyn. Der Manati hält sich nicht bloß im Amazonen Fluß auf, sondern er ist eben so häufig im Orenoko, er befindet sich auch, wiewol in geringer Anzahl in Oyapock und verschiedenen andern Flüssen, in der Gegend von Cayenne und auf den Küsten von Guiana, und wahrscheinlich auch an andern Orten. Es ist eben das Thier, welches man ehedem Manati nannte, und heut zu Tage in Cayenne und auf den Französischen Inseln in Amerika Lamantin nennet. Allein ich glaube, daß ihre Gattung von beyden etwas unterschieden sey. In der hohen See trift man es nicht an, und selten findet man es in den Mündungen der Flüsse, es wird aber über tausend Meilen vom Meer in den meisten großen Flüssen gefunden, die sich in den Amazonen Fluß ergießen, als z. B.

in dem Guallaga, Pastaca u. d. m. bloß der Pongo oder Wasserfall von Borja hält ihn, da es in den Amazonen Fluß steigt, zurück, indem man es über denselben weg nicht mehr findet.“ f)

Dieß ist etwa der kurze Inhalt, von allem dem, was man von dem Lamantin weiß. Zu wünschen wäre es, daß unsere Einwohner in Cayenne, unter welchen sich itzt gelehrte Leute und Liebhaber der Naturgeschichte befinden, dieses Thier beobachten, und von seinen innerlichen Theilen, vornehml. aber von den Werkzeugen des Athemhohlens, der Verdauung u. Zeugung, Versuche machen möchten.

„Es scheint, ohne etwas davon mit Gewißheit sagen zu können, als wenn es einen großen Knochen in der Ruthe, das ovale Loch des Herzens offen, besonders eingerichtete Lungen, und einen in verschiedene Abtheilungen getheilten Magen habe, welche vielleicht mehrere unterschiedene Magen, wie bey den wiederkauenden Thieren sind.

Uebrigens hält sich die Art des Lamantin nicht bloß in den Meeren und Flüssen der neuen Welt, sondern auch dem Anschein nach auf den Küsten, und in den afrikanischen Flüssen auf. Der Herr Adanson hat **Lamantins in Senegal** gesehen; er hat daher einen Kopf davon mitgebracht, welchen er uns gegeben, und hat zugleich die Güte gehabt, uns die Beschreibung mitzutheilen, welche er

f) *Voyage sur le rivière des Amazones, par M. de la Condamine, in 8vo, page 151. et suiv. Mémoires de l'Academie des Sciences, 1745. pages 464 et 465.*

er von diesem Thier auf der Stelle selbst gemacht, und welche ich glaube hier ganz anführen zu müssen. „Ich habe, sagt Herr Adanson, viele von diesen Thieren gesehen. Die größesten waren nur acht Fuß lang, und wogen ungefähr acht hundert Pfund. Ein Weibchen, das nur fünf Fuß und drey Zoll lang war, wog nicht mehr als hundert und neunzig Pfund. Sie sind schwärzlich aschgrau von Farbe, die Haare sind über den ganzen Leib sehr dünne, sehen aus wie Borsten, und sind neun Linien lang. Der Kopf ist kegelförmig, und in Rücksicht auf den Umfang des Leibes von mittelmäßiger Größe. Die Augen sind rund und sehr klein; die Iris ist dunkelblau, und der Augapfel schwarz. Das Maul ist beynahe cylinderförmig, die beyden Kinnbacken sind beynahe gleich breit, die Lippen sind fleischicht und sehr dick. Sowol im obern als untern Kinnbacken sind nur Backzähne. Die Zunge ist oval gebildet, und ist fast bis an ihr Ende am Unterkinnbacken fest. Sonderbar ist es, fährt Herr Adanson fort, daß beynahe alle Schriftsteller oder Reisebeschreiber diesem Thier Ohren beygelegt haben; ich habe bey keinem Thier welche finden können, nicht einmal ein kleines Loch, in welches man einen kleinen Dolch hätte hinein stechen können. r) Es hat zwey Arme oder Floß-

r) Anmerkung. Nichtsdestoweniger scheinet es gewiß zu seyn, daß dieses Thier äußerliche Gehörlöcher habe. Der Herr de la Condamine hat mich versichert, daß er sie gesehen und gemessen, und daß diese Löcher nicht mehr als eine halbe Linie im Durchmesser betragen. Und da der Lamantin das Vermögen

Floßfedern, welche da sitzen, wo der Kopf seinen Anfang nimmt, der durch gar keinen Hals oder Schultern vom Rumpf abgesondert ist. Die Arme sind beynahe cylinderförmig, und bestehen aus drey Hauptgelenken, von denen das vorderste eine Art von platter Hand ausmacht, woran die Finger sich bloß durch vier Nägel von einer braunen und glänzenden rothen Farbe unterscheiden. Der Schwanz ist wagerecht, wie bey den Wallfischen, und hat die Form einer Ofenschaufel. Die Weibchen haben zwey Zitzen, welche mehr elliptisch als rund sind, und dicht bey den Achseln der Arme sitzen. Die Haut ist ein Leder, welches unter dem Bauch sechs Linien, auf dem Rücken neun, und auf dem Kopf anderthalb Zoll dick ist. Das Fett ist weiß, und zwey bis drey Zoll dick; das Fleisch sieht blaßroth aus, und ist blasser und zarter als Kalbfleisch. Die Ualoser und Jalofernegern nennen dieses Thier Lereu. Es lebt von Kräutern, und befindet sich in der Mündung des Nigerstroms.

Aus dieser Beschreibung siehet man, daß der Lamantin im Senegal, so zu sagen, sich durch nichts von dem in Cayenne unterscheidet, und Herr Daubenton, nachdem er den Kopf dieses Lamantins im Senegal mit dem von dem Fötus eines Lamantins u) in Cayenne verglichen hat, vermuthet auch, daß beyde von einerley Gattung sind.

Das

mögen hat, sie zusammenzuziehen und zu verschliessen; so kann es leicht seyn, daß sie den Augen des Herrn Adanson entgegen sind, zumal da diese Löcher sehr klein sind, wenn auch das Thier sie öfnet.

Das Zeugniß der Reisebeschreiber x) kömmt mit unserer Meinung überein, vornehmlich ist des Dam-

a) Anmerk. Der Herr Ritter Turgot, gegenwärtiger Gouverneur von Guiana, der schon vorhin an das Cabinet des Königes, das erwähnte Fötus vom Lamantin geschenkt hat, hat nun recht Gelegenheit, seinen Geschmack an der Naturgeschichte zu befriedigen, und uns nicht allein mit seinen Geschenken, sondern auch mit seinen Kenntnissen zu bereichern.

x) Desmelin erzählet, daß es an den Küsten von Afrika Lamantine gebe, und daß sie an dem Ufer von Senegal häufiger als in dem Fluß Gambia sind. *Histoire des Avanturiers, tome* II. *page* 115.

Le Guat versichert, viele in den Meeren bey der Insel Rodrige gesehen zu haben. Der Kopf des Lamantins auf dieser Insel, ist, wie dieser Reisebeschreiber sagt, dem Schweinskopf sehr ähnlich, ausgenommen, daß sein Rüssel nicht so spitzig ist. Die größesten Lamantinen sind ungefähr zwanzig Fuß lang. — — Dieses Thier hat warmes Blut, eine schwärzliche sehr scharfe und harte Haut, und darauf einige so dünne gesäete Haare, daß man sie kaum wahrnimmt; kleine Augen, und zwey Löcher, welche es verschließt und öfnet, und man mit Recht seine Ohren nennen kann. Da es seine Zunge, welche nicht recht groß ist, ziemlich oft zurück zieht; so haben verschiedene gesagt, daß es gar keine hätte. Es hat Backzähne, aber keine Vorderzähne; seine Kiefern sind so hart, daß es das Gras abreißen und abnagen kann. — Nimmer habe ich mehr als ein Junges bey der Mutter gesehen, und ich habe Lust zu glauben, daß das Weibchen auf einmal nur ein Junges zur Welt bringt. — Wir fanden bisweilen drey- bis vierhundert solche Thiere beysammen, welche das Gras auf dem Grunde des Wassers abfraßen; sie waren so wenig wild, daß wir sie oft befühleten, um uns das fetteste auszusuchen. Wir machten ein Seil an ihren Schwanz, um sie aus

Dampier seine zuverläßig, und seine über dieses Thier gemachte Anmerkungen, verdienen hier einen Platz einzunehmen. „Nicht allein in dem Blewfieldsfluß, welcher zwischen den Flüssen Nicaragua und Veragua entspringt, habe ich Manaten (lamantins) gesehen, sondern ich habe auch welche in der Campechebay, an den Küsten von Bocca del Drago und Bocca del loro, in dem Fluß von Darien, und auf den kleinen südlichen Inseln von Cuba wahrgenommen. Ich habe gehöret, daß von diesen Thieren einige wenige an dem nördlichen Gestade von Jamaika, sehr viele aber in dem Fluß von Surinam, das ein sehr niedriges land ist, gefunden worden. Ich habe auch welche im Mindanao, einer von den philippinischen Inseln, und an der Küste von Neuholland gesehen — — Dies Thier hält viel von dem Wasser, das einen Salzgeschmack hat; daher hält es sich gemeiniglich in Flüssen auf, die nicht weit vom Meer entfernt sind. Vielleicht ist dieß die Ursache, warum man keine in den südlichen Meeren sieht, wo alle Küsten hoch, tiefe dicht am lande befindliche Wasser, und große Wellen sind, die Bay von Panama ausgenommen, worin sich doch keine befinden. Allein Westindien ist, so zu sagen, eine große

aus dem Wasser zu ziehen, und nahmen nicht die größten, weil diese uns gar zu viele Mühe verursacht haben würden, und überdieß ihr Fleisch nicht so niedlich als der kleinen ihres ist. — Wir haben nicht bemerkt, daß dieses Thier aufs Land komme; ich zweifele, daß es darauf kriechen könne, und glaube nicht, daß es ein Amphibium ist. *Voyage de le Guat, tome I, page 93.*

große Bay, besteht aus verschiedenen kleinen, und fast überall ein niedriges Land und die dortigen Gewässer, welche nicht recht tief sind, geben den Lamantin ein gutes Futter. Zuweilen trift man ihn in salzigten zuweilen auch in süßem Wasser, nie aber sehr weit im Meer an. Diejenigen, welche im Meer und an solchen Oertern sind, wo es weder Flüsse noch Meerbusen giebt, in welche sie sich begeben können, kommen doch binnen vier und zwanzig Stunden ein bis zweymal in die Mündung des nächsten Flusses, der süßes Wasser hat. — — Sie kommen nie aufs Land, auch nicht in ein so niedriges Wasser, worin sie nicht schwimmen können. Ihr Fleisch ist gesund, und sehr gut von Geschmack. Ihre Haut wird auch sehr gebraucht. Die Lamantinen und die Schildkröten befinden sich gemeiniglich an einerley Orten, und nähren sich von einerley Gewächsen, welche auf den Untiefen des Meers, einige Fuß tief unter dem Wasser, und an niedrigen Ufern, welche die Flut bedeckt, wachsen."

Daubenton beschreibt einen Kopf des senegalischen Lamantin und sagt: „Dieser Kopf ist von dem Herrn Adanson aus Senegal mitgebracht worden; es sitzen nur noch die Knochen daran, welche, wie mir deucht, insgesammt völlig ganz sind; sie kommen

y) *Voyage de Dampier, tome I. page 46.*

kommen von einem ungemein jungen Thiere, denn die drey letztere Backenzähne an jeder Seite der Kinnbacken sind aus ihren Fächern noch nicht durchgebrochen. So viel ich von der Aehnlichkeit eines Individuums mit dem andern, aus der Bildung des Kopfes und des Mauls, und aus der Lage der Nasenlöcher und der Augen habe urtheilen können, als ich den ganzen Kopf von einem Fötus mit dem entfleischten Kopfe eines jungen Thieres zusammen hielt, so halte ich dafür, daß derjenige Kopf, wovon ich jetzt handle, sich von einem Thiere herschreibe, das mit dem von mir beschriebenen amerikanischen Lamantinfötus beynahe von gleicher Art ist, und daß folglich der senegalische und amerikanische Lamantin in der Art wenig oder vielleicht gar nicht von einander verschieden sind. Ich bin in dieser Meinung um so viel mehr bestärkt worden, weil auch Herr Adanson, da ich ihm den Lamantinfötus aus Gulana wies, wenig Verschiedenes zwischen diesem Fötus und den Lamantinen bemerkt hat, die er in Senegal gesehen. Die obere Lefze des Fötus gieng, nach seinem Bedünken, nicht weit über die untere hervor, der Schwanz war an seinem Ende nicht so geründet, der Kopf nicht so lang, das Maul dicker, und der Arm nicht so breit, als bey den senegalischen Lamantinen. Allein diese Verschiedenheiten können sich auch bey einem Fötus und einem erwachsenen Thiere gleicher Art finden.

Der entfleischte Kopf des senegalischen Lamantins, kommt dem Kopfe des Morsen und des Dugons nicht so nahe, als dem Kopf der mehresten andern

andern vierfüßigen Thiere, die einen breiten Kopf und eine kurze Schnauze haben.

Der obere Kinnbacken ist länger als der untere; sowohl der eine als der andere, sind am Ende von geringer Breite; die Oefnung der Nasenlöcher ist sehr ausgedehnt, vornehmlich der länge nach von vorn nach hinten; sie nimmt einen großen Ausschnitt ein, der in dem Vordertheile des Stirnknochens ist, und geht vor dem Gaume in den Mund durch; eigentliche Nasenbeine habe ich nicht gesehen; die Augenhöhlen haben ihre Stelle an den Seiten des Kopfes, der Mitte von der Oefnung der Nasenlöcher gerade gegen über; der Vordertheil der Augenränder geht weit hervor; sie haben übrigens nur einen kleinen Durchschnitt, und der Augenhöhlenfortsatz des Stirnknochens ist groß; die beinernen Ränder der Augenhöhlen sind auch nur in einem kleinen Raume unterbrochen, der ungefähr nur den zwanzigsten Theil von dem Umfange der Augenhöhle beträgt; der jochförmige Bogen ist größer, als bey irgend einem andern Thiere, indem der Fortsatz des Schlafbeins ungemein dicker ist; die Hirnschale hat einen geringen Umfang; auf dem Hinterhaupte giebt es starke querlaufende Kanten; der Rand von den Aesten des Unterkinnbackens ist sehr hervorgeworfen und dicke; der kronenförmige Fortsatz ist sehr breit und nicht wenig vorwärts übergebogen.

Der senegalische Lamantin hat weder Schneide- noch Hundszähne; er hatte, wie mich dünkte, neun

Backenzähne an beyden Seiten eines jeden Kinnbackens, welches in allem sechs und dreyßig Zähne ausmacht, wenn man die drey letzten mit zählet die noch in ihren Fächern vorschlossen waren. Alle diese Zähne sind beynahe viereckigt und mit Glasur überzogen; ihre Krone wird durch zwo bis drey Queerkanten gebildet. Allg. Hist. d. Nat. VII. 2. p. 240.

Anhang

zu den Lamantins. a)

Wir haben schon gesagt, daß die Natur die Manatis gebildet zu haben scheint, um zwischen den vierfüßigen beydlebigen und den wall-

a) Von der Etymologie dieses Namens Lamantin sehe man das nach, was ich in der Note * Vol. XIII. p. 377. gesagt habe.

Manati bey den Holländern; Sea-cow bey den Engländern; motskaja, korowa bey den Russen; manatée, manatte bey den Franzosen; pezzemouller und piexe-molker oder poisson-femme bey den Portugiesen; ambira-gulo, pesien goni bey den Negern von Congo; ugulla' umafa oder la truie d'eau bey andern Negern, und lereou bey denen am Senegal. Man hat dem Manati auch den Namen Seekuh gegeben, weil man geglaubt hat, in der äußern Gestalt seines Kopfs einige Aehnlichkeit mit einem Ochsenkopf zu finden, und weil er sich sonst auch von Kräutern ernährt. Verschiedene Reisende haben ihn sogar die Syrene genannt, und vielleicht mag er auch in der That die wahre Syrene der Alten seyn, die zu so viel Mährchen und fabelhaften Erzählungen Gelegenheit gegeben hat.

V.

fischartigen Thieren einen Uebergang zu machen: diese Mittelwesen, die an den Gränzen jeder Classe stehen, scheinen uns unvollkommen, ob sie gleich nur außer der Ordnung stehen und abweichen; denn wenn man sie mit Aufmerksamkeit betrachtet, so merkt man bald, daß sie alles besitzen was für sie nothwendig wäre, um die Stelle zu behaupten, die sie in der Kette der Wesen einnehmen sollten.

Obgleich die Manatis äußerlich ungestaltet sind, so haben sie doch sehr gute innerliche Werkzeuge, und wenn man aus der Empfindung auf die vollkommene Organisation einen Schluß machen kann, so werden diese Thiere inwendig vielleicht vollkommner als die übrigen seyn. Denn ihr Naturel und ihre Sitten scheinen etwas von Einsicht und geselligen Eigenschaften an sich zu haben; sie fürchten den Anblick eines Menschen nicht, sie suchen sogar sich ihm zu nähern und ihm mit Zutrauen und Sicherheit zu folgen, und zur Gesellschaft ihres gleichen, zeigt sich dieser Geselligkeits-Trieb in dem höchsten Grade; Sie halten sich fast immer truppweise und an einander geschlossen mit ihren Jungen zwischen sich, als wenn sie sie für jeden Zufall sichern wollten. Alle leisten sich in der Gefahr gegenseitige Hülfe, und man hat gesehen, daß sie Versuche gemacht, den Wurfpfeil aus dem Körper ihrer verwundeten Gefährten zu reißen b), so wie man die Jungen oft in der Nähe dem Leichnam ihrer Mütter bis am Ufer nachgehen sieht

b) Man sehe nachher den Artikel vom Kamtschatkaschen Manati.

sieht, wohin sie die Fischer bringen, indem sie sie mit Stricken fortziehen. c) Sie zeigen eben so viel Treue in ihrer Liebe als Anhänglichkeit an ihre Gesellschaft. Das Männchen hat gewöhnlich nur ein Weibchen, das es beständig vor und nach der Begattung begleitet. Sie paaren sich im Wasser, so daß das Weibchen auf den Rücken liegt, denn sie kommen niemals ans Land, und können sich sogar nicht einmal nach den Moraste hinschleppen. Sie haben ein eyrundes Loch in ihrem offenen Herzen, und folglich kann das Weibchen während der Begattung im Wasser aushalten.

Man findet diese Thiere nicht in der hohen See in einer großen Entfernung vom Lande, sie wohnen nahe an den Küsten und Inseln, und besonders an den Seeküsten, wo Meergras (Fucus) und andere Seekräuter wachsen, die ihnen zur Nahrung dienen. Ihr Fleisch und ihr Fett sind gleich gut zu essen, und dies ist die Ursache, warum man einen blutigen Krieg gegen sie führt, und ihre Art an den meisten Küsten, wo Menschen sich zahlreich niedergelassen haben, vermindert ist.

Wir kennen vier oder fünf Arten von Manatis, sie haben alle einen sehr kleinen Kopf, einen ganz kurzen Hals, bis an den Ort wo der Schwanz anfängt; einen dichten und sehr dicken Körper der immer allmählich dünner wird, bis zum Anfang der Floße oder des Schwimmfußes, worin sich dieser Schwanz als ein horizontal ausgebreiteter Fä-

 cher

c) Siehe Dutertre *Histoire des Antilles.*

cher endiget. Die Augen sind sehr klein, und liegen gewöhnlich in einer gleichen Entfernung zwischen den Gehörlöchern und der Spitze der Schnauze; diese Löcher, die ihnen statt Ohren dienen, zeigen sich durch zwo kleine Oefnungen, die man nur bey einem aufmerksamen Anschauen gewahr wird. Die Haut des Körpers ist höckericht, sehr dick und bey einigen Arten mit dünnen Haaren hie und da besetzt. Die Zunge ist schmal, hat eine mittlere Länge und ist nach Verhältniß der Größe des Körpers ziemlich dünne. Die männliche Ruthe liegt in einer Scheide, die an der Haut des Bauchs, welche sich bis zum Nabel erstreckt, festhängt. Die Weibchens haben eine ziemlich große Vulve mit einem sichtbaren Kitzler; dieser Theil liegt nicht wie bey den übrigen Thieren unter, sondern über dem After. Ihre Brüste liegen auf der Brust, und wenn sie tragen oder ihre Jungen säugen, stehen sie sehr hervor, zu jeder andern Zeit aber zeigen sie sich nur durch ihre Warzen.

Dies sind die allgemeinen und allen Manatis eigenen Kennzeichen, aber es giebt noch besondere, woran man die Arten unterscheiden kann; so fehlen z. B. dem großen Kamtschatkaschen Manati, die Zehen und Nägel an den beyden Händen oder Schwimmfüßen gänzlich; die Zähne fehlen ihm auch, und er hat in jeder Kinnlade nur einen starken und festen Knochen, den er zum Zerreiben der Nahrungsmittel braucht. Die Amerikanischen und Afrikanischen Manatis dagegen, haben Zehen und Nägel, und hinten im Maul Mahlzähne.

CLIII.

CLIII.

Der große Kamtschatkasche Manati.

Diese Art findet sich in den östlichen Meeren um Kamtschatka herum in einer ziemlich großen Menge, besonders bey den Gegenden der Beringsinsel, wo Herr Steller sie auch beschrieben und einige von ihnen anatomirt hat. a) Dieser große Manati scheint die morastigen Gegenden der Seeküsten zu lieben, er hält sich auch gern bey der Mündung der Flüsse auf, aber er geht nicht in denselben herauf um sich von dem Kraut zu nähren, was an ihren Ufern wächst, denn er hält sich beständig in salzigen oder süß salzenen Wasser auf; in dieser Rücksicht ist er also von dem kleinen Guyanischen und Senegalischen Manati verschieden, so wie er sich auch durch die Größe des Körpers von ihnen unterscheidet; seine Hände oder Arme kann er nicht zum Gehen auf der Erde brauchen und sie dienen ihm nur zum Schwimmen. „Ich habe, sagt Herr Steller, bey dem Zurücktreten

a) Der, wovon hier die Rede ist, ist von diesem Reisenden in den *Novis Commentariis Academiae Petropol. Tome* II. 1751. beschrieben, und auf der Behrings-Insel den 12ten Jul. 1742 getödtet.

ten der Flut, eins von diesen Thieren auf dem Trockenen gesehen, es war ihm unmöglich sich zu bewegen um wieder an das Ufer zu kommen, und man tödtete ihn an dem Ufer mit Axt und Stangenschlägen.

Diese große Manatis, die man Haufenweise um der Beringsinsel herum sieht, sind so wenig wild, daß sie sich nahe kommen und mit der Hand berühren lassen; sie wachen so wenig für ihre Sicherheit, daß sie keine Gefahr in Bewegung bringt, und sie, wenn man sie bedroht oder schlägt, kaum den Kopf aus dem Wasser heraushalten; b) besonders muß man sie sehr hart schlagen, wenn sie zu der Zeit, da sie ihre Nahrung zu sich nehmen, die Flucht ergreifen sollen, aber einen Augenblick nachher sieht man sie wieder nach eben den Ort hinkommen, und sie scheinen die üble Behandlung, die sie so eben erfahren, vergessen zu haben. Wenn die meisten Reisenden von den übrigen Arten der Manatis nicht beynahe das nemliche erzählten, so sollte man glauben, daß diese um der Beringsinsel herum nur deswegen so zutraulich und gar nicht wild sind, weil die Erfahrung sie noch nicht gelehrt hat, wie es allen gehe, die sich mit dem Menschen bekannt machen. c)

Jedes

b) Krachenninikow, *Histoire de Kamtschatka*; Lyon 1767. tome I. p. 317.

c) „Die Seeottern (Saricoviennes), Robben und Isatis auf der Beringsinsel, sagt Herr Steller, fürchten sich gar nicht vor den Menschen, wenn sie ihn

Jedes Männchen scheint sich nur zu einem einzelnen Weibchen zu halten, und beyde haben gewöhnlich ein Junges, von dem letzten Wurf, und ein anderes größeres von dem vorhergehenden unter oder hinter sich. Diese Art gebiert also nur ein Junges, und da die Zeit des Tragens ohngefähr ein Jahr dauret d) so kann man daraus schliessen, daß die Jungen ihre beyderseitigen Alten nicht ehr verlassen, als bis sie schon stark genug sind sich selbst zu führen, und vielleicht bis sie so alt sind, daß sie nun wieder die Anführer einer neuen Familie werden.

Diese Thiere paaren sich im Frühjahr und öfterer wenn der Tag sich neiget, als zu jeder andern Zeit, indessen nutzen sie die Augenblicke wo das Meer am ruhigsten ist, und machen durch Zeichen

ihn nicht kennen, und auf den Kamtschatkaschen Küsten sind diese Thiere im Gegentheil sehr wild, weil sie die Macht des Menschen erfahren, so daß sie auch blos der Geruch desselben in die Flucht bringt." *Novi Commentarii Academ. Petropol. tome* II. 1751.

d) Wenn man nach dem, was Herr Kracheninnikow (*Histoire du Kamtschatka, tome* I. *p.* 316.) sagt, urtheilt; so mögte es scheinen, daß die Zeit ihres Tragens nur acht bis neun Monate dauren müßte, denn er versichert, daß die Weibchens im Herbst werfen, und sich im Frühling paaren. Da aber Hr. Steller diese Thiere auf der Beringsinsel lange Zeit beobachtet und sie sehr gut beschrieben hat, so glauben wir, sein Zeugniß annehmen zu müssen, und nach seiner Erzählung den Ausspruch zu thun: daß bey dieser Art der Manatis die Zeit des Tragens würklich ohngefähr ein Jahr dauret.

Zeichen und Bewegungen, die ihre Begierden anzeigen, von ihrer Begattung ein Vorspiel: das Weibchen schwimmt eben, indem es verschiedene Schwenkungen macht, als wenn es das Männchen einladen wollte, dieses nähert sich ihr alsbald, folgt ihr sehr nahe am Leibe, und erwartet voll Ungeduld, daß sie sich zu seinen Empfang auf den Rücken wirft. In diesem Augenblick bespringt es sie mit außerordentlich lebhaften Bewegungen. Sie sind nicht allein der Empfindungen einer treuen und wechselseitigen Liebe fähig, sondern tragen auch eine starke Zuneigung zu ihrer Familie, die sich sogar auf ihre ganze Art erstreckt, sie kommen einander, wenn sie verwundet sind, zu Hülfe, folgen noch den Todten und denen, die die Fischer an das Ufer ziehen, nach. „Ich habe, sagt Herr Steller, die gegenseitige Zuneigung dieser Thiere zu einander, besonders des Männchens gegen das Weibchen gesehen, denn da diese mit Harpunen erlegt war, folgte ihr das Männchen so wie man sie ans Ufer zog, und alle Stiche die man ihm gab, konnten ihn nicht zurück halten, selbst nach seinem Tode verließ er sie nicht, sondern die Matrosen, wie sie am andern Morgen, das frühe erlegte Weibchen in Stücken schneiden wollten, fanden sie am Ufer des Meeres das Männchen, das sie nicht verlassen hatte. e)

Man erlegt die Manatis mit der Harpune um so viel leichter als sie fast niemals ganz unter dem Wasser tauchen, aber man wird weit ehe der Er-

e) *Novi Commentarii Academiae Petropol. Tome* II. 1751.

Erwachsenen als der Jungen habhaft, weil diese lezteren viel geschwinder schwimmen, und oft der mit ihren Blut gefärbten Harpune, an der bisweilen so gar ihr Fleisch hängt, entwischen. Die Harpune die eine eiserne Spitze hat, ist an einem langen Seile befestiget. Von vier oder fünf Menschen, die in das Bot steigen, hält und wirft der erstere, der voran stehet, die Harpune, fünf und zwanzig bis dreyßig Menschen aber, welche auf dem Ufer das Ende des Seils angefaßt haben, suchen, sobald der Manati getroffen und durchbohrt ist, ihn ans Land zu ziehen, auch die in dem Bot befindlichen, haben ein an dem erstern angeknüpftes Seil in den Händen, woran sie ohne Aufhören so lange ziehen, bis das Thier ganz über dem Wasser ist.

„Der Manati vergießt viel Blut an seinen Wunden, und ich habe bemerkt, sagt Herr Steller, daß das Blut wie eine Springquelle hervorspringt, und nur dann aufhört, wenn das Thier den Kopf unter dem Wasser taucht. So oft wie es denselben zum Luftschöpfen empor hebt, springt es aufs neue in die Höhe, woraus ich schließe, daß das Blut eine doppelte Art des Umlaufs bey diesen Thieren so wie bey den Robben hat, nemlich unter dem Wasser durch die eyrunde Oefnung des Herzens, und in der freyen Luft durch die Lunge. f)

Die Meergräser (Fucus) und andere Seekräuter sind die einzige Nahrung dieser Thiere, sie beißen

f) Ibidem.

beißen mit ihren Lippen, die von sehr harter Substanz sind, die Stengel der Kräuter ab, um sie zu erhaschen, stecken sie den Kopf unter dem Wasser und ziehn ihn nur heraus, um die Luft aus- und wieder ein zu athmen, dem zu folge haben sie während daß sie essen, stets den Vorderleib in dem Wasser, die Hälfte der Seiten aber, und den Hintertheil über dem Wasser. Wenn sie satt sind, legen sie sich auf den Rücken, ohne vom Wasser zu gehen, und schlafen in dieser Lage sehr fest. g) *) Ihre Haut, ohn-

g) Kracheninnikow, *Histoire du Kamtschatka*, *tome I. p. 318.*

*) Kraschenninikow hat eigentlich nur einen Auszug aus der Stellerschen Beschreibung und nicht mal immer den getreuesten. Er sagt: „Ausser denen bereits beschriebenen, giebt es noch andere See-Thiere hier, unter welchen das merkwürdigste die Manati, oder die Seekuh ist. Dieses Thier kommt fast niemals an das Ufer, sondern lebt beständig im Wasser. Seine Haut ist schwarz und dick, wie die Rinde einer alten Eiche, und so hart, daß man sie kaum mit einer Axt entzweyhauen kann. Der Kopf ist gegen das Verhältniß mit dem Körper klein, und nimmt vom Halse bis zur Schnauze immer ab, welche so sehr gekrümmt ist, daß das Maul tief darunter zu liegen scheint; gegen das Ende zu ist die Schnauze weißlicht und rauch, mit weißen Borsten, 9 Zoll lang, besetzt. Es hat keine Zähne, sondern nur zwey glatte weiße Hauer (nicht Hauer, sondern zwey ganze Knochen statt der Backzähne, sagt Steller, aus dem Kraschenninikow diese Stelle genommen hat), einen oben, den andern unten. Die Nasenlöcher, ganz nahe am Ende der Schnauze, haben in der Länge und Breite ungefähr anderthalb Zoll, sie sind doppelt, und innen rauh und haarig. Die Augen sind schwarz, fast in der Mitte und bey-

ohngeachtet sie stets gewaschen wird, ist nicht sehr reinlich, sie erzeuget und nähret eine große Menge Würmer,

beynahe in einer Linie mit den Nasenlöchern, auch nicht größer als Schaafsaugen, welches an einem so ungeheuren Thiere etwas seltsames ist. Es hat weder Augenbraunen noch Augenlieder; und die Ohren bestehen nur aus zwey kleinen Oefnungen. Man kann den Hals kaum merken, so nahe sind Kopf und Leib mit einander vereinigt, gleichwohl hat es einige Wirbel, um den Kopf zu beugen und zu wenden, welches es auch thut, besonders wenn es frißt, da es den Kopf hänget, wie eine Kuh. Sein Körper ist rund wie ein Seehund, um dem Nabel am dicksten, wird aber nach vorne und hinten zu immer dünner. Der Schwanz ist dick, und gegen das Ende zu ein wenig gebogen. Er gleichet in etwas dem Barte des Wallfisches und den Fisch-Finnen auch in etwas. Die Vorderpfoten, mit denen sie sowohl schwimmen als gehen, sind ohngefähr 21 Zoll lang. Mit denselben klemmt es sich an die Felsen, und dieses so fest, daß wenn es mit Haken abgerissen wird, die Haut daran sitzen bleibt. Man hat beobachtet, daß diese Pfoten bisweilen gespalten sind, wie die Klauen der Kuh, aber dieses scheint nicht allgemein, sondern nur zufällig zu seyn. Die Weibchen haben zwo Zitzen an der Brust. Die Länge eines Manate beträgt ungefähr 28 Fuß, und sein Gewichte wohl 200 Pud. Diese Thiere kommen in ganzen Haufen bey schönem Wetter in die Mündungen der Flüsse, und obgleich die Mütter ihre Jungen nöthigen vor ihnen her zu schwimmen, so werden sie doch von den übrigen auf beyden Seiten eingeschlossen und halten die Mitte im Zuge. Zur Zeit der Fluth kommen sie so nahe ans Ufer, daß man sie mit einer Lanze, ja sogar mit einer Keule abreichen kann, und der Verfasser erzählt, daß er sie auch am Rücken mit der bloßen Hand betasten können. Wenn man sie beunruhiget, so gehen sie zurück in das Meer, kommen aber bald wieder

Würmer, zu deren Fraß sich die Meven und einige andere Vögel auf ihren Rücken herab lassen.
Uebrigens

wieder. Sie machen Familien aus, deren eine nahe bey der andern lebt. Eine Familie bestehet aus dem Manne, der Frau, einem halbgewachsenen und einem kleinen Kalbe, woraus erhellet, daß ein Mann nur ein Weib habe. Sie bringen ihre Jungen, nur eines auf einmal im Herbst zur Welt.

Sie scheinen abscheulich gefräßig zu seyn und fressen unaufhörlich, ohne an ihre Sicherheit zu denken, daß sie kaum einmal den Kopf aus dem Wasser erheben, und jedermann mit Booten unter sie fährt und sich den aussucht, den er für sich haben will. Die Hälfte ihres Körpers, das ist der Rücken und die Seiten, ragen allezeit aus dem Wasser hervor, auf welche sich die Krähen (soll Meven heißen) setzen und die Läuse aus der Haut heraushacken. Sie fressen nicht jedes Kraut, sondern vornemlich von dem Meerlattich, der Blätter hat, wie der Savoyerkohl; ferner von einem andern Meergrase, das einer Keule gleichet; drittens von einem, das einer alten römischen Geißel ähnlich ist; und viertens von einer wellenförmigen Art Seegrase; (alle sind Arten vom Fucus). An dem Orte, wo sie auch nur einen Tag gewesen sind, findet man ganze Haufen Wurzeln und Stiele am Ufer. Wenn sie sich nun recht satt gefressen haben, so legen sie sich auf den Rücken um zu schlafen. Sobald die Ebbe anfängt, eilen sie in das Meer zurück, aus Furcht am Ufer trocken liegen zu bleiben. Zu Winterszeit werden sie gar oft von dem Eise an den Felsen zerschmettert, und ans Ufer geworfen. Dieses geschiehet gemeiniglich in einem Sturm, der gegen die Küste zu wehet. In dieser Jahreszeit werden sie so mager, daß man ihnen alle Rippen und Gelenke im Leibe zählen kann. Man fängt sie mit großen eisernen Haken, die etwas ähnliches mit der Armspitze eines kleinen Ankers
haben.

Uebrigens sind diese Manatis, bey ihrem vielen Fett im Frühjahr und Sommer, doch im Winter
so

haben. Diesen Haken fährt ein starker Mann in einem Boote, mit drey oder vier Ruderern, den er, wenn er unter den Haufen kömmt, einem in den Leib stößt. Dreyßig andre Männer, die auf dem Ufer sind und einen Strick halten, der an dem Haken befestigt ist, ziehen darauf den Manati ans Land, und diejenigen, die im Boot fahren, schlagen und verletzen ihn so lange bis er stirbt. Ich sahe einmal einige dieser Fischer einem solchen Thiere das Fleisch vom Leibe schneiden, da es noch lebte, das aus Schmerzen mit seinen Pfoten so gewaltig ins Wasser schlug, daß die Haut davon gieng, bis es endlich starb. Es ist leichter die Alten zu fangen, als die Jungen, denn diese sind weit lebhafter, und da ihre Haut weit weicher ist, so verliert der Haken gar oft seinen Halt. Wenn eines von diesen Thieren verwundet ist, und sich bearbeitet, den Haken los zu werden, so kommen ihm die nächsten zu Hülfe. Einige gehen unter dem Boote durch, und suchen es umzuwerfen, andere hängen sich an den Strick, als wenn sie ihn zerreißen könnten, und noch andere trachten mit ihren Schwänzen die Haken herauszuschlagen, welches zuweilen gelingt. Die Liebe zwischen Mann und Frau ist erstaunlich, denn wenn der Mann alles angewendet hat, sein Weib zu befreyen, und es vergeblich ist: so folgt er ihr, auch wenn sie schon tod ist, bis ans Ufer nach, und man hat beobachtet, daß er manchmal zwey bis drey Tage bey ihrem Körper zubringt. Man kann nicht sagen, daß dieses Thier brülle, sondern es macht ein lautes Geschrey, wie ein Esel, welches man insonderheit bemerkt, wenn es verwundet ist. Man kann nicht eigentlich sagen: wie scharf ihr Gesicht und Gehör sey, diese beyden Sinne scheinen aber sehr schwach zu seyn, vielleicht weil sie die Köpfe beständig unter dem Wasser halten.

Auf

so mager, daß man ohne Mühe unter der Haut den Umriß ihrer Gelenke und Ribben siehet, und zu dieser Jahreszeit findet man auch einige von ihnen die unter dem schwimmenden Eise umgekommen sind.

Ein mehrere Zoll dickes Fett, umgiebt den ganzen Leib dieses Thieres, das an der Sonne die gelbe Farbe der Butter annimmt, selbiges ist vom guten Geschmack und sogar Geruch, man ziehet es dem Fett aller vierfüßigen Thiere vor, und die Eigenschaft die es außerdem hat, daß es lange aufgehoben werden kann, auch selbst bey der Sommerhitze, giebt ihm einen noch höheren Werth. Man kann es eben so wie die Butter gebrauchen, und auf derselben Art essen, vorzüglich ist das Fett des Schwanzes sehr kostbar, welches sehr gut ohne starken Geruch oder beschwerlichen Rauch brennt. Das Fleisch schmeckt wie Rindfleisch, außer daß es

Auf der Beeringsinsel ist die Menge der Manate so groß, daß sie hinreichte, das ganze Volk aus Kamtschatka zu ernähren. Ihr Fleisch, ob es gleich lange Zeit brauchet gar zu kochen, schmeckt ganz gut, und hat eine Aehnlichkeit mit dem Rindfleische. Das Fett der Jungen gleichet dem Schweinefett, und das Magere dem Kalbfleische. Es ist leicht zu kochen, und läuft dabey so sehr auf, daß es den Raum, den es roh hatte, gekocht doppelt einnimmt. Es ist unmöglich, das Fett am Kopf und Schwanze gar zu kochen, aber die Rippen und der Rücken sind Leckerbissen. Einige geben vor, daß sich dieses Fleisch nicht einsalzen lasse, allein wir fanden das Gegentheil, und es kam uns weniger schlechter vor, als geböckeltes Rindfleisch. Kraschenninnikow Kamtschatka, p. 162.

es nicht voll so zart ist, und länger gekocht seyn will, insbesondere ist dies bey den Alten um sie genießbar zu machen nothwendig.

Die Haut ist eine Art von einem Zoll dicken Leder, dessen äußeres mehr der groben Rinde eines Baums, als der Haut eines Thiers gleich kömmt. Sie siehet schwärzlicht aus und hat keine Haare, es sind nur bloß einige grobe und lange Borsten um die Schwimmfüße, das Maul und inwendig in den Nasenlöchern, woraus man muthmaßen muß, daß der Manati diese nicht so oft und auf so lange Zeit als die Robben zuschließet, deren Nasenlöcher inwendig nackt von Haaren sind. Diese Haut des Manatis, besonders wenn sie getrocknet ist, ist so hart, daß man kaum mit der Axe einhauen kann. Die Tschutschis machen sich Nachen daraus, wie andere nordische Völker aus der Haut der großen Robben.

Der von dem Herrn Steller beschriebene Manati wog 200 Rußische Puds, das ist ohngefähr 8000 Pfund. Seine Länge betrug drey und zwanzig Fuß, sein in Verhältniß gegen den Leib sehr kleiner Kopf ist länglicht rund, ganz oben platt, und spitzt sich immer mehr gegen das äußerste der Schnauze zu, welche zurückgebogen ist, so daß das Maul ganz unten sitzt. h) Die Oefnung dessel-

h) Clusius und Hernandes, welche den Manati der Antillen beschrieben haben, scheinen nicht genaue Beobachter gewesen zu seyn; denn sein Kopf ist nicht so wie sie ihn abbilden, sondern dem Kamtschatkaischen Manati ziemlich gleich.

ben ist klein, und von zween Lefzen oben und unten umgeben; die oberen und unteren Lefzen sind äußerlich schwammigt, dick, und sehr aufgeblasen; man erblickt auf ihrer Oberfläche eine große Anzahl von Warzen, aus denen weiße Borsten oder ein Knebelbart von vier bis fünf Zoll Länge kömmt. Diese Lippen bewegen sich auf eben der Art wie bey dem Pferde wenn das Thier ißt. Die Naselöcher, die gegen das äußerste Ende der Schnauze liegen, sind anderthalb Zoll lang, und wenn sie geöfnet sind, beynahe eben so breit i).

Die untere Kinnlade ist kürzer als die obere, aber keine von beyden ist mit Zähnen versehen, nur sind zween harte und weiße Knochen, wovon der eine im oberen Gaum, der andere in der untern Kinnlade befestiget ist; diese Knochen sind mit verschiedenen kleinen Löchern durchbohrt, ihre äußere Oberfläche ist dennoch fest, und so gekerbt, das die Nahrungsmittel ziemlich bald zwischen den Zähnen zermalmt werden.

Die Augen sind sehr klein, und liegen gerade in den Mittelpuncten zwischen der Spitze der Schnauze und den kleinen Löchern die statt der Ohren dienen; Augenbraunen sind gar nicht da, aber in dem großen Winkel eines jeden Auges findet sich ein knorpelichtes Häutchen in der Gestalt eines Kammes, womit das Thier wie die Seeotter (Saricovienne) nach Gefallen den Augapfel ganz bedecken kann.

Aeußere

i) Kracheninnikow *Histoire du Kamtschatka*, *Tome* I. *p.* 314.

Aeußere Ohren hat er nicht, sondern nur zwey runde Löcher, die so klein sind, daß man kaum eine Schreibfeder hinein stecken kann, und da diese Gehörgänge dem Auge der meisten Reisenden entgangen sind, so haben sie geglaubt, daß die Manatis taub wären, um desto mehr da sie stumm zu seyn scheinen, denn Herr Steller versichert, daß die Kamtschatkaschen, niemals einen andern Ton als ein starkes Athemhohlen hören lassen, indessen sagt Herr Kracheninnikow, daß er yant oder brüllt k), und der Pater Magnien aus Freyburg l) vergleicht das Geschrey eines Amerikanischen Manati mit einem kleinen Gebrüll.

Bey dem Kamtschatkaschen Manati ist der Hals beynahe nicht vom Körper verschieden, nur bey dem Kopf ist er ein wenig dünner als in seiner übrigen Länge. Ein besonderes Kennzeichen aber, wodurch dies Thier von allen Land- oder Seethieren verschieden ist, ist, daß die Arme die am Halse aus den Schultern heraus kommen und länger als zween Fuß sind, eben die Gestalt und Gelenke wie der Arm und Vorderarm bey dem Menschen haben. Dieser Vorderarm des Manati endigt sich in der flachen Hand und Handwurzel ohne eine Spur von Zehen oder Nägeln, Kennzeichen die dies Thier noch von der Klasse der vierfüßigen Thiere trennen. Die Handwurzel und die flache Hand sind mit Fett und sehnigtem Fleisch umge-

k) *Histoire du Kamtschatka*. tome I. p. 321.

l) Extrait du Manuscript traduit de l'Espagnol, par Mr. de la Condamine.

ben, das von einer harten und hornigten Haut bedeckt wird.

Man hat bey diesem Manati sechszig Wirbelbeine gezählt, und der Schwanz fängt bey dem sechs und zwanzigsten an, und gehet in den fünf und dreyßig andern fort, so daß der Rumpf des Körpers nur fünf und zwanzig hat. Der Antillische Manati hatte zwey und funfzig von dem Halse bis zum Ende des Schwanzes. In dem Fötus eines Guyanischen Manati waren im Schwanz acht und zwanzig, im Rücken sechszehn, und im Halse sechs, und zusammen funfzig. m) Wenn man also annimmt, daß in dem Halse des Antillischen Manati sieben Wirbelbeine sind, so würden in allen neun und funfzig seyn. Sein Schwanz nimmt immer allmählig in der Dicke ab, und seine äußere Gestalt ist ehr viereckigt als platt, in dem Kamtschatkaschen endigt er sich in einer dicken und sehr harten Flosse, die sich horizontal ausbreitet, und dessen Substanz beynahe dem Barte des Wallfisches ähnlich ist. **)

Das

m) Man sehe den Artikel Lamantin Vol. XIII. p. 385. (teutsch VII. I. p. 239.)

**) Herr Pennant sagt nach dem Steller u. a. „Des Wallfischschwanzs Kopf ist klein, länglicht viereckigt, niederhängend; der Mund klein, die Lippen doppelt, so daß eine auswendige und inwendige gebildet wird. Bey der Zusammenfügung der Kinnladen ist ein Haufen weicher röhrenförmiger Borsten, welche so dick als die Federposen von den Tauben sind, und gleichsam dem Thiere als ein Sieb, wodurch das Wasser abläuft und die Speise zurück-

Das männliche Glied am Männchen, wel-
ches dem bey dem Pferde sehr ähnlich ist, dessen Eichel

zurückbleibt, dienen; die Lippen mit starken Bor-
sten besetzt, welche das Thier statt der Schneide-
Zähne gebraucht, und die harten Wurzeln der See-
Pflanzen damit abrupft; keine Zähne, aber in jeder
Kinnlade einen platten, weißen, langen, auf der
Oberfläche wellenförmig unebenen Knochen. Er
ersetzt, da er oben und unten ist, den Mangel der
Backzähne, und dient zum Zermalmen der Speise.
Die Nasenlöcher stehen ganz vorn, und sind umher
mit Borsten besetzt; keine Ohren, statt ihrer aber
eine kleine Oefnung. Die Augen sehr klein, nicht
größer als die eines Schaafs, und durch die kleinen
Oefnungen in der Haut kaum sichtbar. Der Stern
schwarz; die Pupille blau; die Zunge zugespitzt
und klein. Das ganze Thier ist sehr unförmlich ge-
baut, der Hals dick und seine Verbindung mit dem
Kopfe kaum zu unterscheiden; die zwey Zähne oder
vielmehr Floßen, sitzen bey den Schultern, sind nur
sechs und zwanzig Zoll lang, ohne Zeen und Nägel
in eine Art Huf geendigt, ausgehöhlt, mit Borsten
eingefaßt und zum Graben im Sande eingerichtet.
Die Aussenseite des Felles ist schwarz, runzlich,
knorrig, gleicht der Borke einer alten Eiche; ohne
Haar; einen Zoll dick und so hart, daß es kaum
mit einem Beile durchgehauen werden kann; wenn
die Haut abgezogen ist, so gleicht sie auf der innern
Seite dem Ebenholze. Sie ist vom Nacken bis zum
Schwanze mit zirkelförmigen Runzeln, welche sich
in Knoten erheben, und an den Seiten scharfe
Spitzen haben, bezeichnet. Mit dieser Haut ist der
ganze Körper wie mit einer Borke umgeben. Sie
ist dem Thiere von einem hervorstechenden Nutzen
im Winter, schützt es gegen das Eis, unter welchem
es oft frißt, und gegen die scharfen Felsen, an wel-
che es oft von den Winterstürmen geschleudert wird.
So ist sie auch eine Schutzwehr gegen die Hitze im
Sommer, denn das Thier lebt nicht, wie die mei-
sten

aber noch größer ist, ist zween und einen halben Fuß lang, es liegt in einer Haut die an der Haut des Bauchs

sten übrigen Seegeschöpfe, auf dem Grunde des Meers, sondern setzt einige Theile seines Körpers sowohl den Sonnenstrahlen als der heftigen Kälte des Frostes aus. Kurz, diese Bedeckung ist zu seiner Erhaltung so wesentlich, daß Steller, welcher verschiedene todt am Ufer fand, glaubt, sie wären durch den zufälligen Mangel derselben getödtet. Die Farbe dieser Haut ist, wenn sie naß ist, dunkelbraun, getrocknet aber ganz schwarz. Der horizontale Schwanz platt und endigt sich in eine steife Floße, welche wie das Fischbein aus Blättern zusammengesetzt ist, und zuletzt in ungefehr neun Zoll lange Fibern auslauft. Er ist beynahe Gabelförmig, beyde Enden aber gleich lang, wie beym Wallfische. An der Brust sitzen zwey Säugwarzen. Die Milch ist dick, süß und der Schaafmilch nicht unähnlich. Sie begatten sich wie der Mensch, und schäkern die Brunstzeit hindurch in der See mit einander. Das Weibchen stellt sich nämlich, als ob es die Umarmungen des Mannes fliehe, und dieser verfolgt es durch alle die Krümmungen und Wendungen, welche es macht. Von den Schultern bis zum Nabel ist der Körper sehr dick, von hier nimmt er aber nach dem Schwanze zu, ab, und wird schlanker. Der Bauch ist sehr groß, und durch die vielen Eingeweide sehr aufgeschwollen. Diese Thiere erreichen eine Länge von acht und zwanzig Fuß. Das Maaß von einem etwas kleinern, welches uns Steller mitgetheilet hat, ist folgendes: Die Länge von der Nase bis zum Schwanzende vier und zwanzig und einen halben Fuß; von der Nase bis zu den Schultern oder Ansatze der Floßen, vier Fuß vier Zoll; der Umfang des Kopfs oberhalb den Nasenlöchern zwey Fuß sieben Zoll; über den Ohren vier Fuß; am Nacken beynahe sieben Fuß; an den Schultern zwölfe; um den Bauch aber zwanzig; bey dem Schwanze nur vier Fuß acht Zoll; der Schwanz

Bauchs festsizt, und erstreckt sich bis an den Nabel; bey dem Weibchen liegt die Vulva acht Zoll

Schwanz steht von Spitze zu Spitze sechs und einen halben Fuß auseinander. Das Gewicht eines großen beträgt achttausend Pfund. Es bewohnt die Küsten von den Beerings- und andern Inseln, welche zwischen den beyden Welttheilen liegen. Sie erscheinen niemals bey Kamtschatka, wenn sie nicht durch Stürme verschlagen werden, wie dieses denn bisweilen um die Bay Awatscha geschiehet. Die Eingebornen nennen sie Kapustnik oder Kohlfresser, wegen ihres Futters. Dies Thier ist in keinem andern Theil der nördlichen Halbkugel entdeckt worden. Dasjenige, welches die Ostseite von Süd-Amerika und einige Theile von Afrika bewohnt, ist eine andre Art, welches ich, da ich eins vom Senegal gesehen habe, bezeugen kann. Der Körper war ganz glatt, der Schwanz in der Mitte aufgeschwollen und gegen das zugerundete Ende zu geplattet. Zur Unterstützung meiner Meinung kann ich den glaubwürdigen Dampier, welcher den Körper des Thiers vollkommen nacket beschreibt, anführen. Wenn es jene auffallende Decke gehabt hätte, so würde diese ihm nicht entwischt seyn. Auch war die Länge des Thiers, welches dieser geschickte Seemann beschreibt, nicht über zehn oder zwölf Fuß, noch das Gewicht von einem der größten über zwölfhundert Pfund. Ich muthmaße, daß diese Art sich bis Mindanao erstreckt; denn eine Art wird dort gewiß gefunden. Man trift sie auch noch weiter gegen Süden an, denn ich finde in Hrn. Joseph Banks Sammlung die Skizze von einem solchen Thiere, welches bey Diego Rodriguez, oder wie diese, Mauritius gegen Osten gelegene, Insel gemeiniglich genannt wird, bey Diego Rais gefangen wurde, und es mag auch wohl seinen Weg durch einige nördliche Einschnitte in den Seen von Grönland gefunden haben; denn einst entdeckte Hr. Fabricius in diesem Lande einen halb verzehrten Kopf,

weit oberhalb von dem After; die weibliche Ruthe ist sichtbar, sie ist beynahe knorpelicht, und sechs Linien

Kopf, in welchem die Zähne genau so waren, wie bey dieser Art. Diese Thiere halten sich häufig an den seichten, sandigen Theilen der Küsten und an den Mündungen kleiner Flüsse der Beeringsinsel auf, und scheinen das süße Wasser zu lieben. Sie ziehen in Heerden; die Alten halten sich hinten und treiben ihre Jungen vor sich hin; auch decken einige die Flanke. Bey der Flucht nähern sie sich dem Ufer, und sind so zahm, daß sie sich streicheln lassen. Wenn man ihnen hart begegnet, so schwimmen sie der See zu, vergessen aber die Beleidung bald und kommen wieder. Sie leben in Familien neben einander. Jedwede besteht aus einem Manne, Weibe, halberwachsenen und kleinen Jungen. Die Familien vereinigen sich oft und machen dann ungeheure Triften. Sie leben in der Monogamie und gebären nur ein einziges Junges; die Zeit des Werfens ist nicht bestimmt, doch geschieht es, wie Steller glaubt, vorzüglich im Herbste. Es sind gutmüthige unschädliche Thiere, welche sich einander ausserordentlich lieben. Wenn eins von ihnen gehaket wird, so ist die ganze Heerde um seine Rettung bemühet. Einige stämmen sich unter das Boot und suchen es umzuwerfen; andere legen sich auf das an dem Haken befestigte Seil, und drücken es, um es zu zerreißen, nieder; andere strengen alle ihre Kräfte an, ihren verwundeten Freund von dem tödtlichen Eisen zu befreyen. Ihre eheliche Liebe kann zum Muster aufgestellt werden. Der Mann wendet sein ganzes Vermögen an, seine gefangene Hälfte zu befreyen, folgt ihr soweit es ihm möglich ist, bis dicht ans Ufer, und selbst Schläge können ihn nicht zurücktreiben. So lange sein unglückliches Weib im Wasser ist, bleibt er immer neben ihr, und man hat ihn noch drey Tage lang, nachdem sie am Ufer gezogen, zerstückt und schon fortgeschaft war, daselbst ihre Rückkunft gesehen. Sie sind gefräßige Ge-

Linien lang. Die beyden Zizen liegen auf der Brust, sie sind so lange sie tragen und die Mutter ihr

Geschöpfe, und verzehren ihr Futter mit dem Kopfe unter dem Wasser; dabey bekümmern sie sich so wenig um die Boote, noch um das, was sonst um ihnen herumgeht. Sie schwimmen niedlich hinter einander, und viele haben dabey den Rücken über dem Wasser. Eine Art Meven sitzt auf ihnen, wie die Krähen auf den Schweinen und Schaafen, und hackt aus ihrem rauhen Felle eine Art Läuse, welche darinnen wohnet. Dann und wann stecken sie die Nase aus dem Wasser, um Athem zu holen, und machen dabey ein Getöse, welches dem Schnaufen der Pferde gleicht. Bey der Ebbe schwimmen sie mit ihr zurück, zuweilen aber lassen sie die Jungen am Ufer bis zur Rückkehr des Wassers. Sonst verlassen sie dieses Element niemals, nähern sich also sowohl nach ihrer Natur, als nach ihrer Form den Wallfischähnlichen Thieren, und verbinden die Seehunde mit diesen. Auf der Beeringsinsel fängt man sie durch einen an ein langes Seil befestigten Haken, welchen vier oder fünf Menschen in ein Boot nehmen, und dann unter die Heerde steuern. Der stärkste Mann nimmt das Instrument, schlägt es in das nächste Thier, und nach diesem ziehen es dreyßig Menschen mit großer Schwierigkeit durch Seile an das Ufer. Das arme Geschöpf widersteht aus allen Kräften und wird durch seine treuen Gefährten kräftig unterstützt. Es klammert sich mit seinen Füßen so fest an die Klippen, daß es die Haut zurückläßt, oft verliert es auch große Stücke der knorrigen Decke, ehe es ans Land gezogen werden kann. Das Thier hat sehr viel Blut, so daß es in ungeheurer Menge aus der Wunde hervorsprudelt. Die Stimme fehlt ihm ganz, ausser daß es, wenn es verwundet wird, einen tiefen Seufzer ausstößt. Den Sinn des Gehörs und Gesichts besitzt es sehr unvollkommen, oder vernachläßigt zum wenigsten den Gebrauch davon. Sie wandern nicht, denn

ihr Junges säugt, ohngefähr sechs Zoll im Durchmesser, zu jeder andern Zeit aber sehen sie nur wie eine dicke Warze oder ein bloßer Knopf aus; die Milch ist fett, und ihr Geschmack beynahe wie Schaafmilch.

Ausmessungen des auf der Beringsinsel d. 12ten Jul. 1742 getödteten Manati nach königl. französischen Fuß.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des ganzen Körpers von der Oberlippe bis zur Spitze des Schwanzes	23	1	6
Länge von der Spitze der Oberlippe bis zu den Nasenlöchern . . .	—	7	6
Von der Mitte der Nase bis zum Augenwinkel	1	—	7

Breite

denn Steller sahe keins nm der Beeringsinsel die ganzen traurigen zehn Monate hindurch, welche er daselbst nach seinem Schiffbrnche zubrachte. Im Sommer waren sie sehr fett, im Winter hingegen so mager, daß man ihnen die Ribben im Leibe zählen konnte. Das Fell wird von den Einwohnern des Vorgebürges Tschuktschi zur Bedeckung ihrer Boote gebraucht. Der Speck, welcher den ganzen Körper wie eine dicke Wulst oder Ueberzug bedeckt, wurde so gut und wohlschmeckend wie Maybutter gehalten, und der von den Jungen gleich dem Schweinspecke. Das Fleisch der Alten, ist, wenn es gut gekocht wird, dem Rindfleisch, und das der Jungen dem Kalbfleische ähnlich; auch kann man es recht gut einsalzen. Das Schiffvolk pöckelte verschiedene Fässer voll ein, welches ihnen bey ihrer Erlösung aus der schrecklichen Gefangenschaft vortrefliche Dienste that. Naturg. d. nördl. Polarl. II. p. 171.

	Fuß.	Zoll	Linien.
Breite des Auges zwischen seinen beyden Winkeln . . .	—	—	$7\frac{1}{2}$
Entfernung zwischen den Augen .	1	4	3
Weite und Höhe der Nasenlöcher .	—	2	3
Von der Spitze der Oberlippe bis zum Winkel des Mauls . .	1	2	—
Von der Spitze der Oberlippe bis zur Schulter	4	—	9
Von der Spitze der Oberlippe bis zur Oefnung der Gebärmutter .	15	2	—
Von der Unterlippe bis zum Brustbein	4	2	8
Durchmesser des Mauls an den Winkeln der Oefnung desselben .	1	6	9
Umfang des Kopfs in der Gegend der Nasenlöcher . . .	2	5	1
Umfang des Kopfs bey den Augen .	3	9	—
Höhe der Schnauze an ihrer Spitze	—	7	$9\frac{1}{2}$
Weite des Körpers bey den Schultern	11	3	—
Weite des Halses bey dem Genicke	6	4	—
Weite des Körpers bey dem Unterleibe	19	—	9
Umfang des Schwanzes . .	4	4	6
Entfernung zwischen dem After und der Gebärmutter . . .	—	7	6
Länge der Gebärmutter . .	—	9	$6\frac{1}{2}$
Entfernung zwischen den beyden Enden der beyden Schwanzhörner .	6	1	2
Länge des Kopfs von den Nasenlöchern an dem Hintertheil des Kopfs nach dem Skelett gemessen . .	2	1	3
Länge des Kopfs am Hinterkopf .	—	9	9
Länge des Schulterknochens .	1	1	6
Länge des Armknochens . .	—	11	5
Breite oder vielmehr Länge des Magens	3	6	3

Die

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Die ganze länge der Gedärme von der Kehle bis zum After vierhundert sechs und sechszig Fuß drey Zoll, das ist zwanzig mahl so lang als der ganze Körper des Thiers. . .	466	3	—
Höhe des Herzens . .	1	8	6
Breite des Herzens . . .	1	11	6
Länge der Nieren . . .	2	6	—
Breite der Nieren . . .	1	4	11
Länge der Zunge . . .	—	11	3
Breite der Zunge . . .	—	2	3

***)

***) Obige Auszüge sind sehr ausführlich; bey einem so merkwürdigen, selten beschriebenen Thiere verdient aber doch noch die ganze Beschreibung des Stellers nachgelesen zu werden. Da sie aber zweymal ins Teutsche übersetzt ist, so darf ich nur darauf verweisen.

Der

Der große Antillische Manati. 1)

Wir nennen diese Art den großen Antillischen Manati, weil er sich noch jetzt bey diesen Inseln herum zu finden scheint, ob er gleichwohl seitdem sie stark bevölkert sind, selten geworden ist. Dieser Manati unterscheidet sich von dem Kamtschatkaschen durch folgende Kennzeichen: die grobe und dicke Haut ist nicht ganz kahl, aber mit einigen Haaren hie und da besetzt, die so wie die Haut eine Schieferfarbe haben a) er hat an den Händen fünf sichtbare Nägel b) die Menschennägeln ziemlich ähnlich sind; diese Nägel sind sehr kurz; c) er hat ferner nicht nur eine knochenartige dicke Haut vor jedem Kinnbacken, sondern auch zwey und dreyßig

1) Le grand Lamantin des Antilles. *Buffon Suppl. Quadr. ed. in 12. Tom. XI. p. 276.*

a) Die Haut des Antillischen Manati ist dick, an einigen Orten runzelicht, und mit kleinen Haaren hie und da besetzt; wenn sie trocken ist, kann man sie zu großen runden Schilden gebrauchen, die gegen die Indianischen Pfeile undurchdringlich sind. *Histoire naturelle et morale des Antilles pag.* 178.

b) *Histoire Mex. p.* 323. *et suiv.*

c) Man sehe Clusius.

dreyßig Mahlzähne hinten im Maule; d) und im Gegentheil scheint es gewiß, daß die Haut bey dem Kamtschatkaschen Manati ganz von Haaren entblößt ist, daß die Füße ohne Knöchel sind und weder Zehen noch Nägel und die Kinnbacken keine Zähne haben. Alle diese Verschiedenheiten sind hinreichend genug, um zwo eigene und ganz von einander abgesonderte Arten zu machen. Uebrigens sind diese Manatis in den Verhältnissen und in der Größe des Körpers sehr verschieden. Der Antillische ist nicht so groß als der Kamtschatkasche, er hat auch einen nicht so dicken Körper. Seine Länge beträgt nur zwölf, vierzehn, funfzehn, achtzehn und selten zwanzig Fuß, wofern er nicht sehr alt ist; Der welcher in der neuen Reise nach den amerikanischen Inseln die zu Paris im Jahr 1722 gedruckt ward, beschrieben ist, hatte nur 8 Fuß im Umfange, und vierzehn in der Länge, da inzwischen der Kamtschatkasche Manati, wovon wir gesprochen, ohngefähr achtzehn Fuß dick und drey und zwanzig Fuß und einige Zoll lang war. Ohngeachtet aller dieser Verschiedenheiten sind diese beyden Arten von Manatis in ihrer ganzen übrigen Bildung gleich, sie haben auch einerley natürliche Sitten, lieben beyde gleich stark die Gesellschaft ihrer Art, und haben eine sanfte ruhige und zutrauliche Gemüthsart, die Gegenwart des Menschen scheinen sie nicht zu fürchten.

Man sieht die Antillischen Manatis immer haufenweise in der Nähe der Küsten, und bisweilen

d) Siehe *Oexmelin Histoire des Avanturiers tome II. p. 134. et suiv.*

len in den Mündungen der Flüsse, und dies hat auch wahrscheinlich Oviedo e) und Gomara f) zu der Meinung veranlaßt, sie besuchten das Flußwasser eben so wohl als das Meerwasser, dieser Umstand scheint indessen nur bey dem kleinen Manati, wovon wir in der Folge reden werden, richtig zu seyn, und es scheint gewiß, daß die großen Antillischen Manatis so wenig als die Kamtschatkaschen die Flüsse hinauf gehen, sondern sich immer im salzen und salzlichem aufhalten.

Der große Antillische Manati hat wie der Kamtschatkasche einen sehr kurzen Hals, einen recht starken und dicken Körper bis an den Anfang des Schwanzes, der bis an die Flosse worin er sich endigt, immer allmählig dünner wird. Alle beyde haben auch sehr kleine Augen, und ganz kleine Löcher statt der Ohren; beyde nähren sich von Meergras (Fucus) und anderen im Meer wachsenden Kräutern, und wenn sie nicht sehr alt sind, ist sowohl ihr Fleisch als ihr Fett recht gut zum essen, alle beyde bringen nur ein einziges Junges hervor, das die Mutter umfaßt, und oft zwischen ihren Füßen trägt; sie säugt es ein Jahr lang, nach welcher Zeit es im Stande ist, sich selbst zu versorgen und Pflanzen zu fressen. Nach dem Oviedo g) wirft der Antillische lamantin zwey Junge; da es aber

e) *Hist. Ind. occid. lib. XII. cap. X.*

f) *Hist. gener. cap. XXXI.*

aber scheint, daß bey dieser Art, so wie bey dem Kamtschatkaischen Lamantin die Jungen ihre Mutter nur nach zwey oder drey Jahren verlassen, so kann es seyn, daß dieser Schriftsteller zwey Junge von verschiedenem Wurfe der Mutter folgen sahe, und daraus schloß, daß sie wirklich mit einem male zwey Jungen werfe.

Der große Manati im Indianischen Meer.

Wir haben (V. XIII. pag. 392 und 93) angeführt, was die Reisenden Leguat und Dampier von den Manatis gesagt, die sie auf der Insel Rodrigue und den Philippinen gesehen, und die uns verschiedene Berichte von den Aehnlichkeiten mit den großen Antillischen Manatis zu enthalten schienen, indessen glauben wir doch nicht, daß sie durchaus zu derselben Art gehören sollten, denn es ist gar nicht möglich, daß diese Thiere von Amerika die Reise nach dem großen Indien sollten gemacht haben. Im folgenden Artikel wird man die Umstände sehen die es beweisen, daß sie nicht weit reisen, noch durch die großen Meere gehen können.

Der kleine Amerikanische Manati.

Diese vierte Art die kleiner als die drey vorhergehenden ist, ist zugleich in den warmen Himmelsstrichen der neuen Welt zahlreicher und mehr verbreitet, sie findet sich nicht blos beynahe auf allen Küsten, sondern auch in den Flüssen und Seen die sich in den innern Theilen des südlichen Amerikas finden a), z. B. am Oronoko b) Oyapoc, Amazonenfluß 2c. auch in den Flüssen findet man sie, und endlich in der Kampechebai und um den kleinen Inseln herum die Kuba gegen Mittag liegen.

Die großen Antillischen Manatis verlassen das Meer nicht, aber der kleine, und geht tausend Meilen weit vom Meere entfernt, die Flüsse hinauf

a) Sieben Meilen von der Stadt (Ilheos in Brasilien) in dem innern Lande trift man einen See mit trinkbaren Wasser, der drey Meilen lang und breit ist . . . in diesem findet man verschiedene Arten sehr großer Fische, besonders Manatis, die ohngefähr acht hundert Pfund wiegen. *Histoire generale des Voyages, tome XIV. pag. 230.*

b) Histoire de l'Orenoque, par le P. Gumilla.

auf c). Herr de la Condamine hat sie im Amazonen Flusse bis an den Wasserfall von Borja gesehen, aber über diesen hinaus findet man sie nicht. Es scheint daß diese kleinen amerikanischen Manatis oft das See- und Flußwasser abwechselnd besuchen, so wie sie daselbst Nahrung finden, aber sie halten sich immer in dem seichten Grunde der niedrigen Küsten auf, und an den Flüssen wo die Kräuter wachsen wovon sie sich nähren; man trift sie nie an Oertern die an steile Küsten stoßen, wo das Wasser tief ist d), noch in der tiefen See in einer weiten Entfernung vom Lande, denn sie könnten daselbst nicht leben, weil sie keine Fische zu essen scheinen. Sie besuchen also nur die Oerter wo Kräuter wachsen, und aus dieser Ursache können sie nicht durch große Meere gehen, auf dessen Grund keine Vegetabilien wachsen, und wo sie folglich vor Mangel an Nahrung sterben müßten. Wir glauben also nicht, daß die Manatis im Indianischen Meer und an den Küsten von Senegal, mit den kleinen oder großen amerikanischen Manatis zu einer Art gehören.

Die Reisenden e) stimmen darin überein, daß der kleine amerikanische Manati, wovon hier die Rede ist, sich nicht bloß von Kräutern ernährt, die unter

c) Voyage sur la riviere des Amazones par Mr. de la Condamine.

d) *Voyage de Dampier tome I. p. 46. et suivantes.*

e) Binet; Voyage à Cayenne, pag. 346; der P. Magnien aus Freyburg; ein von dem Herrn Condamine mitgetheiltes Manuscript des P. Gumilla Histoire de l'Orenoque.

unter dem Wasser wachsen, sondern wenn er sie erreichen kann, auch die abgraset, die an dem Ufer stehen. Er streckt den Kopf danach hervor, ohne ganz aus dem Wasser heraus zu gehen, denn er ist eben so wenig als die übrigen Manatis im Stande auf der Erde zu gehen, noch sich auch nur auf derselben fortzuschleppen.

Die Weibchen dieser Art bringen gewöhnlich zwey Junge zur Welt, anstatt daß die großen Manatis nur eins gebähren. Die Mutter trägt sie beyde unter ihre beyden Arme, und hält sie fest an ihre Brüste, was sie auch vor eine Bewegung vornehmen mag. Wenn sie zum Schwimmen stark genug geworden sind, folgen sie sie immer nach und verlassen sie nicht wenn sie verwundet ist, auch sogar nach ihrem Tode nicht, denn sie begleiten sie standhaft, wenn die Fischer sie an den Stricken ziehen um sie an das Ufer zu bringen.

Die Haut dieser kleinen erwachsenen Manatis ist so wie bey den großen, grob, und sehr dick, auch ist ihr Fleisch zum Essen sehr gut: die Beschreibung von einem dieser Thiere kann man in unserem Werke (Vol. XIII. p. 425) sehen.

f) Gumilla Histoire de l'Orenoque.

Der

Der kleine Senegalsche Manati.

Wir haben (Vol. XIII. p. 390) die Beschreibung dieses kleinen Senegalschen Manati nach Herrn Adanson geliefert, er hat mit dem Cayennischen einerley Größe, scheint sich aber dadurch von ihm zu unterscheiden, daß er Mahlzähne und einige Haare auf dem Leibe hat. Kennzeichen die ihn genugsam von dem amerikanischen unterscheiden, dem die Reisenden weder Mahlzähne noch Haare auf dem Körper geben. Wir nehmen also an, daß man fünf Manatis-Arten rechnen kann. Die erste ist der große Kamtschatkasche Manati, der, wie wir schon gesagt haben, alle andere an Größe übertrift, und weder Mahlzähne noch Nägel am Ende der Pfoten noch Haare auf dem Körper hat: Die zweyte ist der große Antillische Manati, der Mahlzähne, Nägel, und einige Haare auf dem Körper hat, und dessen Länge sich auf nicht mehr als achtzehn bis zwanzig Fuß erstreckt, da der Kamtschatkasche Manati über drey und zwanzig Fuß lang ist: Die dritte ist der große Manati im indianischen Meer, der noch nicht recht bekannt ist, aber von einer andern Art als der Kamtschatkasche und Antillische seyn muß, weil beyde nicht durch große Meere ziehen können, indem sie keine Kräuter hervorbringen, wovon diese Thiere sich

 nähren:

nähren: die vierte ist der kleine Südamerikanische Manati, der sowohl die süßen als die salzigen Wasser besucht, und von den drey ersteren sich durch die Größe unterscheidet, die um mehr als zwey Drittheil geringer ist; und die fünfte, der kleine Senegalsche Manati, der sich in verschiedenen afrikanischen Flüssen findet g), so wie der kleine Guyanische Manati in den Amerikanischen. Diese beyden

g) Man kann annehmen, daß dies eben das Thier sey, wovon die Reisenden sagen, daß sie es in einigen Flüssen von Congo, Angola, Soffala ꝛc. gesehen haben. Hier ist das was sie davon geschrieben haben: „Die Flüsse von Congo und Angola haben einen Ueberfluß von Fischen verschiedener Art; einen sehr merkwürdigen liefert der Zaire Fluß . . . Die Natur hat ihm zwo Hände gegeben und seinen Rücken wie gebildet, sein Fleisch ist sehr gut . . . er nährt sich von Kraut, das an den Ufern des Flusses wächst, ohne jemals ans Ufer zu gehen, einige von diesen Fischen wiegen 500 Pfund.“ *Histoire generale des Voyages tome V. pag 2.* „Diese Thiere halten sich in den Seen auf, besonders in den von Angola, Quihite und Angolon . . . Sie sind acht Fuß lang und haben zween Arme nebst den Händen, deren Finger im Fleisch versteckt sind . . . Ihr Kopf hat eine eyrunde Gestalt, sie haben kleine Augen, eine platte Nase, einen großen Mund ohne einer Spur von Ohren . . . Die Zeugungsglieder bey dem Männchen sind denen bey dem Pferde gleich; das Weibchen hat zwo wohlgebildete Brüste.“ *Idem ibidem.* „Man fängt eben die Thiere bey Soffala an der östlichen afrikanischen Küste, man salzt sie zum Vorrath auf dem Meer ein, und man befindet sich bey diesem Nahrungsmittel sehr wohl, wenn es nicht so lange dauret, daß es alt wird; wird es aber lange aufgehoben, so verdirbt es, und wird für die, die mit einer venerischen Krankheit befallen sind,

beyden kleinen Arten sind darin verschieden, daß die erstere keine Zähne hat, und die Gehörlöcher größer als bey der zweyten sind.

Dies ist das gewisseste, was ich von den verschiedenen Arten der Manatis, die wie man sieht, noch nicht vollkommen bekannt sind, habe sammlen können. Einige Reisende haben von Philippinischen Manatis geredet, und Herr Forster hat mir gesagt, daß er sie auch auf den Küsten

sind, gefährlich." *Idem pag. 95.* „Der Manati in dem Sierra Leona Fluß hat hinten im Maul Zähne; Seine Augen sind sehr klein, und in seine Ohren kann man kaum eine Nadel stecken, ganz nahe bey den Ohren sind zwo breite Floßfedern von sechszehn bis achtzehn Zoll lang . . . sein Schwanz ist sehr breit . . . und die Haut des Körpers ist einen Zoll dick . . . Die Neger werfen dies Thier, um es zu fangen, mit einer eisernen Harpune, die an einem sehr langen hölzernen Heft sitzt, so bald es sich verwundet fühlt nimmt es die Flucht, aber der Harpunenschaft, der sich oft über dem Wasser zeigt, dient zum Wegweiser, um ihn mit den Augen zu verfolgen; wenn er stille steht, nähert man sich ihm zum zweytenmal um ihn mit anderen Wurfpfeilen zu werfen, und wenn er endlich erschöpft ist, so bringt man ihn ans Ufer." *Histoire generale des Voyages tome III. p. 240. et suiv.* „Das Fleisch dieser Thiere ist delikat . . . die besten Theile sind die, die nahe am Bauch und den Brüsten sitzen, das Speck ist verschiedene Zoll dick und giebt dem Schweinespeck nicht nach . . . Lemaire behauptet, daß im Senegal mehr Manatis als im Gambraflusse wären, und daß sie nur die Größe eines Meerschweins hätten." *Idem pag. 316.* „An der Goldküste giebt es ebenfalls Manatis." *Idem tome IV. pag. 261.*

von Neuholland gesehen hat, aber wir wissen nicht ob diese Philippinischen und Neuholländischen Manatisarten, zu denen wovon wir eben gesprochen, gerechnet werden können, oder sich so sehr von ihnen unterscheiden, daß man sie als verschiedene Arten ansehen muß.

CLIV.

Nomenclatur der Affen.

Wenn die Unterweisung eines Schülers und die Unterhaltung eines Mannes hier ganz verschiedene Dinge sind; indem jener das willkührliche wie das wesentliche, das Falsche wie das Wahre ohne Untersuchung, und selbst mit einer gewissen Begierde aufnimmt, sobald es ihm unter der äußern Gestalt eines Beweises vorgelegt wird, dieser hingegen den nämlichen Beweis mit Wiederwilleu verwerfen würde, sobald er ihn nicht gegründet befindet; so wollen wir uns hier keiner einzigen jener Methoden bedienen, die man sich ersonnen hat, um unter dem Namen Affe eine Menge Thiere ganz verschiedener oft ganz abweichender Gattungen zusammenzuhäufen.

Ich nenne Affe dasjenige Thier, das keinen Schwanz hat, dessen Gesicht platt ist, dessen Zähne, Hände, Finger und Nägel den menschlichen ähnlich sind, das wie der Mensch aufrecht auf zween Füßen geht. Man sieht, daß diese aus der Natur des Thieres und seinen Aehnlichkeiten mit der menschlichen Natur hergenommene Definition alle diejenigen Thiere ausschließt, die einen

Schwanz,

Schwanz, erhobenes Gesicht, oder eine lange Schnauze haben: ferner alle, die krumme, hakenförmige oder spitzige Nägel haben, endlich alle die lieber auf vier als zween Füßen gehen.[1]) Diesen Be-

1) Aristoteles trennete schon die ungeschwänzten Affen, von den Meerkatzen; von beyden sonderte er noch den Hundsköpfigen und den Schweineschwänzigen ab. Ray trennete nachher auch die kurzschwänzigen Paviane.

Indessen haben Linne und andere Systematiker unter dem Geschlechte der Affen nicht allein die ungeschwänzten sondern auch die Paviane, Meerkatzen und selbst die Sapajous und Sagoins begriffen. Sie haben auch den Sprachgebrauch mehr für als wider sich; denn man sieht leicht, daß die Meerkatzen den ungeschwänzten Affen ähnlicher als andere Thiergeschlechter sind, und belegt sie desfalls oft mit dem Namen der Affen. Es ist auch wohl schicklicher aus allen diesen, in so vielen Stücken ähnlichen Thieren ein Geschlecht zu machen und dasselbe allenfalls in mehrere Abtheilungen zu bringen, als die oberen Geschlechter gar zu sehr zu vermehren.

Die Unterscheidungszeichen, die der Verfasser von der Aehnlichkeit mit dem Menschen hernimmt, um darnach die Affen zu bestimmen, sind bey keinem Thiere weder so groß, daß man deswegen den Geschlechtsunterschied zwischen Menschen und Affen aufheben, noch behaupten konnte, daß die ungeschwänzten Affen dem Menschen ähnlicher als den Meerkatzen wären. Sie gehen nicht so wie der Mensch natürlich auf zwey Beinen, haben auch keine solche Beine, sondern an den Hinterbeinen Hände wie die Meerkatzen u. dgl. Selbst vom Schwanze findet man am Gerippe des gemeinen Affen am Magot sogar äußerlich eine Spur. Der Schwanz nimmt gleichsam stuffenweise bey den Arten dieser Thiere an Länge zu. O.

Begriff als fest und bestimmt vorausgesetzt, wollen wir nun sehen, wie viele Gattungen Thiere es giebt, denen man den Namen Affe beylegen kann. Die Alten kannten ihrer nur eine einzige Gattung. Der **Pithekos** der Griechen, der **Simia** der Lateiner ist ein Affe, ein wirklicher Affe: es ist der nämliche, über den Aristoteles, Plinius und Galenus alle ihre physikalischen Vergleichungen angestellt, auf dessen Beobachtung sie alle Verhältnisse des Menschen zum Affen gegründet haben: aber dieser Pithekos, dieser Affe der Alten, so ähnlich er dem Menschen durch seine äußerliche Bildung und noch mehr durch seine innere Organisation ist, weicht gleichwol durch eine an sich selbst zwar relative, deswegen aber hier nicht minder wesentliche Eigenschaft von ihm ab: diese Eigenschaft ist die Größe. Der Wuchs des Menschen überschreitet im Allgemeinen ohngefähr die Höhe von fünf Fuß, die Größe des Pithekos beträgt ohngefähr nur ein Viertel dieser Höhe. Die Alten hätten also dieses Thier mit Grunde doch nur als eine kleinere Menschenart, als einen verunglückten Zwerg, als einen Pygmäen ansehen können, der allenfalls im Stande wäre den Kranichen eine Schlacht zu liefern, da unterdessen der Mensch den Elephanten zu bändigen und den Löwen zu überwinden weiß.

Man fand aber seit den Untersuchungen der Alten, seit der Entdeckung der südlichen Theile Afrikas und Indiens einen andern Affen, der die Eigenschaft der vollkommnen Größe hatte, einen Affen, eben so groß, eben so stark als der Mensch, eben so brennend verliebt in die weiblichen Menschen,

als

als in die Weibchen seiner Gattung, einen Affen, der Waffen zu führen, der mit Steineu einen Angriff zu machen, und sich mit Stöcken zu vertheidigen weiß, und der übrigens dem Menschen noch ähnlicher ist, als der Pithekos: denn das ungerechnet, daß er keinen Schwanz hat, daß der vordere Theil seines Kopfs platt ist, daß seine Arme, seine Hände, seine Finger den unsrigen gleichen, und daß er beständig aufrecht geht;[2]) so hat er sogar eine Art von Gesicht, Züge, die sich den menschlichen nähern, Ohren von der nämlichen Gestalt, auf dem Kopf Haare, einen Bart um das Kinn, und nicht mehr und nicht weniger Haare, als ihrer der Mensch in natürlichen Zustande hat. Auch haben die Bewohner seines Vaterlandes, die polizirten Indianer keinen Anstand genommen, ihn durch den Namen Orang-outang (Waldmensch) dem menschlichen Geschlecht beyzugesellen, da indessen die fast eben so wilden, eben so häßlichen Neger, ohne daran zu denken, daß man nur mehr oder weniger Mensch ist, nachdem man mehr oder weniger polizirt ist, ihm den eignen Namen Pengo gegeben haben, einen Namen, der ein Thier und nicht einen

2) So recht genau muß man dieses doch auch nicht nehmen, denn der Jocko konnte auch bequem auf allen vier Füßen gehen; Seine Hinterfüße haben auch einen Daum, der sie den Händen ähnlicher als den Menschenfüßen macht und die große Geschicklichkeit zum Klettern zeigt. Die Arme sind nach Verhätniß auch länger als am Menschen und das große Loch am Hinterkopfe ist mehr nach hinten gerichte, welches nebst dem Baue des Beckens alles den Joco geschickter macht auf vier Füßen zu gehen.
O.

einem Menschen bezeichnet. Wirklich ist dieser Orang-outang oder dieser Pongo auch nur ein Thier, aber ein sehr sonderbares Thier, ein Thier, das der Mensch nicht ansehen kann, ohne in sich selbst zurückzugehen, ohne sich zu erkennen, ohne sich zu überzeugen, daß sein Körper nicht den wesentlichsten Theil seiner Natur ausmacht.

Der Pithekos und der Orang-outang wären also zwey Thiere bey denen man den Namen Affe anwenden kann: es giebt noch ein drittes, dem man ihn ebenfalls nicht wohl versagen kann, obgleich es in der Vergleichung sowohl mit dem Menschen als mit dem Affen ungestaltet erscheint. Dieses bis jetzt unbekannte Thier, das unter dem Namen **Gitton** aus Ostindien zu uns gekommen ist, geht aufrecht wie die beyden andern, und hat ein plattes Gesicht; auch hat es keinen Schwanz: seine Arme aber, anstatt wie die des Menschen oder wenigstens wie die des Orang-outangs oder des Pithekos, eine zu der Höhe des Körpers verhältnißmäßige länge zu haben, sind so unmäßig lang, daß das Thier wenn es auf beyden Füßen aufrecht steht, ohne daß es den Körper krümmt oder die Knie beugt, noch mit den Händen die Erde berührt. Dieser Affe ist der dritte und letzte, dem man diesen Namen geben kann, es ist eine ungeheure seltsame Art dieses Geschlechts, eben das, was im Menschengeschlecht die Race der dickbeinigten Bewohner von Sankt Thomas ist. a)

Nach

a) Man sehe die Abhandlung über die Verschiedenheiten im menschl. Geschlecht. Fünfter Band dieses Werks (Allg. Hist. d. Nat. II. Th. 1. B.) in 8. VI. p. 129.

Nach den Affen zeigt sich eine andere Thierfamilie, die wir unter dem generischen Namen **Babouin, Pavian,** anzeigen wollen. Um sie deutlich von allen übrigen zu unterscheiden, bemerken wir: der Babouin oder Pavian hat einen kurzen Schwanz, ein länglichtes Gesicht und eine breite und erhabne Schnauze, er hat Hundszähne, die nach Verhältniß dicker als des Menschen seine sind, und Schwielen am Hintersten. Vermittelst dieser Definition schließen wir von dieser Familie aus alle ungeschwänzte Affen, alle Guenons, alle Sapajous und Sagoins, Thiere, die keinen kurzen Schwanz, sondern einen eben so langen oder noch längern als der Körper haben, alle Makis, Loris und andre vierhändige Thiere, bey denen wir eine dünne und spitzige Schnauze antreffen. Die Alten haben für diese Thiere niemals einen eignen Namen gehabt; Der einzige Aristoteles scheint einen dieser Babouins unter dem Namen simia porcaria b) angegeben zu haben: seine Anzeige ist aber sehr unzulänglich; die Italiäner sind die ersten, die ihn babuino genannt haben; die Deutschen haben ihn Pavian, und die Franzosen Ba-

b) **Anmerkung.** Diese Benennung simia porcaria, die sich nur beym Aristoteles findet, und sonst von keinem andern Schriftsteller gebraucht ist, war gleichwol ein sehr schicklicher Ausdruck, um den Babouin damit zu bezeichnen; denn ich habe in Reisebeschreibern, die wahrscheinlich den Aristoteles niemals gelesen hatten, die nämliche Vergleichung der Schnauze des Babouins mit einem Schweinsrüssel gefunden: überdem haben beyde Thiere auch in Rücksicht auf die Bildung des Körpers einige Aehnlichkeit. V.

Babouin genannt, die Schriftsteller, die in den letzten Jahrhunderten lateinisch geschrieben haben, haben ihn sämtlich mit dem Namen papio bezeichnet; wir selbst werden ihn ebenfalls Papion nennen, um ihn von den übrigen Babouins zu unterscheiden, die man nach der Zeit in den mittägigen Provinzen von Afrika und Indien gefunden hat. Wir kennen drey Gattungen dieser Thiere. **Die erste:** der Papion oder eigentlich so genannte Babouin, von dem wir eben geredet haben; er ist in Lybien, Arabien u. s. w. zu Hause, und ist wahrscheinlich der simia porcaria des Aristoteles. **Die zweyte:** Der Mandrill. Dieser Babouin ist noch größer als der Papion, hat ein veilchenblaues Gesicht, Nase und Backen sind von tiefen schieflaufenden Runzeln durchzogen, er findet sich in Guinea uud in den heißesten Gegenden von Afrika. **Die dritte:** Der Wanderu. Er ist weder so dick als der Papion, noch so groß als der Mandrill, der Umfang seines Körpers ist nicht so groß, der Kopf ist von einer Art sehr langer und sehr dicker Mähne umflossen: man findet ihn in Ceylon, in Malabar und in den andern südlichen Provinzen von Indien. Wir kennen jetzt also schon drey Affen und drey Babouins, alle richtig definirt, richtig von einander abgesondert, und alle sechs sichtbar von einander unterschieden.

Weil aber die Natur unsre Definitionen nicht kennt, weil sie ihre Werke niemals nach Haufen, oder die einzelneu Geschöpfe nach Geschlechtern geordnet hat, weil vielmehr ihr Gang eine beständige stufenweise Fortschreitung ist, und weil ihr durchweg unmerklich schattirter Plan sich nach allen

Richtungen erstreckt, so muß sich zwischen dem Affen= c) und dem Babouinsgeschlecht noch eine Mittelgattung finden, die genau weder das eine noch das andere Thier ist, die aber gleichwol die Merkmale von beyden an sich hat. Diese Mittelgattung ist wirklich da, wir finden sie in dem Thier, das wir Magot nennen; es findet seine Stelle zwischen unsern beyden Definitionen, und macht den Uebergang vom Affen zu den Babouins. Es weicht von den erstern dadurch ab, daß es eine verlängerte Schnauze und dicke Hundszähne hat, von den letztern dadurch, daß es eigentlich keinen Schwanz hat, obwol es ein kleines Anhängsel von Haut hat, das ohngefähr wie der Anfang eines entstehenden Schwanzes aussieht; folglich ist es weder Affe noch Babouin, und hat doch von beyder Natur etwas an sich. Dieses Thier, das in Oberegypten und in der Barbarey sehr häufig angetroffen wird, kannten die Alten: Die Griechen und Lateiner nannten es Cynocephalus, weil seine Schnauze viel Aehnlichkeit mit der Schnauze einer Dogge hat. Um uns nun alle die vorhingenannten Thiere vorzustellen, werden wir sie in folgender Ordnung aufstellen müssen: Orang=outang oder Pengo, erster Affe; Pithekos, zweyter Affe, Gibbon, dritter oder

c) Der Gibbon fängt schon die Nüance zwischen dem Affen und dem Babouin dadurch an, daß er wie dieser Schwielen am Hintern und die Nägel der Hinterfüße spitziger als der Orang=outang hat, bey dem sich hinten gar keine Schwielen finden, und dessen Nägel wie beym Menschen platt und zugerundet sind.

V.

oder ungestalter Affe, Cynocephalus oder Magot, vierter Affe oder erster Babouin, Pavian, erster Babouin, Mandrill, zweyter Babouin, Wanderu, dritter Babouin. Die hier beobachtete Ordnung ist weder willkührlich noch erdichtet, sondern bezieht sich unmittelbar auf die Stufenleiter der Natur selbst.

Nach den Affen und Babouins erscheinen die **Guenons**. So nehme ich in unsrer alten Nationalsprache diejenigen Thiere, die den Affen oder Babouins ähnlich sehen, die aber lange Schwänze haben, das heißt solche Schwänze, die eben so lang oder noch länger als der Körper sind. Das Wort Guenon hat in den letzten Jahrhunderten zwo Bedeutungen gehabt, beyde verschieden von derjenigen, die wir ihm hier ertheilen wollen: Man brauchte das Wort Guenon überhaupt um kleinere d) Affen damit zu bezeichnen, zu gleicher Zeit belegte man noch das Affenweibchen mit diesem Namen; noch weiter rückwärts aber nannte man die ungeschwänzten Affen, Affen oder Magots; Guenons oder Mones nannte man die, die einen langen Schwanz haben: ich könnte dies mit einigen Stellen unserer

d) Der Unterschied der Affen wird bey den Franzosen hauptsächlich von ihrer Größe hergenommen; die großen nennt man schlechtweg Affen (singe), sie mögen nun einen Schwanz oder gar keinen, eine lange Schnauze wie der Hund oder eine kurze haben, und die kleinen nennt man Guenons. *Memoires pour servir à l'histoire des animaux. p. 120.*

Reisebeschreiber e) aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert beweisen. Selbst das Wort Guenon entfernt sich nicht weit, es ist vielleicht ein abgeleitetes Wort von Kebes oder Kepos, demjenigen Namen, womit die Griechen die langgeschwänzten Affen zu benennen pflegten. Diese Kebes oder Guenons sind kleiner und schwächer als die Babouins und Affen; man kann sie an diesem Kennzeichen und hauptsächlich an ihrem langen Schwanz leicht von den übrigen unterscheiden. Eben so leicht unterscheidet man sie von den Makis, weil sie keine spitzige Schnauze und anstatt der sechs Schneidezähne der Makis, ihrer nur viere wie die Affen und Babouins haben. Wir kennen neun Gattungen dieser Thiere, die wir, um jegliche Verwirrung zu vermeiden, jede mit ihrem eigenthümlichen Namen anzeigen wollen. Diese neun Arten **Guenons** sind: erstlich, die Makakis, zweytens, die Patas, drittens, die Malbrouks viertens, die Mennybeys, fünftens, die Mone, sechstens, der Kallithrix, siebentens, der Meustac, achtens, der Telapoin, neuntens, der Douc. Von diesen Guenons kannten die alten Griechen nur die

e) Es giebt am Senegal verschiedene Arten Affen, Guenons, die einen langen Schwanz, und Magets, die keinen Schwanz haben. *Voyage de la Maire* p. 101. — In den Gebirgen von Süd-Amerika findet sich eine Art Mones, die die Wilden incayen nennen, von der nemlichen Größe wie die gemeinen, und in nichts von ihnen unterschieden, als darin, daß sie Bärte am Kinn haben. — Bey den Mones halten sich viele kleine gelbe Thiere auf, sie heissen Sagoins. *Singularités de la France antarctique, par Thevet, p.* 103.

die Mone und den Kallithrix, zwey Gattungen, die in Arabien und den nördlichen Gegenden von Afrika zu Hause gehören; von den übrigen hatten sie keine Kenntniß, weil man sie nur in mittägigen Provinzen von Afrika und Ostindien findet, Länder, die zu Aristoteles Zeiten noch völlig unbekannt waren. Dieser große Weltweise und die Griechen überhaupt waren äußerst sorgfältig, die einzelnen Geschöpfe nicht durch gemeinsame und daher vieldeutige Namen zu verwechseln: sie nannten den ungeschwänzten Affen Pithekos, und den Guenon oder langgeschwänzten Affen Kebos. Weil sie eingesehen hatten, daß diese Thiere zu verschiedenen sogar ganz fremden Arten gehörten, hatten sie einem jeden derselben einen eignen Namen gegeben; dieser Name wurde von dem auffallendsten Kennzeichen hergenommen. Alle Affen und Babouins, die sie kannten, das heißt, der Pithekos oder eigentliche Affe, der Cynocephalus oder Magot, und der simia porcaria oder Papion haben fast eine einförmige Farbe der Haare: hingegen der Guenon, den wir hier Mone nennen, und den die Griechen Kebos nannten, hat buntes vielfarbiges Haar: man nennt ihn auch im gemeinen Leben gewöhnlich den **bunten Affen**. Diese Gattung Guenons war zu Aristoteles Zeiten die gemeinste und bekannteste, man hat von diesem Kennzeichen den Namen Kebes hergenommen, der im Griechischen eine Mannigfaltigkeit der Farben anzeigt.

Es lassen sich also alle vom Aristoteles angegebene Thiere aus der Classe der Affen, Babouins und Guenons auf die viere, den Pithekos, Cynocephalus, Schweinsaffen und Kebes zurückführen,

und wir glauben uns berechtigt, unsre Leser zu versichern, daß diese Thiere wirklich der heutige Pithekos oder eigentliche Affe, der Magot, der Papion oder eigentliche Babouin und die Mone waren, weil nicht nur die speciellen Kennzeichen, die ihnen Aristoteles giebt, ihnen in der That zukommen, sondern auch weil die übrigen von uns schon angezeigten und noch anzuzeigenden Gattungen dem Aristoteles nothwendig unbekannt seyn mußten, indem sie ausschließend nur in solchen Gegenden einheimisch und zu Hause, wohin die griechischen Reisenden zu seiner Zeit noch nicht gedrungen waren.

Zwey- oder dreyhundert Jahre nach dem Aristoteles findet man in den griechischen Schriftstellern die beyden neuen Namen Kallithrix und Cercopithekos, beyde als Benennungen für die Guenons oder langgeschwänzten Affen. So wie man nachher die Erde immer mehr entdeckte, wie in Afrika und Asien immer weiter gegen Mittag vorrückte, fand man andre Thiere und andre Arten Guenons. Die mehrsten dieser Guenons hatten aber nicht wie der Kebos buntfarbiges Haar, daher kamen die Griechen auf den Einfall, mit dem generischen Namen Cercopithekos, geschwänzter Affe, alle Arten Guenons oder langgeschwänzter Affen zu bezeichnen. Sie bemerkten ferner unter diesen neuen Arten einen Guenon von lebhafter grünlicher Farbe, und nannten diese Gattung **Callithrix, Schönhaar.** Dieser sogenannte Kallithrix findet sich wirklich im südlichen Theil von Mauritanien und in der Nachbarschaft des grünen Vorgebürges; man kennt diesen Guenon bey uns unter dem Namen des **grünen Affen**; wir haben ihm aber

aber seinen alten Namen Kallithrix aufbehalten, weil wir in diesem Werk alle mehr zusammengesetzten Benennungen zu vermeiden suchen.

Die übrigen sieben Arten Guenons, die wir oben unter den Namen Makako, Patas, Malbrouk, Mangabey, Moustac, Talapoin und Douc angegeben haben, kannten die Griechen und Lateiner nicht. Der Makako gehört in Congo zu Hause, der Patas in Senegal, der Mangabey in Madagascar, der Malbrouk in Bengalen, der Moustac in Guinea, der Talapoin in Siam und der Douc in Cochinchina. Alle hier genannte Länder waren den Alten gleich unbekannt; wir haben uns viele Mühe gegeben, den Thieren, die man dort gefunden hat, die eigenthümlichen Namen ihres Vaterlandes zu erhalten.

Und weil die Natur in ihrem Gange einfach und beständig ist, weil sie niemals durch einen Sprung, sondern immer nach Stufen und durch die versteckteßten Abwege fortschreitet, so bildete sie auch zwischen den Babouins und Guenons eben eine solche Mittelart, wie der Magot zwischen den Affen und Babouins ist. Das Thier, das diesen Zwischenraum ausfüllt und diese Mittelart vorstellt, ist den Guenons, besonders den Makakos sehr ähnlich, und hat zugleich die sehr breite Schnauze und den kurzen Schwanz der Babouins. Da wir seinen Namen nicht wußten, nannten wir es **Maimon**, um es von den übrigen zu unterscheiden. Es ist in Sumatra zu Hause und ist das einzige unter allen diesen Thieren, sowol Babouins als Guenons, das einen nackten Schwanz hat;

die Schriftsteller, die es anführen, haben es daher mit dem Namen Affe mit dem Schweinsschwanze oder Affe mit dem Ratzenschwanze bezeichnet.

Dies sind die Thiere der alten Welt, denen man, ob sie gleich zu entfernten Arten und selbst zu ganz verschiedenen Geschlechtern gehören, den gemeinschaftlichen Namen Affe beygelegt hat. Was hiebey Irrthum und Verwirrung vollständig machte, das war, daß man die vor funfzehnhundert Jahren von den Griechen erfundenen Namen Affe, Cynocephalus, Kebos und Cercopithekos, den Thieren einer neuen, erst seit zwey oder dreyhundert Jahren entdeckten Welt beylegte. Man zweifelte nicht, daß es nicht in den südlichen Gegenden dieser neuen Welt eines der Afrikanischen und Ostindischen Thiere geben sollte. Man fand in Amerika Thiere mit Händen und Fingern, diese einzige Aehnlichkeit reichte hin, um sie Affen zu nennen. Man achtete nicht darauf, daß, um den Namen eines Thieres auf ein anderes übertragen zu können, beyde Thiere wenigstens zu einerley Geschlecht, und, wenn die Anwendung richtig seyn soll, auch zu einerley Art gehören müssen. Es sind aber die Amerikanischen Thiere, die wir in zwey Classen unter dem Namen **Sapajous** und **Sagoins** aufführen werden, von den Asiatischen und Afrikanischen Affen ganz verschieden, und man findet in der neuen Welt eben so wenig Affen, Babouins und Guenons, als man in der alten Sapajous und Sagoins findet. Wir haben zwar schon in unsrer Abhandlung über die Thiere beyder Welten diese Fakta im allgemeinen vorausgesetzt, wir können sie hier aber noch bestimmter beweisen, und

zeigen,

zeigen, daß von den siebzehn Arten, auf die man alle Thiere, die in der alten Welt den Namen Affe führen, zurückführen kann, und von den zwölf oder dreyzehn Arten, denen man in der neuen Welt diesen Namen gegeben hat, keine einzige der andern völlig gleich, und eben so wenig zugleich in beyden Welten einheimisch ist: denn erstlich muß man von den siebzehn Arten der alten Welt die drey oder vier Affen zurücknehmen, die gänzlich nicht in Amerika anzutreffen sind, und denen die Sapajous und Sagoins nicht im geringsten gleichen; zweytens, die drey oder vier Babouins; diese sind viel dicker als die Sagoins oder die Sapajous, und haben eine von diesen Thieren ganz verschiedene Gestalt. Es bleiben also nur noch die neun Guenons übrig, mit denen man sie allenfalls vergleichen könnte. Alle Guenons aber haben eben wie die Affen und Babouins solche allgemeine und besondere Kennzeichen, die sie gänzlich von den Sapajous und Sagoins trennen. Das erste Kennzeichen ist: sie haben ein kahles Gesäß, und natürliche unzertrennliche Schwielen an diesen Theilen; das zweyte: sie haben Backentaschen, Vertiefungen im Inwendigen der Backen, worinn sie ihren Fraß aufbewahren können; drittens ist die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern bey ihnen sehr schmal, die Nasenlöcher selbst sind unterhalb der Nase offen, wie beym Menschen. Die Sapajous und Sagoins haben kein einziges von diesen Kennzeichen an sich; alle haben eine sehr dicke Scheidewand zwischen den Nasenlöchern, die Nasenlöcher sind an der Seite der Nase und nicht unterhalb der Nase offen, sie haben ein behaartes Gesäß, und keine Gesäßschwielen, sie haben keine Backentaschen, folglich

sind sie von den Guenons nicht nur der Art, sondern auch dem Geschlechte nach unterschieden, weil sie kein einziges von allen den Kennzeichen an sich haben, die allen diesen Thieren gemein sind: und dieser Unterschied im Geschlecht setzt nothwendig noch weit größere Verschiedenheiten in den Arten voraus, und beweißt, daß sie sehr weit abweichen.

Man hat also Unrecht gehabt, den Sapajous und Sagoins die Namen Affe und Guenon beyzulegen. Man hätte ihnen ihre Namen lassen, und anstatt sie den Affen beyzugesellen, diese Thiere vorher untereinander vergleichen sollen. Beyde Familien weichen durch ein wichtiges Kennzeichen von einander ab. Alle Sapajous bedienen sich ihres Schwanzes wie eines Fingers, um sich damit anzuhängen, sogar um etwas damit anzufassen, was sie mit der Hand nicht erlangen können, die Sagoins können im Gegentheil von ihrem Schwanze diesen Gebrauch nicht machen, auch sind Gesicht, Ohren und Haare ganz von jenen verschieden; man kann also leichtlich zwey verschiedene und getrennte Geschlechter aus ihnen machen.[3])

Wir

3) Man sehe dagegen die erste Anmerkung. Ohnehin sind diese Unterscheidungszeichen nicht ohne Ausnahme. Bey den Sapajous ist das Vermögen mit dem Schwanze etwas zu umfassen bey einigen Arten nur sehr schwach an dem Ende desselben und kaum zu merken. Die Backentaschen mangeln dem Douc, der nach dem Verfasser sie doch haben sollte, da er ihn zu den Meerkatzen oder Guenons zählt.

Wir haben uns bemüht, alle Sapajous und Sagoins durch die eigenthümlichen Namen, die sie in ihrer Heimath führen, anzuzeigen, ohne uns solcher Benennungen zu bedienen, die nur auf Affen, Babouins und Guenons anwendbar sind, oder solcher Namen, die ihnen ausschließend gehören, und die man keinem andern Thier geben kann. Wir kennen sechs oder sieben Arten Sapajous, und sechs Gattungen Sagoins, die meistentheils noch wieder Abarten unter sich haben. Wir werden in diesem Bande ihre Naturgeschichte und Beschreibung liefern: ihre Namen haben wir mit möglichster Sorgfalt in allen Schriftstellern und besonders in den Reisebeschreibern, die sie zuerst angeführt haben, aufgesucht. Ueberhaupt wenn wir den Namen nicht wußten, den jedes Thier in seinem Vaterlande führt, so glaubten wir diesen Namen aus der Natur des Thieres selbst oder von einem Kennzeichen hernehmen zu müssen, das allein hinreichend wäre, das Thier kennbar zu machen, und von allen übrigen zu unterscheiden. Man wird in jedem Artikel die Gründe finden, die uns zur Aufnahme dieser Namen bestimmt haben.

Was die Abarten betrift, deren es in dieser ganzen Thierklasse vielleicht mehr als der Arten giebt, man wird sie ebenfalls jede mit der ihr zugehörigen Art sorgfältig verglichen finden. Wir kennen und haben selbst vierzig dieser Thiere, die mehr oder weniger von einander unterschieden waren, größtentheils lebendig besessen; es schien uns, man müsse sie auf dreyßig Arten bringen; nemlich drey Affen, eine Mittelart zwischen den Affen und den Babouins, drey Babouins, eine Mittelart zwischen

schen den Babouins und Guenons, neun Guenons, sieben Sapajous und sechs Sagoins; die übrigen, dünkte uns, müßte man größtentheils nur als Abarten ansehen. Da wir aber nicht gradezu überzeugt sind, daß nicht einige dieser Abarten wirklich verschiedene Arten seyn sollten, so werden wir uns bemühen, ihnen solche Namen zu geben, die man, wenn es wirklich nur Abarten sind, als geliehene Namen wird ansehen können, die aber zu eigenthümlichen und spezifischen Namen werden können, sobald es wirklich besondre und verschiedene Arten sind.

Bey Gelegenheit der Betrachtung aller dieser Thiere, wovon einige dem Menschen so ähnlich sind, müssen wir die Landthiere noch einen Augenblick aus einem neuen Gesichtspunkt ansehen. Man hat keinen Grund, alle diese Thiere gemeinschaftlich mit dem Namen der **vierfüßigen Thiere** zu belegen. Fänden sich die Ausnahmen hier nur in geringer Anzahl, so würden wir den Gebrauch dieses Namens nicht ergreifen, denn wir haben es schon gesagt, und wissen es sehr wohl, daß unsre Erklärungen, unsre Benennungen, sie mögen noch so allgemein seyn, dennoch niemals alles unter sich begreifen: daß es noch beständig diesseits und jenseits unsrer Definitionen Geschöpfe giebt, daß sich Zwischenarten finden, daß viele, dem Anschein nach mitten unter die übrigen gestellte Thiere gleichwol dem Verzeichniß entwischen; daß der allgemeine Name, den man ihnen zueignen könnte, nur eine unvollständige Formel, eine Summe ist, von der sie oftmals kein Theil sind; weil die Natur nie anders als nach Einheiten und nicht nach

Aggre=

Aggregaten dargestellt werden muß, weil der Mensch die allgemeinen Namen nur ersonnen hat, um seinem Gedächtniß aufzuhelfen, um die zu geringe Fassungskraft seines Verstandes zu ergänzen, weil er in der Folge diesen allgemeinen Namen gemißbraucht hat, da er ihn für etwas wirkliches ansahe, weil er endlich einzelne Geschöpfe, auch wohl gar ganze Klassen der Geschöpfe, die doch einen eignen Namen forderten, unter diesem allgemeinen Namen versammlen wollte. Ich kann hievon Beyspiel und Beweis geben, ohne aus der Ordnung der vierfüßigen Thiere herauszugehen, die unter allen Thieren dem Menschen am bekanntesten sind, und denen er folglich die bestimmtesten Benennungen zu geben im Stande wär.

Der Name vierfüßiges Thier setzt voraus, daß das Thier vier Füße habe; fehlen ihm zwey Füße, wie der Seekuh, so ist es nicht mehr vierfüßig, hat es Arme und Hände wie der Affe, so ist es nicht mehr vierfüßig, hat es Flügel, wie die Fledermaus, so ist es nicht mehr vierfüßig, und es ist ein Misbrauch dieser allgemeinen Benennung, wenn man sie bey den genannten Thieren anwendet. Soll ein Wort deutlich und bestimmt seyn, so muß die dadurch auszudruckende Idee wahr seyn. Man erlaube uns für die Hände auch einen solchen Namen zu verfertigen, als man für die Füße verfertigt hat, und alsdenn werden wir mit Wahrheit und völliger Deutlichkeit sagen können, daß der Mensch das einzige zweyhändige und zweyfüssige Thier sey, weil allein er zwo Hände und zween Füße hat; daß die Seekuh nur zweyhändig, die

Fle-

Fledermaus nur zweyfüßig, und daß der Affe vierhändig sey. Nun lasse man uns diese neuen allgemeinen Benennungen auf die darunter begriffenen besondern Geschöpfe anwenden, (denn nur auf diese Art darf man sich in der Natur umsehen) und wir werden finden, daß von beynahe zweyhundert Arten von Thieren, die die Oberfläche der Erde bevölkern, und denen man den gemeinschaftlichen Namen, **vierfüßiges Thier**, gegeben hat, fürs erste fünf und dreyßig Arten Affen, Babouins, Guenons, Sapajous, Sagoins und Makis zurückgenommen werden müssen, weil sie vierhändig sind, daß diesen fünf und dreyßig Arten noch die Arten Lori, Beutelratze, Marmose, Cayepollin, Tarsier, Phalanger u. s. f. beygefügt werden müssen, weil sie ebenfalls wie die Affen, Guenons, Sapajous und Sagoins vierhändig sind; daß folglich, da die Liste der vierhändigen Thiere wenigstens aus vierzig f) Arten besteht, die wirkliche Summe der vierfüßigen Thiere schon um ein Fünftel verkleinert erscheint: wir finden, wenn wir ferner noch die zwölf oder funfzehn Arten zweyhändiger Thiere wegnehmen; als nemlich die Fledermäuse und die Seehunde, deren Vorderfüße mehr Flügel als Füße sind, und die drey oder vier Gerboisen, die nur auf den Hinterfüßen gehen können, weil die Vorder-

f) Wir sagen nicht zuviel, indem wir nur vierzig Arten in der Liste der vierhändigen Thiere aufführen, denn es giebt unter den Guenons, Sapajous, Sagoins, Sarigues rc. mehrere Abarten, die gar wohl wirklich abweichende Arten seyn könnten.

derfüße zu kurz sind, wenn wir ferner die Seekuh, die gar keine Hinterfüße hat, die Morsen, den Dugon und die Phoken, denen sie unnütz sind, wegnehmen, daß die Anzahl der vierfüßigen Thiere sich beynahe um ein Drittel verringert ergiebt; wollte man noch weiter auch diejenigen Thiere, die sich der Vorderfüße wie Hände bedienen, zurückbehalten, z. B die Bären, die Murmelthiere, die Coatis, die Eichhörnchen, die Ratzen, und viele andre Thiere, so wird die Benennung, vierfüßiges Thier uns bey mehr als der Hälfte der Thiere unrecht angewandt scheinen; und in der That sind auch nur die einhufigen und die Thiere mit einmal gespaltnem Huf wirkliche vierfüßige Thiere. Sobald man zu der Classe der Thiere mit gespaltenen Klauen heruntersteigt, so stößt man auf vierhändige oder zweydeutig vierfüßige Thiere, die sich ihrer Vorderfüße als der Hände bedienen, und die von den übrigen getrennt und abgesondert werden müssen. Es giebt drey Arten einhufiger Thiere, das Pferd, der Zebra und der Esel 4); setzt man zu diesen den Elephant, das Nashorn, das Flußpferd, das Kameel, deren zwar durch die Nägel abgesonderte Füße doch eigentlich zusammenhängend sind, und diesen Thieren nur zum Gehen dienen; so hat man schon sieben Arten, denen der Name vierfüßiges Thier vollkommen zukömmt; die Zahl der zweyspaltigen Thiere ist übrigens weit größer als die Zahl der einhufigen Thiere: die Ochsen, die Widder, die Ziegen, die Gazellen, die Zwerg-

4) Dazu kommt noch der Dschiggtay und der Quagga.

Zwergbüffel, die Cherrotains, das Schaafkameel, der peruvianische Hammel, die Giraffe, das Elenthier, das Rennthier, die Hirsche, die Damhirsche, die Rehe ꝛc. sind alles zweyspaltige Thiere, und betragen in allem gegen vierzig Arten [5]). Wir haben also schon funfzig Thiere, nemlich zehn einhufige und vierzig zweyspaltige, bey denen der Name vierfüßiges Thier eine gute Anwendung leidet; unter den Thieren mit gespaltenen Klauen bilden der Löwe, der Tiger, die Pantherthiere, der Leopard, der Luchs, die Katze, der Wolf, der Hund, der Fuchs, die Hyäne, die Zibetkatzen, der Dachs, die Marder, die Wiesel, der Iltis, die Stachelschweine, die Igel, die Armadillos, die Ameisenfresser und die Schweine, die Anzahl von mehr als vierzig andern Arten, denen der Name vierfüßiges Thier ebenfalls in der ganzen Strenge seiner Bedeutung zukömmt, weil diese Thiere, ob sie gleich in vier oder fünf Finger abgetheilte Vorderfüße haben, sich dieser Vorderfüße doch niemals anstatt der Hände bedienen; alle andre Thiere mit gespaltenen Klauen aber, die sich ihrer Vorderfüße bedienen um etwas damit anzufassen und zum Maule zu bringen, sind nicht reine vierfüßige Thiere; diese Arten, deren Anzahl sich auch ohngefähr auf vierzig beläuft, machen eine mittlere Klasse zwischen den vierfüßigen und vierhändigen Thieren, und sind genau weder das eine noch das andre. Man hat also wirklich mehr als dem vierten Theil der Thiere

5) Jetzt ist diese Anzahl sehr vermehrt, man sehe die nachher bekannt gewordenen vielen Antilopen u. a.

O.

Thiere den Namen vierfüßiges Thier mit Unrecht beygelegt, und mehreren als der Hälfte kömmt er nicht im ganzen Umfange seiner Bedeutung zu.

Die vierhändigen Thiere füllen den großen Zwischenraum zwischen dem Menschen und den vierfüßigen Thieren aus; die zweyhändigen sind der Gränzstein, der in der noch größeren Entfernung des Menschen von den Wallfischen g) in der Mitte steht: die zweyfüßigen geflügelten machen die Nüance zwischen den vierfüßigen und den Vögeln, und die mit gespaltenen Klauen, die sich ihrer Füße als Hände bedienen, besetzen alle Stufen, die sich zwischen den vierhändigen und vierfüßigen Thieren finden: Aber genug von dieser langen Uebersicht! Sie mag für die genaue Kenntniß der Thiere noch so nützlich seyn, so ist sie es doch noch weit mehr durch das Beyspiel, und den neuen Beweis, den sie uns giebt, daß keine einzige unsrer Definitionen vollkommen genau, kein einziger unsrer allgemeinen Ausdrücke vollkommen bestimmt ist, sobald man sie auf die darunter vorgestellten Individuen oder Geschöpfe anwenden will.

Aber warum sind diese allgemeinen Ausdrücke, die doch das Meisterstück des Verstandes zu seyn scheinen, so mangelhaft? Warum sind diese Definitionen,

g) In dieser und allen ähnlichen Redensarten verstehe ich nur den physischen Menschen, das heißt die Gestalt des menschlichen Körpers, verglichen mit der Gestalt der thierischen Körper.

tionen, die doch nur reine Resultate aus der angestellten Vergleichung der Geschöpfe zu seyn scheinen, so unsicher in der Anwendung? Ist dies nothwendiger Irrthum, Mangel an Richtigkeit im menschlichen Verstande? oder ist es bloße Unfähigkeit, gänzliches Unvermögen viele Dinge mit einemmal zu vergleichen, oder nur zu übersehen? Vergleichen wir die Werke der Natur mit den Arbeiten des Menschen, untersuchen wir, wie beyde wirken, und sehen alsdann ob der lebhafteste vielumfassendste Geist mit der Natur gleiches Schrittes gehen und den nämlichen Weg verfolgen kann, ohne sich selbst im unermeßlichen Raum oder in den Finsternissen der Zeit oder unter der zahllosen Zusammensetzung der Geschöpfe zu verliehren! Der Mensch richte den Lauf seines Geistes auf irgend ein Objekt! wenn er richtig sieht, so wählt er die gerade Linie, durchläuft den kleinsten Raum, und braucht die möglichst kürzeste Zeit, um zu seinem Ziele zu gelangen. Wie viel Bemerkungen, wie viel Vergleichungen muß er nicht schon machen, um nicht in schiefe Linien zu gerathen, um Abwege, Wege ohne Ausgang, hohle Wege zu vermeiden, die ihm gleich anfänglich und in so großer Anzahl aufstoßen, daß die Wahl des wahren Pfades die feinste Gabe der Unterscheidung voraussetzt! Doch ist dies möglich, das heißt: es ist nicht über die Kräfte eines guten Kopfs, dieser kann seine Linie grade und ohne Abweichung durchlaufen, und dies ist sein sicherster und festester Gang: aber er durchläuft seine Linie um zu einem gewissen Punkte zu gelangen, will er zu einem andern Punkt, so kann er ihn nur auf einem andern Wege erreichen: der Einschlag seiner Ideen ist ein zarter Faden, der sich ohne andre

Dimen=

Dimensionen nur in die Länge erstreckt: die Natur hingegen thut keinen einzigen Schritt, der sich nicht nach allen Richtungen erstreckte. Indem sie vorwärts geht, dehnt sie sich zur Seite aus, und erhebt sich über sich, sie durchläuft und erfüllt auf einmal alle drey Dimensionen; und unterdessen daß der Mensch nur zu einen Punkt gelangt, ist sie schon beym festen Körper, umfaßt seinen ganzen Raum und durchdringt seine Masse in allen ihren Theilen. Was thun unsre Phidiasse, wenn sie der rohen Materie eine Gestalt geben? Sie gelangen mit Hülfe ihrer Kunst und der Zeit dahin, eine Oberfläche zu bilden, die genau die Außenseite des Gegenstandes vorstellt, den sie sich gedacht haben, jeder Punkt dieser von ihnen gebildeten Oberfläche hat ihnen tausend Vergleichungen gekostet, ihr Genie ist gradesweges eben so viel Linien durchlaufen, als in ihrer Figur Züge sind, die geringste Abweichung würde diese Figur entstellt haben. Dieser Marmor, so vollendet daß er zu athmen scheint, ist also nur ein Inbegriff vieler Punkte, zu denen der Künstler nur mit Mühe und nach und nach gelangt ist, weil der menschliche Geist zur Zeit nur eine Richtung nimmt, weil unsre Sinne nur von den Oberflächen getroffen werden, weil wir die Materie nicht durchdringen, nur obenhin berühren können. Die Natur hingegen kann sie durchwühlen und in ihrem Innersten aufrühren, sie bringt ihre Formen durch fast augenblickliche Handlungen hervor, sie entwickelt sie, indem sie sie zugleich nach allen drey Dimensionen ausdehnt. In eben dem Augenblick da ihr Triebwerk auf die Oberfläche wirkt, wirken die durchdringenden Kräfte, die sie beseelen, auf das Innwendige, jedes Fäserchen wird durch-

drungen, das kleinste Stäubgen muß gehorchen, sobald sie es gebrauchen will: sie wirkt also überall; sie arbeitet vorwärts, hinterwärts, unter sich, über sich, zur Rechten, zur Linken, von allen Seiten zugleich, und folglich umfaßt sie nicht die Oberfläche allein, sondern den Umfang, die Maße und das ganze Solidum in allen seinen Theilen. Welcher Unterschied daher in den Werken, in welchem Lichte erscheint die Natur neben dem organisirten Körper? Aber auch welche Ungleichheit der Kraft, welche Disproportion der Werkzeuge! Der Mensch kann nur so viel Kraft anwenden als er besitzt: eingeschränkt auf eine kleine Anzahl von Bewegungen, die er nur durch den Stoß mittheilen kann, kann er auch nur auf Oberflächen wirken, weil die Kraft des Stoßes überhaupt sich nur durch Berührung der Oberflächen fortpflanzt: er sieht, er berührt also von den Körpern nur die Oberfläche, und wenn er, um sie besser zu kennen, diese Körper öffnet, zertheilt, von einander trennt, so sieht, so fühlt er abermals nur Oberflächen: um das Innwendige zu durchdringen, müßte er einen Theil jener Kraft besitzen, die auf die Maße wirkt, die das Principium der Schwere und das vornehmste Werkzeug der Natur ist: könnte der Mensch über diese durchdringende Kraft wie über den Stoß gebieten, hätte er nur einen Sinn, der sich darauf bezöge, so würde er das Innerste der Materie durchschauen, er würde sie im Kleinen eben so anordnen können wie die Natur sie im Großen bearbeitet. Es ist also Mangel an Werkzeugen, wenn die Kunst des Menschen die Kunst der Natur nicht erreichen kann: seine Figuren, seine Reliefs, seine Gemälde, seine Zeichnungen sind insgesammt nur

Ober=

Oberflächen oder Nachahmungen von Oberflächen, weil die Bilder, die ihm seine Sinne verschaffen, ebenfalls alle nur oberflächlich sind, und weil er kein Mittel in seiner Gewalt hat, ihnen einen Kör- zu geben.

Was von den Künsten gilt, gilt auch von den Wissenschaften; nur sind sie weniger eingeschränkt, weil hier der Verstand das einzige Werkzeug ist, der Verstand, der in den Künsten den Sinnen gehorcht und in den Wissenschaften ihnen befiehlt, indem es hier darauf ankömmt zu erkennen und nicht zu wirken, zu vergleichen und nicht nachzuahmen, denn der Verstand, ob er gleich von den Sinnen eingeschlossen ist, ob er gleich von ihren falschen Angaben oftmals irre geführt wird, ist deswegen an sich nicht weniger rein, nicht weniger thätig. Der Mensch, der zu einer wissenschaftlichen Kenntniß gelangen wollte, fieng an seine Sinne zu berichtigen, ihre Irrthümer zu zeigen; er behandelte sie als mechanische Organe, als Werkzeuge, die man probiren muß, um sie zu berichtigen, und von ihren Wirkungen urtheilen zu können: dann ging er mit der Wagschaale in der einen und dem Cirkel in der andern Hand, und maaß Zeit und Raum: er beobachtete die Aussenheiten der Natur, und wenn er nicht in ihr Inneres dringen konnte, so muthmaßte er nach Vergleichungen, und urtheilte nach der Analogie; er fand, daß in der Materie eine gewisse allgemeine Kraft existirte, verschieden von der Stoßkraft, und gar nicht in die Sinne fallend, über die wir folglich nicht gebieten können, die aber von der Natur als ihr allgemeiner Geschäftsträger gebraucht wird;

er zeigte, daß diese Kraft aller Materie gleichmäßig eigen wäre, das heißt verhältnißmäßig zu ihrer Maße oder wirklichen Größe, daß diese Kraft oder vielmehr ihre Wirkung sich auf unermeßliche Weiten erstreckt, so daß sie abnimmt, so wie die Räume wachsen; nun richtete er seinen Blick auf die lebende Wesen, und fand die Wärme als eine andre zu ihrer Hervorbringung nothwendige Kraft: er fand den Lichtstrahl als eine lebendige, mit Federkraft, und mit einer unbegränzten Geschwindigkeit begabte Materie; er fand, daß die Bildung und Entwickelung der organisirten Wesen durch Zusammenspielung aller dieser vereinigten Kräfte vor sich gehe, daß die Ausdehnung, der Wachsthum der lebenden oder vegetirenden Körper genau den Gesetzen der anziehenden Kraft folge, und durch die gleichzeitige Zunahme nach drey Dimensionen wirklich bewerkstelligt werde, daß ein einmal gebildetes Modell nach diesen nämlichen Gesetzen der Verwandschaft andre seines gleichen hervorbringen müsse, und diese wieder andre, und zwar ohne die geringste Veränderung der ursprünglichen Gestalt. Nun verglich er die gemeinschaftlichen Eigenschaften der lebenden und vegetirenden Natur, und sahe daß sich in beyden ein unerschöpflicher sich immer verneuernder Vorrath von organischer und belebender Substanz befinde, eine Substanz, eben so wesentlich eben so dauerhaft als die rohe Materie; eine Substanz die beständig in ihrem Zustande des Lebens, wie jener im Zustande des Todes bleibt, eine allgemein verbreitete Substanz, die, indem sie durch den Weg der Ernährung von den Vegetabilien zu den Thieren, und von diesen durch den Weg der Verfaulung wieder zurück zu den Vegetabilien

tabilien

tabilien geht, in einem Kreise ohne Ende herumläuft, um die Geschöpfe zu beseelen: er sahe, daß diese kleinen organischen lebenden Theilchen, in allen organischen Körpern existirten, daß sie dort in größerer oder geringerer Anzahl mit der todten Materie verbunden wären, häufiger bey den Thieren, wo alles voller Leben ist, seltner in den Vegetabilien, wo der Tod herrscht, und das Lebende verlöscht zu seyn scheint, wo das Organische mit dem rohen geschwängert weder willkührliche Bewegung, noch Empfindung, noch Wärme, noch Leben mehr hat, und sich nur durch die Entwickelung und Wiederhervorbringung offenbaret; dachte er über die Art nach, wodurch beyde Phänomene bewerkstelligt werden, so fand er, daß jedes lebende Geschöpf ein Muster ist, dem sich die Substanzen, von denen es sich nährt, gleich bilden, daß diese Gleichbildung den Wachsthum des Körpers ausmacht, daß seine Entwickelung nicht bloße Vergrößerung des Umfangs ist, sondern ein Eindringen der neuen Materie in alle Theile der Maße, daß, indem diese Theile im Verhältniß gegen das Ganze, und das Ganze im Verhältniß gegen die Theile zunehmen, die Gestalt sich erhält und bis zu ihrer völligen Entwickelung immer dieselbe bleibt, daß endlich, wenn der Körper seine völlige Ausdehnung erlangt hat, eben diese bisher zu seinem Wachsthum angewandte Materie nur als überflüßig von allen Theilen, denen sie sich gleichgebildet hatte, abgesondert wird, und daß sie sich nun in einem gemeinschaftlichen Punkt versammlet, wo sie ein neues Wesen bildet, das dem vorigen ähnlich und nur der Größe oder Kleinheit nach verschieden ist, das aber, um ihm völlig zu gleichen, nur zu eben der Größe gelangen

darf, indem es sich ebenfalls durch den nämlichen Weg der Ernährung entwickelt. Er sahe, daß der Mensch, das vierfüßige Thier, der Wallfisch, der Vogel, das kriechende Thier, das Insekt, die Pflanze, das Gras sich nach eben diesen Gesetzen entwickeln und wieder hervorbringen, und daß, wenn die Art ihrer Ernährung und Fortpflanzung so verschieden zu seyn scheint, dies daher rührt, weil die Ernährung und Fortpflanzung, ob sie gleich von einer allgemeinen und gemeinsamen Ursache abhängt, bey besondern Geschöpfen dennoch nicht anders als auf eine sich auf die Gestalt einer jeden Gattung von Geschöpfen beziehende Art vor sich gehen kann. Nun verfolgte er seinen Weg noch weiter, (denn es gehörten Jahrhunderte dazu, ehe der menschliche Geist zu diesen großen Wahrheiten gelangen konnte, von denen alle die übrigen abhängen,) und hörte nicht auf, die Geschöpfe untereinander zu vergleichen; er gab ihnen besondre Namen, um sie von einander zu unterscheiden, und allgemeine, um sie unter einem Gesichtspunkt zu vereinigen; er nahm seinen Körper für den physischen Maaßstab aller lebenden Geschöpfe an, maaß, erforschte und verglich sie in allen ihren Theilen, und sahe daß die Bildung von allem was athmet fast die nämliche ist; daß man, indem man den Affen zergliedert, zugleich die Anatomie des Menschen liefern konnte [6]), daß man eben

6) Die Zergliederung zeigt doch im Baue des Affen und des Menschen eine ansehnliche Verschiedenheit. Daher konnte Vesal, trotz aller Anfechtung der mehresten Galenischen Aerzte sehr leicht zeigen, wel-

eben so bey jedem andern Thier die nämlichen Grundzüge der Organisation, die nämlichen Sinne, die nämlichen Eingeweide, eben die Knochen, eben das Fleisch, eben die Bewegung in den flüßigen Theilen, eben das Spiel, eben die Verrichtungen in den festen Theilen findet; er fand in allen Thieren ein Herz, Blut und Schlagadern, in allen einerley Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemhohlens, der Verdauung, der Ernährung und der Absonderung; in allen ein festes Gerippe, das fast aus einerley und auf einerley Art ineinandergefügten Stücken besteht, und dieser sich immer gleiche, vom Menschen bis zum Affen, vom Affen bis zum vierfüßigen Thier, vom vierfüßigen Thier bis zum Wallfisch, bis zu den Vögeln, zu den Fischen, zu den kriechenden Thieren immer durchweg befolgte Plan, wenn er, sage ich, vom menschlichen Verstande richtig aufgefaßt wird, so ist er ein treuer Abdruck der lebenden Natur, und der einfachste und allgemeinste Gesichtspunkt, aus dem man sie betrachten kann: will man seinen Gesichtskreis erweitern und vom lebenden zu dem vegetirenden übergehen, so sieht man, wie dieser Plan, der sich anfangs nur unmerklich und nach und nach veränderte, um stufenweise von den kriechenden Thieren zu den Insekten, von den Insekten zu den Würmern, von den Würmern zu den Steinpflanzen, von diesen zu den Pflanzen sich entstellt, die er aber, ohnerachtet der Veränderung aller seiner

che Beschreibungen menschlicher Theile Galenus nach Theilen von Affen gemacht hatte.

O.

äußern Theile doch immer die nemlichen Grundzüge, die nemlichen Eigenschaften behält, deren vorzüglichste Züge Ernährung, Entwickelung und Wiederhervorbringung sind, Züge die allgemein, und der ganzen organischen Substanz gemeinschaftlich sind, Züge, die ewig sind und göttlich, die die Zeit, weit entfernt sie auszulöschen oder zu zerstreuen, nur immer von neuem wiederhervorbringt, und immer sichtbarer macht.

Gehen wir von diesem großen Gemälde der Aehnlichkeiten, in dem die lebende Welt sich wie eine einzige Familie unserm Auge darstellt, zu dem Gemälde der Verschiedenheiten über, wo eine jede Art eine isolirte Stelle und ihr eignes Bildniß erfordert, so sehen wir, einige wenige größere Arten ausgenommen, wie den Elephanten, das Nashorn, das Flußpferd, den Tiger, den Löwen, die jede ihren besondern Namen haben müssen, daß alle übrige sich zu ihren Nachbaren zu gesellen, Gruppen von einander fließenden Aehnlichkeiten, und Geschlechter zu bilden scheinen, die unsre Nomenclatoren unter einer Sammlung von Figuren vorgestellt haben, in denen einige mit den Füßen, andere mit den Zähnen, mit den Hörnern, mit den Haaren und mit andern noch kleinern Aehnlichkeiten zusammenhangen. Selbst diejenigen Thiere, deren Gestalt uns die vollkommenste oder die zunächst an die unsrige gränzende zu seyn scheint, die Affen stellen sich uns alle auf einmal dar, und verlangen schon ein aufmerksames Auge, wenn sie voneinander werden sollen, weil das Vorrecht eine isolirte Art auszumachen nicht so sehr von der Größe abhängt, und weil der Mensch, obgleich in

seiner Art einzig und von allen Thiergattungen unendlich unterschieden, selbst weniger isolirt ist, und mehr Nachbaren hat als die großen Thiere, indem er nur von mittelmäßiger Größe ist. Man wird in der Naturgeschichte des Orang-outang sehen, daß man dieses Thier eben so gut wie den ersten unter den Affen als wie den letzten unter den Menschen ansehen könnte, wenn man nur auf seine Figur Rücksicht nehmen wollte, weil ihm außer der Seele nichts von allem fehlt, was wir besitzen, und weil er in Rücksicht auf den Körper sich weniger vom Menschen als von den übrigen Thieren unterscheidet, denen man ebenfalls den Namen Affe gegeben hat. 7)

Die Seele, der Gedanke, die Rede hängen also nicht von der Bildung des Körpers oder von seiner Organisation ab: nichts beweißt mehr, daß dies ein besonders dem Menschen allein verliehnes Geschenk ist, weil der Orang-outang, der weder redet noch denket, eben einen solchen Körper, solche Glieder, solche Sinne, ein solches Gehirn, und solche Zunge hat, wie der Mensch, 8) weil er alle

7) Man kennet jetzt den Bau des kleinen Orang-Utang genauer und weiß, daß er darin den Affen ähnlicher als dem Menschen ist, und daß er gewiß zu den Affen gezählt werden müsse; so wie er auch nicht in so verschiedenen Climaten als der Mensch leben kann.

O.

8) Durch den Herrn Camper und andere wissen wir, daß nicht bloß der gröbere Körperbau des Orang-Outangs

alle Bewegungen des Menschen machen, alle seine Handlungen nachahmen, und deswegen doch keine einzige menschliche That begehen kann. Dies ist aber vielleicht nur Mangel an Erziehung, oder ist es Mangel an Billigkeit in deinem Urtheil? Du vergleichst, wird man sagen, sehr unbillig den Affen der in Wäldern wohnt, mit dem Menschen der in Städten wohnt: man stelle ihn an die Seite des Wilden, des Menschen, auf den die Erziehung noch gar nicht gewürkt hat, und denn urtheile man über beyde, und hat man denn eine richtige Vorstellung von dem Menschen im Zustande der bloßen Natur. Sein Kopf ist mit borstigen Haaren oder mit krauser Wolle bedeckt, das Gesicht verschleyert ein langer Bart, über den sich zween Büschel noch dickerer Haare in der Gestalt von halben Kreisen erheben, die vermöge ihrer Breite und ihres jähen Abhangs die Stirne verkleinern, und ihr ihr erhabnes Gepränge rauben, die die Augen nicht nur überschatten, sondern sie auch vergraben und wie die Augen eines Thieres rund bilden; seine Lippen sind dick und hervorstehend; die Nase platt, Ohren, Körper und Gliedmaßen sind haaricht, die Haut ist hart wie schwarzes oder gegerbtes Leder, seine Nägel sind lang, dick, und hakenförmig, die Fußsohle schwielicht und hornartig; die Eigenschaften des Weibes,

Outangs von dem menschlichen sehr abweicht, sondern daß auch vorzüglich seine Sprachorgane ganz verschieden sind. Allein es folgt freylich nicht, daß wenn dieselben auch gleich wären, der Orang-Outang auch die Sprache des vernünftigen Menschen haben würde.

Weibes, lange schlaffe Brüste, eine Haut am Bauch, die wie eine Schürze über die Knie herunterhängt, seine Kinder wälzen sich im Koth und schleppen sich auf allen Vieren herum, Vater und Mutter sitzen auf den Fersen, ganz abscheulich, ganz stinkend vom Unflath, der sie über und über bedeckt. Und dieser Entwurf, wozu die Züge von wilden Hottentotten entlehnt sind, ist noch ein geschmeicheltes Gemälde,[9]) denn vom Menschen im Zustande der bloßen Natur bis zum Hottentotten, ist ein noch weiterer Weg, als der Weg vom Hottentotten bis zu uns. Bring' also noch gröbere Züge in dem Gemälde, wenn du den Affen mit dem Menschen vergleichen willst, setze noch hinzu, die Aehnlichkeit in der Organisation, die Uebereinstimmung des Temperaments bey beyden, die heftige Begierde des Affenmännchens nach den Weibern, die nemliche Einrichtung der Zeugungstheile beyder Geschlechter, den periodischen Blutabfluß der Affenweibchen und die gezwungenen oder willkührlichen Vermischungen der Negerinnen mit den Affen, deren Früchte unter die eine oder die andere Art treten, und siehe denn, vorausgesetzt daß beyde nicht eine einzige Art sind, wie schwer es ist, die Linie zu finden, die sie von einander scheidet.

Ich gestehe es, daß man die Affengattung ebenfalls für eine Abänderung der Menschengattung

9) Die Hottentotten sind hier doch noch zu scheußlich abgemahlt, man sollte glauben, sie wären selbst die Bastarde von Menschen und Affen, dergleichen doch noch nicht bekannt sind.

tung nehmen könnte, wenn man nur nach dem äußern Anschein urheilen wollte. Der Schöpfer wollte den menschlichen Leib nicht nach einem Modell bilden, das von dem thierischen Leibe schlechterdings verschieden wäre, er begriff seine Gestalt mit der Gestalt der Thiere unter einem gemeinschaftlichen Plan; aber in eben dem Augenblick worin er ihm diese materielle dem Affen ähnliche Bildung ertheilte, durchdrang er diesen thierischen Körper mit seinem göttlichen Hauch. Hätte er sich, ich will nicht sagen gegen den Affen, sonderu gegen das niedrigste uns am schlechtesten organisirt scheinende Thier eben so gnädig erwiesen, so würde diese Thiergattung bald die Nebenbuhlerinn des Menschen geworden seyn, von einem vernünftigen Geiste beseelt würde sie über die andern Thiere hervorgeragt, sie würde gedacht, geredet haben. Sey also der Hottentot dem Affen noch so ähnlich, es ist dennoch ein unermeßlicher Raum zwischen beyden, weil er innerlich von der Vernunft, und äußerlich von der Sprache ausgefüllt wird.

Wer wird uns jemals sagen können, worin die Organisation des blödsinnigen von der Organisation eines andern Menschen abweicht! Ganz gewiß liegt der Fehler in den materiellen Werkzeugen verborgen, weil der blödsinnige so gut wie ein andrer Mensch seine Seele hat. Wenn nun unter den Menschen, wo alle einander gleichgebildet, und sich vollkommen ähnlich sind, ein so kleiner unmerklicher Unterschied schon hinreicht, um den Gedanken zu zerstören, oder ihn nur entstehen zu lassen, darf man sich wundern, daß er niemals im Affen entstanden ist, dem das Principium des Denkens fehlt?

Die

Die Seele wirkt überhaupt für sich allein und unabhängig von der Materie; weil es aber ihrem göttlichen Urheber gefallen hat, sie mit dem Körper zu vereinigen, so hängt die Ausübung ihrer besondern Handlungen von der Einrichtung der materiellen Werkzeuge ab. Diese Abhängigkeit beweißt nicht nur das Beyspiel des Blödsinnigen, sondern sogar der Kranke im Wahnsinn, der gesunde Mensch wenn er schläft, das neugebohrne Kind das noch nicht denkt, und der abgelebte Alte der nicht mehr denkt, beweisen sie ebenfalls. Es scheint sogar, daß die hauptsächlichste Absicht der Erziehung nicht so sehr darauf gerichtet sey, die Seele zu unterrichten, oder ihre geistigen Operationen zu vervollkommnen, als vielmehr die materiellen Werkzeuge zu bilden, und ihnen den für die Ausübung des denkenden Princips günstigsten Zustand zu verschaffen. Nun giebt es aber zwey Arten der Erziehung, die, wie es mir scheint, sorgfältig unterschieden werden müssen, weil sie in ihren Folgen sehr verschieden sind: die individuelle Erziehung, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, und die Erziehung der Art, die nur ein Eigenthum des Menschen ist.

Das junge Thier lernt aus natürlichem Antrieb, und durch das Beyspiel in einem Alter von wenigen Wochen alles, was sein Vater und seine Mutter nahm; das Kind braucht Jahre, weil es bey seiner Geburt weit unausgebildeter, weit schwächer ist, als es die jungen Thiere sind, es ist noch so weit zurück, daß man seine Seelenkräfte für nichts ansehen kann, in Vergleichung mit dem, was sie noch einmal werden sollen: das Kind kömmt

kömmt also weit später als das Thier in den Zustand, wo es die individuelle Erziehung annehmen kann, aber eben auf diese Art wird es empfänglich für die Erziehung der Art, die verdoppelten Hülfleistungen, die anhaltenden Bemühungen, die das Kind in diesem langen Zustande der Schwäche fordert, unterhalten, vermehren die Abhänglichkeit der Väter und der Mütter: sie bilden den Geist, indem sie den Körper warten, und die Zeit die der letztere braucht, um zu seiner gehörigen Stärke zu gelangen, nimmt eine vortheilhafte Wendung für den erstern. In Ansehung der körperlichen Kräfte sind die Thiere insgemein in zween Monaten weiter fortgerückt, als das Kind in zwey Jahren. Seine erste Erziehung erforderte also schon zwölfmal so viel Zeit, wenn wir auch die Früchte seiner nachmaligen Erziehung, und dieses gar nicht in Anschlag bringen wollen, daß die Thiere sich von ihren Jungen sogleich losmachen, so bald sie sie in dem Zustande sehen, wo sie für sich selbst sorgen können, daß sie sich alsdenn trennen und bald einander nicht mehr kennen, so daß aller Umgang, alle Erziehung sehr frühzeitig, und in dem Augenblick schon aufhören, wo keine Hülfe mehr nöthig ist. Da also die Zeit ihrer Erziehung so kurz ist, so können auch ihre Folgen nicht anders als sehr gering seyn, und es ist zu bewundern, daß die Thiere in der Zeit von zween Monaten alles lernen, was ihnen auf ihre ganze Lebenszeit zu wissen nöthig ist. Setzen wir ein Kind, das in eben so kurzer Zeit hinlänglich ausgebildet, hinlänglich stark am Körper würde, um seine Aeltern verlassen, um sich ohne weiteres Bedürfniß ohne irgend eine Rückkehr von ihnen trennen zu können, würde sich wohl ein merkbarer

und empfindbarer Unterschied zwischen diesem Kinde und dem Thier auffinden lassen? Wie geistreich seine Aeltern auch gewesen wären, würden sie in diesem kurzen Zeitraum seine Organe haben bilden, zubereiten, oder nur die geringste Gemeinschaft zwischen ihrer Seele und der Seele des Kindes haben veranstalten können? Konnten sie sein Gedächtniß aufregen, konnten sie nur durch oft genug wiederholte Handlungen berühren, um einen bleibenden Eindruck zuwege zu bringen? Konnten sie die Sprachwerkzeuge des Kindes üben, oder ihnen nur ihre Ungelenkigkeit benehmen? Ehe das Kind nur ein einziges Wort aussprechen lernt, muß sein Ohr tausend und tausendmal von dem Schall dieses Worts getroffen werden: ehe es dieses Wort gehörig anwenden und zweckmäßig aussprechen lernt, muß man ihm noch tausend und tausendmal den Zusammenhang dieses Worts mit dem dadurch auszudrückenden Objekt zeigen: seine Erziehung, die allein seine Seele entwickeln kann, muß also eine lange Zeit durchgeführt, und beständig unterhalten werden. Würde sie, ich will nicht sagen in zween Monaten wie die Erziehung der Thiere, sondern auch nur in dem Alter von einem Jahr gänzlich aufhören; so würde die Seele des Kindes, die noch nichts empfangen hatte, ohne Uebung und aus Mangel mittgetheilter Bewegung eben so unthätig bleiben, wie die Seele des Blödsinnigen, die durch die schlechte Beschaffenheit der Organe verhindert wird, Eindrücke von außen aufzunehmen. Noch mehr! Würde ein Kind, das im bloß natürlichen Zustande gebohren wurde, das keinen andern Lehrer hatte, als seine hottentottische Mutter, und das in dem Alter von zween Mona-

ten dem Körper nach hinlänglich ausgebildet war, um ihrer Vorsorge entbehren, und sich auf immer von ihr trennen zu können, würde ein solches Kind nicht noch unter dem Blödsinnigen und im Aeußerlichen das leibhafte Ebenbild des Thieres seyn? Aber auch in diesem bloß natürlichen Zustande, erfordert die erste nothwendige Erziehung eben so viel Zeit, als im Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, weil das Kind hier wie dort gleichmäßig schwach, gleichmäßig langsam im Wachsthum ist: weil folglich die Zeit, wo es noch Hülfe bedarf, hier eben so lang ist wie dort, weil es umkommen würde, wenn man es sich selbst überlasseu wollte, ehe es das Alter von drey Jahren erreicht hat. Der nothwendige, anhaltende und so lange fortgesetzte Umgang der Mutter mit dem Kinde ist also schon hinreichend ihm alles mitzutheilen was sie besitzt; wollte man auch fälschlich voraussetzen, daß eine Mutter im blos natürlichen Zustande gar nichts, selbst die Sprache nicht besitze, so frage ich, würde dieser lange genaue Umgang mit ihrem Kinde nicht im Stande seyn, einer Sprache das Daseyn zu geben? Der bloß natürliche Zustand, worin man sich den Menschen ohne Verstellungen, ohne Sprache denkt, ist also ein bloßes Ideal, ein Zustand, der nur in der Einbildungskraft und fast nirgends existirt: der nothwendige lange und genaue Umgang der Aeltern mit dem Kinde, erschafft eine Gesellschaft mitten in der Wüste, die Familie versteht sich durch Zeichen und Töne, und dieser erste Strahl des Verstandes, bringt, wenn er unterhalten, kultivirt und einander mitgetheilt wird, in der Folge jeden aufkeimenden Gedanken zur Reife. Es könnte kein Umgang unter Menschen

schen statt finden, oder sich lange erhalten, ohne gegenseitige Zeichen und wechselseitige Töne hervorzubringen, und diese immer wiederholten, und dem Gedächtniß des Kindes nach und nach eingedrückte Zeichen werden endlich zu bleibenden Ausdrücken. So gering ihre Anzahl auch anfänglich seyn mag, bald wird diese Sprache sich weiter ausbreiten, sobald die Familie sich vermehrt, wird immer in gleichen Schritten dem Fortgange folgen, den die Gesellschaft im Denken macht. Sobald die Gesellschaft sich zu bilden anfängt, bleibt die Erziehung des Kindes nicht mehr blos individuelle Erziehung, weil seine Aeltern ihm nicht bloß was sie von der Natur besitzen, sondern auch dasjenige mittheilen, was sie von ihren Voraltern, und von der Gesellschaft empfangen haben, wovon sie ein Theil sind. Die Mittheiluug geschieht nun nicht mehr durch isolirte Individuen, diese würde, wie bey den Thieren sich auf die bloße Fortpflanzung ihrer Fähigkeiten einschränken, sondern sie wird ein Unterricht, an den die ganze Art Antheil hat, und dessen Produkt die Grundlage und das Band der Gesellschaft ausmacht.

Selbst unter den Thieren, obgleich das Principium des Denkens ihnen gänzlich fehlte, scheinen diejenigen die verständigsten zu seyn, deren Erziehung am längsten dauert. Der Elephant der unter allen am langsamsten wächst, der das ganze erste Jahr seines lebens den Beystand seiner Mutter nöthig hat, ist auch unter allen der verständigste: Das Meerschwein, das nur drey Wochen braucht, um völlig auszuwachsen, um sich begatten zu können, ist vielleicht nur aus diesem Grunde eins der dumm-

sten Thiere. Und was den Affen betrift, dessen Natur wir hier ausmachen wollten, — er hat ebenfalls ohngeachtet seiner großen Aehnlichkeit mit dem Menschen, einen so starken Anstrich von Animalität, daß sie sich sogleich von dem Augenblick seiner Geburt an offenbart; denn er ist nach Verhältniß stärker und ausgebildeter als das Kind, er wächst geschwinder, er braucht den Beystand der Mutter nur während der ersten Monate, er erhält bloß die individuelle Erziehung, die folglich in ihren Wirkungen eben so unfruchtbar ist, als die Erziehung der übrigen Thiere.

Er ist also Thier, und ist, ohngeachtet seiner Aehnlichkeit mit dem Menschen, und weit entfernt der zweyte unsrer Art zu seyn, nicht einmal der erste in der Ordnung der Thiere, weil er nicht der verständigste ist. Das Vorurtheil der großen Meinung, die man von den natürlichen Fähigkeiten des Affen gefaßt hat, stützet sich einzig auf die anscheinende körperliche Aehnlichkeit mit dem Menschen, — er gleicht uns sowol innerlich als äußerlich, sagte man, folglich muß er uns nicht bloß nachahmen, sondern von Natur alles thun was wir thun. — Man hat schon gesehen, daß alle Handlungen, die **menschliche** genannt werden dürfen, sich auf die Gesellschaft beziehen müssen, daß sie ursprünglich von der Seele und weiter von der Erziehung abhängen, deren physikalischer Grund in der Nothwendigkeit des langen Umgangs der Aeltern mit dem Kinde zu suchen ist; daß dieser Umgang bey den Affen von sehr kurzer Dauer ist, daß der Affe wie die übrigen Thiere eine bloß individuelle Erziehung bekömmt, daß er sogar der Erzie-

ziehung der Gattung nicht fähig ist, folglich kann er auch nichts von dem allen thun, was der Mensch thut, weil keine einzige seiner Handlungen weder den nämlichen Grund noch den nämlichen Endzweck hat. Und im Betreff der Nachahmung, die das deutlichste Merkmal, und die auffallendste Eigenschaft der Affen zu seyn scheint, die der gemeine Mann dieser Thiergattung als ein in seiner Art einziges Talent beylegt, muß man, ehe man entscheidet, vorher untersuchen, ob die Nachahmung frey oder gezwungen ist. Ahmt der Affe uns nach, weil er es will, oder weil er es kann, ohne es zu wollen? Gerne berufe ich mich bey dieser Frage auf alle, die dieses Thier ohne vorgefaßte Meinung beobachtet haben, und bin überzeugt, daß sie eben so wie ich in dieser Nachahmung nichts freyes, nichts willkührliches finden werden. Der Affe bedient sich seiner Arme und Hände so wie wir, aber ohne an uns zu denken, die Aehnlichkeit der Gliedmaßen und Organe, bringt nothwendig Bewegungen, und zuweilen sogar eine Folge von Bewegungen hervor, die den unsrigen ähnlich sind.

Da der Affe so wie der Mensch gestaltet ist, so kann er sich auch nur so bewegen, aber sich so bewegen wie ein anderer, heißt noch nicht handeln, um diesen andern nachzuahmen. Man gebe zween harten Körpern einerley Stoß, man verfertige zwo Uhren, zwo Maschienen von einerley Art, so werden sie sich auf einerley Art bewegen, und dennoch würde man unrichtig sagen, diese beyde harte Körper oder diese Maschienen bewegen sich nur so, um einander nachzuahmen. Eben so verhält es sich,

wenn man den Affen gegen den Körper des Menschen vergleicht, beydes sind Maschienen, an denen Einrichtung und Organisation die nämliche ist, die sich vermöge ihrer Natur beynahe völlig auf einerley Art bewegen: Deswegen aber ist Gleichheit keine Nachahmung, die eine liegt in der Manier, die andre existirt nur im Verstande; wirkliche Nachahmung setzt die Absicht voraus, daß man nachahmen wolle; der Affe ist unfähig diesen Vorsatz zu bilden, weil dazu eine Gedankenfolge erfordert würde, und folglich kann der Mensch den Affen nachahmen, sobald er will, der Affe kann den Menschen nicht einmal nachahmen wollen.

Uebrigens ist diese Gleichheit, die bloß in dem physischen der Nachahmung liegt, nicht einmal so vollständig als die Aehnlichkeit, aus der sie doch als eine unmittelbare Folge entspringt. Der Affe gleicht dem Menschen mehr in Ansehung seines Körpers und seiner Glieder, als in Ansehung des Gebrauchs, den er davon macht. Beobachtet man ihn nur mit einiger Aufmerksamkeit, so wird man bald finden, daß alle seine Bewegungen heftig, unzusammenhängend, abgebrochen sind, daß man, um sie mit den Bewegungen des Menschen zu vergleichen, ihnen einen andern Maaßstab, oder vielmehr ein ganz verschiedenes Modell unterschieben müßte. Alle Handlungen des Affen tragen das Gepräge seiner bloß thierischen Erziehung, sie scheinen uns lächerlich, ungereimt, ausschweifend, weil das Maaß uns trügt, womit wir sie auf die unsrigen zurückführen wollten, weil die Einheit, die ihnen zum Maaßstabe dient, von der unsrigen ganz verschieden ist. Da er von lebhafter Natur, von feurigem Tempera-

perament, von muthwilligen Naturell ist, da keine einzige seiner Leidenschaften durch Erziehung gemildert werden, so sind alle seine Manieren ausschweifend, und gleichen mehr den Bewegungen eines Unsinnigen als den Handlungen eines Menschen, oder nur eines sanftmüthigen Thiers. Aus eben diesem Grunde finden wir ihn auch ungelehrig, und schwierig, ein gewisses Betragen anzunehmen, was man ihm beybringen wollte. Er ist für Liebkosungen unempfindlich, und gehorcht nur der Hand die ihn züchtigt, man kann aus ihm einen Gefangnen, aber keinen Hausgenossen machen. Immer finster oder störrig, immer voll Widerstrebens, voll Grimasse muß man ihn vielmehr bändigen, als man ihn zahm macht, auch ist die Art niemals und nirgens Hausthier gewesen, daher ist er in dieser Rücksicht vom Menschen weiter entfernt, als die mehrsten übrigen Thiere, denn Folgsamkeit setzt ein gewisses Verhältniß zwischen dem lehrenden und dem lernenden voraus, sie ist eine relative Eigenschaft, die nur da möglich ist, wo sich von beyden Seiten eine gewisse Anzahl gemeinschaftlicher Fähigkeiten findet, die nur dadurch von einander sich unterscheiden, daß sie sich bey dem Lehrer thätig und bey dem Untergebnen leidend verhalten. Das leidentliche Verhalten des Affen kann aber noch weniger mit dem thätigen Verhalten des Menschen verglichen werden, weniger als das leidentliche Verhalten des Hundes, des Elephanten, denen man, um sie nach Gefallen zu lenken, nur die sanfteren und selbst zärtlichern Empfindungen einer treuen Anhänglichkeit, eines freywilligen Gehorsams, eines uneigennützigen Diensteifers und einer unbeschränkten Ergebenheit mittheilen darf.

Der Affe steht also in Ansehung seiner relativen Eigenschaften noch weiter hinter dem Menschen, als die mehresten übrigen Thiere; eben so sehr unterscheidet er sich durch sein Temperament; der Mensch kann alle Himmelsgegenden bewohnen, er lebt, er vermehrt sich so gut im nördlichen als im südlichen Klima; der Affe lebt mit Mühe in den temperirten Himmelsstrichen, und kann sich nur in den allerheißesten Ländern vermehren. Diese Verschiedenheit des Temperaments setzt andere Verschiedenheiten in der Organisation voraus, die wirklich, ob zwar unsern Augen verborgen, existiren, auch hat sie großen Einfluß auf das Naturel. Die übermäßige Wärme, die zum völligen Leben dieses Thieres nöthig ist, macht alle seine Neigungen, alle seine Verrichtungen ungewöhnlich, und man darf sich nicht bemühen, für seinen Muthwillen, seine Unkeuschheit, und seine übrigen Leidenschaften, die uns eben so wüthend als ungeordnet scheinen, eine andere Ursache aufzufinden.

Es ist also der Affe, den der Philosoph und der Laye für ein schwer zu definirendes Geschöpf angesehen haben, dessen Natur wenigstens zweydeutig, und ein Mittelding zwischen der menschlichen und thierischen Natur seyn müsse, in der Wahrheit nur ein bloßes Thier, das äußerlich die Maske der menschlichen Figur an sich trägt, dem aber innerlich der Gedanke, dem alles fehlt, was den Menschen macht, ein Thier, das in Ansehung seiner relativen Fähigkeiten noch unter vielen andern steht, das übrigens durch sein Naturel, sein Temperament, durch die zu seiner Erziehung, seiner Ausbildung, dem Wachsthum seines Körpers

und

und zu seiner Lebensdauer erforderte Zeit, von dem Menschen wesentlich verschieden ist, das heißt verschieden in allen wesentlichen Eigenschaften, die zusammengenommen dasjenige ausmachen, was man die individuelle Natur eines Geschöpfs zu nennen pflegt.

Die Orang-outangs
oder
der Pongo a) und der Jocko. b) [1])

Jocko, *Büffon VII. 2. Tab. I.*

Wir legen dem Leser diese beyden Thiere zugleich vor, weil vielleicht beyde nur zu einer und eben derselben Gattung gehören. Es sind unter allen

a) Orang-outang, der Name dieses Thiers in Ost-Indien; Pongo, der Name eben dieses Thiers in Lowando, einer Provinz von Congo; Kukurlcko, in einigen Gegenden von Ostindien nach Kjöp, Kapittel 86 nach Linnés Citation.

Homo silvestris. Orang-outang. *Bontius pag. 84. fig. ibid.* Anmerkung. Diese Abbildung stellt eher ein Frauenzimmer als ein Affenweibchen vor.

Satyri silvestres, Orang-outang dicti, *Icones arborum — ut et animalium*, Lugd. Batav. apud Vanderaa. *Tab. antepenult. dua figurae.*

Troglodytes. Homo nocturnus. Linn. *syst. nat. edit. X. pag. 24.*

Ooran-outan. Capt. Benkmans Travel to Borneo. London, 1718.

Der Jocko.

S. 170.

Büff. Thiere. XVII. Th.

Büff. a. H. d. N. VII. 2. T. 1.

allen Affen diejenigen, die dem Menschen am mehrsten gleichen, und die folglich seiner Aufmerksamkeit

Oerangs - oetangs de Ceylan. *Voyages de Gauthier Schouten aux Indes orientales.* Amsterdam, 1707.

Drill, nach *Charleton. Exercit. pag. 16.*

Smitten, nach *Bosman, Voyage de Guinée, p. 528.*

Barris, nach vielen Reisebeschreibern.

Ponjo, nach *Battel, Purchass*, und Andern.

Auf den Pongi und Jocko beziehen sich noch folgende Stellen nach Erxleben u. a.

1) Simia (Satyrus) ferruginea lacertorum pilis reversis, natibus tectis. *Erxleb. Mammal. p. 6. n. 1.*

Satyrus. *Plin. hist. nat. V. cap. 1. (Hard. c. 1.) c. 8. (Hard. c. 8.)?*

Σατυροι. *Aelian. anim. XVI. c. 15?*

Satyrus. *Gesn. quadr. p. 974.*

The Pongo and the Engeco. *Purch. Pilgr.* II. *p. 981.*

Baris. *Nieremb. hist. nat. p. 179.*

Orang Outang Indorum. *Jonst. quadr. p. 139.*

Tretrétretré, Tratratratra. *Flacourt Madagasc. p. 154.*

Fese. Neuhoff Gesandsch. *p. 373.* (Abbild. fast wie des Tulpius).

Quojas Morrou. *Dapp. Afr. p. 393, 582. fig. p. 583.* (v. Tulpius).

Barris. *Barbot. Guin. p.* 101.

The Quojas-Morrou or Worrou. *Barbot. Guin. p.* 115.

L'animal appellé Sinsin du *Halde Chin.* I. *p. 33.*

Chim-

samkeit am würdigsten sind. Wir haben den kleinen Orang=outang, oder Jocko lebendig gesehen,

Chimpanzee Scotin tabula peculiari. *Lond.* 1738. *Nov. Act. Er. Lipf.* 1739. *Sept. Tab. V. p.* 564. (der Pongo).

Simia ecaudata fubtus glabra. *Linn. fyft. nat.* 6. *p.* 3. *n.* 1.

Simia Ourang outang. *Klein quadr. p.* 86.

Simia acauda fubtus glabra. The Simia without a tail. With a fmooth belly. The Satyr. *Hill. anim. p.* 535.

Baris ou homme des bois. *Dict. anim.* I. *p.* 350.

Homme fauvage. *Dict. anim.* II. *p.* 487.

Orang-outang. *Diction. anim.* III. *p.* 279.

Pongos. *Dict. anim.* III. *p.* 531.

Satyre. *Dict. anim.* III. *p.* 43.

De Sater of Bofchmenfch. *Houtt. nat. hift.* I. *p.* 330. *tab.* 5. (*fig.* aus *Edw.*)

Aap zonder Staart, van onderen Kaal. *Houtt. nat. hift.* I. *p.* 354. *tab.* 6. *fig.* 1. (aus Tulpius.)

Simia (pygmaeus) ecaudata ferruginea capite lacertisque pilis reverfis. *Linn. amoen. ac. VI. p.* 68. *fig.* 4.

Simia (Satyrus) ecaudata fubtus nuda abdomine gibbofo. *Linn. amoen. ac. VI. p.* 69. *fig.* 3.

Homme fauvage. *Bom. dict.* II. *p.* 534.

Pongos. *Bom. dict.* III. *p.* 626.

Quojavaurau. *Bom. dict.* III. *p.* 697.

Simia (Satyrus) ecaudata ferruginea, lacertorum pilis reverfis, natibus (ist der Jocko des Büff.) tectis. *Linn. fyft. nat.* 12. *I. p.* 34. *n.* 1. (et Troglodytes. *Ed.* XIII. I. *p.* 26. *n.* 34. u. 1.) [ist der Pongo des Büff.]

Les

hen, und haben sein Fell aufbewahrt, vom Pongo oder größern Orang=outang können wir aber nur aus

Les Orang - Outangs ou le Pongo et le Jocko. *Buff. hist. nat. XIV. p. 43.*

Le Jocko. *Buff. hist. nat. XIV. tab.* 1.

Allg. Hist. d. Nat. VII. 2. p. 25. Taf. 1.

Buff. quadr. in 12. Tom. VII. *p. 59. Tab.* 1.

Great Ape. *Penn. syn. quadr. p. 96 n. 64.*

Jocko. *Aless. quadr. IV. tab. 173. (fig. a. Buff.)*

Der Satyr. Müll. Naturs. I. *p. 119. tab. 5. f.* 1.

Der Buschmensch, Erdmensch. Mart. Naturler. I. p. 551. (Abb. Büff.)

Der Orang Outang: Simia Satyrus. Schreb. Säugth. I. p. 54. n. 1. tab. 2. (Abb. aus Büff.)

Description de l'*Orang Outang* de l'isle de Borneo par *Vosmaer — Amst. 1778. 4. p.* 1 — 23. *tab.* 14 u. 15. (vom Jocko.)

Camper Kort beright wegens de ontleding van verscheidene *Orang Outangs*. 1778. und Naturkundige Verhandlingen over den *Orang Outang* — Amst. 1782. 4. Josephi Anatomie der Säugthiere. I. u. s. w. (handeln vom Jocko Büff.)

Der Troglodyt (Pongo). Zimmerman geogr. Zool. in 8. Th. 2. p. 170. n. 69.

Der Ourang=Outang (Jocko). Eb. I. Th. p. 118. II. Th. p. 67. u. 170. n. 70.

Der Schimpanse (Pongo). Blumenb. Handb. d. Naturg. 3. p. 64. n. 1

Der Orangutang (Jocko). Eb. n. 2.

b) *Jocko*. Cejocko, der Name dieses Thiers in Congo, den wir angenommen haben. Ce ist der Artikel, den wir weglassen. Der Emparcessu von Congo heißt

aus den Nachrichten der Reisebeschreiber reden, wären diese getreu, und nicht oft dunkel, unzuverlässig und übertrieben, so würden wir nicht zweifeln, daß er eine eigne Gattung sey, eine vollkommnere dem Menschen näher verwandte Gattung. Bontius, Obermedikus zu Batavia, der uns gute Beobachtungen über die Naturgeschichte dieses Theils von Indien hinterlassen hat, sagt ausdrück-

heißt Pacassu oder Pacasse, folglich muß man den Cejocko Jocko nennen. *Baris* in Guinea, nach Fr. Pyrned. S. 369. auch nach le Pere du Farric.

Champanzée, *Quimpenzée* bey den Engländern, die die Küste von Angola bereisen; man hat ihn auch wilder Mensch, Waldmensch genannt, eben wie den Pongo. Noch Andre nennen ihn guineischer Zwerg. *Quojasmores* heißt er in einigen Gegenden Afrikas nach Dapper. *Quojavoran*, *Quinomorru*, nach Andern, *Selvago* oder der Wilde bey den Portugiesen.

Satyrus Indicus. *Tulpius Obs. medic. Lib.* III. *cap. LVI. fig. ibid.*

Homo silvestris, *Orang-outang.* Tyson *Anatomy of a Pigmie.* Lond. 1699. fig. pag. 108.

Baris sive Barris. Pygmeus Guineensis, Chimpanzée Anglis. Description of some curious creatures &c. Lond. 1719. 8. c. fig.

The man of the Woods. Edwards Gleanings. Lond. 1758. pag. 6. t. 213. fig. ibid.

Satyrus simia ecaudata subtus nuda. Linn. Syst. nat. edit. X. pag. 25.

Simia unguibus omnibus planis et rotundatis caesarie faciem cingente — Homo silvestris, l'homme de bois. Brisson Regn. animal. p. 189. n. 2.

drücklich c) er habe einige Individuen dieser Gattung auf zween Füßen aufrecht gehend gesehen, unter andern ein Weibchen, (wovon er auch die Abbildung beyfügt) das Schamhaftigkeit zu besitzen schien, das sich beym Anblick unbekannter Mannspersonen mit der Hand bedeckte, das weinen, seufzen, und alle andre Handlungen des Menschen begehen konnte, so daß ihm nichts als die Sprache zu fehlen schien. Herr **Linne** d) [2]) sagt nach Kjöping und andern Reisebeschreibern, daß der Orang=outang sogar das Vermögen

c) Quod meretur admirationem, vidi ego aliquot utriusque sexus erecte incedentes imprimis (cujus effigiem hic exhibeo) satyram femellam tanta verecundia ab ignotis sibi hominibus occulentem, tum quoque faciem manibus (liceat ita dicere) tegentem, ubertimque lacrymantem, gemitus cientem, et ceteros humanos actus exprimentem, ut nihil humani ei deesse diceres praeter loquelam. — Nomen ei indunt Orang-outang quod hominem silvae significat. *Jac. Bont. Hist. nat. ind. Cap. XXXII. pag. 84. 85.*

V.

d) Homo nocturnus. Homo silvestris. Orang-outang Bontii. Corpus album, incessu erectum, nostro dimidio minus, pili albi contortuplicati, oculi orbiculati, iridi papillaque aurea. Palpebrae antice incumbentes cum membrana nictitante. Visus lateralis, nocturnus. Aetas viginti quinque annorum. Die caecutit, latet, noctu videt, exit, furatur. *Loquitur sibilo, cogitat, credit sui causa factam tellurem, se aliquando iterum fore imperantem*, si fides peregrinatoribus. — Habitat in Javae Amboinae et Ternatae speluncis. *Linn. Systema nat. edit. X. pag. 24.*

V.

mögen der Sprache besitzt, daß er denkt, daß er redet, daß er sich pfeifend ausdrückt; er nennt ihn **Nachtmensch**, und liefert zugleich seine Beschreibung, aus der sich aber schwerlich entscheiden läßt, ob der Orang = outang ein Thier oder ein Mensch ist. Man darf nur hiebey bemerken, daß dies Geschöpf, es sey nun was es wolle, nach seiner Beschreibung nur halb so hoch ist als der Mensch, und man könnte also, da Bontius der Größe seines Orang = outangs nicht erwähnt, mit Herrn Linné dafür halten, daß beyde Thiere eins und ebendasselbe wären, alsdann wären aber Linné's und Bontius Orang = outangs nicht der wirkliche, der so groß ist, als der größte Mensch. Eben so wenig wären sie derjenige, den wir **Jocko** nennen, den ich lebendig gesehen habe: Dieser hat zwar die Größe, die Herr Linné dem seinigen giebt, er weicht aber in allen übrigen Kennzeichen von ihm ab. Ich kann versichern, da ich ihn mehrmals gesehen habe, daß er ganz und gar nicht spricht oder pfeift, um sich zu verstehen zu geben, er macht nicht einmal was ein gut abgerichteter Hund machen kann, und unterscheidet sich im übrigen beynahe

2) Linne führt bloß die Nachrichten vom Orang-Outang aus dem Bontius und des Kakerlaken aus Köping Reisen an, und setzt ausdrücklich bey den angeführten Eigenschaften hinzu: wenn man den vielen Reisebeschreibern glauben dürfe. Von diesen sind aber wahrscheinlich die Nachrichten von den wahren weißen Mohren, den Kakerlaken und dem Orang Outang verwechselt. Selbst die menschliche Größe des Orang-Outangs ist noch zweifelhaft, wie wir im Anhange sehen werden. O.

nahe in allen Stücken von der Beschreibung, die Herr Linne von Orang = outang giebt; — er paßt eher auf die Beschreibung des Satyrus eben dieses Schriftstellers. Ich zweifle daher sehr an der Richtigkeit der Beschreibung von diesem **Nachtmenschen**, ich zweifle sogar an seiner Existenz. Es ist wahrscheinlich ein weisser Neger, ein Schakrelas, e) den die vom Herrn Linne angeführten Reisebeschreiber unrecht angesehen und unrichtig beschrieben haben. Denn die Schakrelas haben wirklich eben so wie dieser Nachtmensch weiße Haare, die kraus und wolligt sind, rothe Augen, ein schwaches Gesicht rc. aber es sind Menschen, und diese Menschen pfeifen nicht, und sind keine Pygmäen von dreyßig Zoll Höhe, sie denken, reden und handeln wie andre Menschen, und sind auch eben so groß wie sie.

Wir stellen also dies schlimm beschriebene Geschöpf bey Seite, vermuthen ein wenig Uebertreibung in der Erzählung des Bontius, und ein wenig Vorurtheil in dem, was er von der Schamhaftigkeit seines Orang = outangsweibchens meldet, und behalten alsdenn ein Thier, einen Affen vor uns, von dem sich anderwärts schon genauere Angaben finden.

e) Man sehe, was wir von dieser Menschenrace in unsrer Abhandlung über die Verschiedenheiten im menschlichen Geschlecht gesagt haben. Fünfter Band dieser Naturgeschichte.

Allgem. Hist. der Nat. II. Th. I. B. Büff. Allg. Naturg. VI. p. 42. 63. 180.

O.

finden. Edward Tyson, f) ein berühmter englischer Anatomiker, der von den innern und äußern Theilen des Orang-outangs eine sehr gute Beschreibung gemacht hat, sagt, daß es zwo Gattungen dieser Thiere giebt, und daß der, den er beschreibt, nicht so groß ist, als der andere, der von den Reisebeschreibern Barris oder Baris, und von den Engländern gemeiniglich Drill genannt wird. Dieser Barris oder Drill, ist wirklich der große ostindische Orang-outang oder Pongo von Guinea, und der Pygmäe, den Tyson beschreibt, ist der Jocko, den wir lebendig gesehen haben. Der Philosoph Gassendi behauptete nach der Angabe eines gewissen Reisenden, der sich Saint Amand nennt, es gebe auf der Insel Java eine Art Geschöpfe, die die Nüance zwischen dem Menschen und dem Affen machte: man besann sich nicht lange, die Sache zu läugnen: um es gleichwol zu beweisen, zeigte Peiresc einen Brief von einem Herrn Noel (Natalis) einem Arzt, der sich in Afrika aufhielte, vor, worin er versichert, h) daß es in Guinea sehr große Affen gebe, die man Barris nennt, die auf zween Füßen aufrecht gehen, die mehr Ernsthaftigkeit, und weit mehr Verstand besitzen als alle übrige Affen, und die eine

f) The anatomy of a Pygmie. London 1699. 4.

h) Sunt in Guinea simiae barba procera canaque et pexa propemodum venerabiles, incedunt lente ac videntur prae caeteris sapere; maximi sunt et Barris dicuntur; pollent maxime judicio, semel duntaxat quidpiam docendi. Veste induti illico bipedes incedunt. Scite ludunt fistula, cythara aliisque id genus. . . . Foeminae denique in iis patiuntur menstrua, et mares mulierum sunt appetentissimi. *Gassendi, Lib. V.*

eine heftige Neigung zu den Weibern haben. Darcos und in der Folge Nieremberg i) und Dapper, k) sagen fast das nemliche vom Barris. Battel l) nennt ihn Pengo, und versichert, daß er in seinem ganzen Bau dem Menschen ähnlich ist, nur ist er größer, so groß, sagt Battel, als ein Riese, er hat ein Gesicht wie ein Mensch, tiefliegende Augen, Haare an beyden Seiten des Kopfs, ein naktes nicht behaartes Gesicht, so sind auch Ohren und Hände beschaffen, der Körper ist sehr wenig behaart, er unterscheidet sich äußerlich vom Menschen nur durch die Füße, weil er wenig oder gar keine Waden hat, indessen geht er beständig aufrecht, schläft auf Bäumen, und baut sich eine Hütte, einen Zufluchtsort gegen Sonne und Regen, er lebt von Früchten, und ißt gar kein Fleisch, er kann nicht reden, obgleich er mehr Verstand hat als andere Thiere. Wenn die Negern im Walde Feuer anmachen, so kommen die Pongos, setzen sich rund herum, und wärmen sich, sie haben aber nicht Verstand genug, das Feuer durch Anlegen mehreres Holzes zu unterhalten; sie gehen in Gesellschaft, und schlagen zuweilen an entlegenen Orten die Neger todt; sie machen sich sogar an den Elephanten, schlagen ihn mit Stöcken, und jagen ihn aus ihren Waldungen. Man kann diese Pongos nicht lebendig fangen, weil sie so stark sind, daß zehn Männer sich vergebens bemühen würden, nur einen zu bändi-

 gen,

i) *Nieremberg Hist. Nat. Peregr. lib. IX. cap. 44, 45.*

k) *Description de l'Afrique par Dapper, pag. 249.*

l) *Purchass Pilgrims, part. II. lib. VII. cap. III. Histoire generale des Voyages, Tom. V. pag. 89.*

gen, man kann also nur ihrer Jungen habhaft werden, wenn diese noch ganz klein sind. Die Mutter trägt sie aufrecht gehend, und sie halten sich mit den Händen und Knien an ihrem Leibe fest. Es giebt zwo Gattungen dieser dem Menschen so ähnlichen Affen; der Pongo, der eben so groß, und noch dicker ist, als der Mensch, und der Enjocko, der viel kleiner ꝛc." Aus dieser sehr ausdrücklichen Stelle habe ich die Namen Pongo und Jocko entlehnt. Battel sagt noch weiter, daß, wenn eins dieser Thiere stirbt, die andern alsdann mit einem Haufen Zweige und Blätter den todten Körper bedecken. Purches setzt als eine Note hinzu, er habe von Battel, in den Gesprächen, die er mit ihm gehabt, gehört, daß ihm ein Pongo einmal einen kleinen Neger stahl, der nachher ein ganzes Jahr in Gesellschaft dieser Thiere zubrachte; daß dieser kleine Neger bey seiner Zurückkunft erzählt habe, sie hätten ihm nichts zu leide gethan, sie wären insgemein so groß als ein Mensch, aber dicker, beynahe zweymal so dick als ein gewöhnlicher Mensch. Jobson versichert, in den Gegenden, die diese Thiere besuchen, eine Art von Wohnung gesehen zu haben, die aus geflochtenen Zweigen gemacht war, und die wenigstens zum Schutz gegen die Sonnenhitze dienen konnte. m) „Die guineischen Affen, sagt Bosmann, n) die man in Flandern Smitten nennt, sind rothfahl von Farbe, und werden außerordentlich groß: ich habe, setzt er hinzu, mit eignen Augen einen gesehen, der fünf

m) *Histoire generale des Voyages.* Tome III. *p.* 355.

n) *Voyage de Guinée par Bosman, p.* 258.

fünf Fuß Höhe hatte ꝛc. Diese Affen sind von sehr gemeinem Ansehen, eben wie die von einer zweyten Gattung, die ihnen in allem gleichen, außer daß vier von diesen kaum so dick sind, als einer von der ersten Gattung... Man kann ihnen beynahe alles lehren, was man will." Walther Schouten o) sagt: „die Affen, die die Indianer Orang-outangs nennen, sind beynahe von der nämlichen Gestalt, und der nämlichen Größe wie die Menschen, sie sind aber auf dem Rücken und in den Seiten ganz rauh von Haaren, vorne am Leibe aber sind sie kahl: die Weibchen haben zwo dicke Brüste; alle haben ein wildes Ansehen, eine platte eingedrükte Nase, Ohren wie die Menschen: sie sind stark, hurtig, beherzt, vertheidigen sich gegen bewafnete Menschen, haben viel Leidenschaft für die Weiber, die sich daher nicht in die Wälder wagen dürfen, wo sie, eh' sie sichs versehen, von diesen Affen angegriffen und genothzüchtigt werden." Dampier, Frazer, und andere Reisebeschreiber versichern, daß sie kleine Mädchen von acht oder zehn Jahren wegnehmen, daß sie sie oben auf die Bäume tragen, und daß es tausend Mühe kostet, sie ihnen zu entreißen. Wir können allen diesen Zeugnissen noch das Zeugniß des Herrn de la Brosse beyfügen, der 1730 seine Reise nach der Küste von Angola geschrieben hat, wovon man uns einen Auszug mitgetheilt: dieser Reisende versichert: „daß die Orang-outangs, die er Quimpezes nennt, sich viele Mühe geben, die Negerinnen zu überraschen; daß sie dieselben bey

 sich

o) *Voyage de Gauthier Schoutten, Amsterdam* 1707, 12.

sich behalten, um ihrer zu genießen, daß sie sie sehr gut füttern; ich habe, sagt er, zu Lowando eine Negerin gekannt, die drey Jahr mit diesen Thieren gelebt hatte: sie werden sechs bis sieben Fuß hoch, haben eine ungewöhnliche Stärke, wohnen in Hütten, und vertheidigen sich mit Stöcken: sie haben ein plattes Gesicht, eine stumpfe eingedrückte Nase, platte kahle Ohren, und etwas hellere Haut als die Mulatten: langes dünngesäetes Haar an verschiedenen Theilen des Körpers, einen starkgespannten Bauch, platte, nach hinten ohngefähr einen halben Zoll hervorragende Fersen: sie gehen auf ihren beyden Füßen, auf allen vieren wenn es ihnen beliebt; wir kauften zween Junge, ein Männchen von vierzehn Monaten, und ein Weibchen, das erst zwölf Monate alt war ꝛc." *)

Dies

*) Leguat beschreibt einen weiblichen Affen, welchen er oft in Java auf einer Bastion gesehen habe. Er sey groß gewesen und oft sehr grad auf den Hinter=Füßeu gegangen, habe dann mit einer der Hände, welche oben und unten nackt gewesen, die Schaam=Theile bedeckt. Im Gesichte waren keine andere Haare als die Augenbraunen, und es glich ziemlich dem Gesichte der Hottentottenweiber am Kap. Es machte sich sein Bett u. d. gl. mehr, welches Leguat nicht so sonderbar fand, da das Thier abgerichtet und nach Europa bestimmt war. Es starb dieses Thier auf einem Schiffe auf der Höhe des Vorgebürges der guten Hoffnung. Einige behaupteten, es sey eine besondere Art, welche blos auf der Insel Java gefunden würde. Die mehrsten aber glaubten, es sey von einem Affen und einem Weibe erzeugt. Leguat glaubt, daß solcher Fall wohl möglich sey. *Leguat Voyage, Tom.* II. *p.* 95—97.

Die

Dies ist das bestimmteste und gewisseste, was wir wegen des großen Orang-outang aufgefunden haben; Und weil die Größe das einzige in die Augen fallende Kennzeichen ist, wodurch er sich vom Jocko unterscheidet, so bleibe ich bey der Meinung, daß beyde zu einer Gattung gehören, denn hier giebt es zwo Möglichkeiten: die erste, der Jocko muß eine beständige Abart seyn, das heißt, eine viel kleinere Race als der Pongo: (beyde leben wirklich in einerley Klima, leben auf einerley Art, müßten sich folglich in allem gleichen, weil sie grade einerley Veränderungen unterworfen sind, Einfluß des Bodens und der Witterung ist einerley: aber

Die Abbildung bey Leguat ist sehr schlecht. Das Haupthaar hängt fast wie bey dem Menschen auf die Schultern. Der Daum an den Hinterfüßen ist kurz, steht von den übrigen Zehen entfernt wie bey andern Affen und es ist ein breiter Nagel darauf abgebildet.

Der weibliche Chimpanze aus Angola, welchen Hr. Hower 1738 nach London brachte und von Scotino in Kupfer gestochen (und in den Nov. Act. Erud. Lips. 1739 nachgestochen ist), war zwey Fuß und vier Zoll hoch, wenn er aufgerichtet ging. Dabey wird erzählt, daß die erwachsene Männchen Weiber zu nothzüchtigen suchten und selbst bewaffnete Männer zum Kampfe herausfoderten; welches auch die Mutter von diesem jungen Thiere, welche fünf Fuß hoch gewesen, gethan hätte, und wenn ein Mohr sie nicht mit einem Pfeil erschossen, kaum dieses junge Thier würde bekommen haben. Das Junge wird ein und zwanzig Monathe alt angegeben. Die Zehe an Händen und Füßen lassen ziemlich Affenartig, aber die Arme, Lenden und Beine scheinen zu fleischig vorgestellet zu seyn. Der dicke Bauch ist wohl die Folge einer Krankheit.

G.

haben wir nicht im menschlichen Geschlecht ein Beyspiel von ähnlicher Verschiedenheit? Der Lappe und der Finnländer, unter einerley Himmelsstrich zu Hause, weichen in der Größe fast eben so sehr von einander ab, noch mehr in andern Eigenschaften, als der Jocko oder kleine Orang=outang vom großen.) Die zweyte Möglichkeit ist, daß der Jocko oder kleine Orang=outang, den wir lebendig gesehen haben, jener des Tulpius, des Tyson und alle die man nach Europa gebracht hat, vielleicht ganz junge Thiere waren, die ihren Wachsthum erst zum Theil verrichtet hatten. Der, den ich gesehen habe, war beynahe zwey und einen halben Fuß hoch, Herr Nonfoux, dem er gehörte, versicherte mich, er wäre noch nicht zwey Jahr. Er hätte also, wenn man annimmt, daß er in eben dem Verhältniß wie der Mensch wächst, bey längerem Leben wohl fünf Fuß und darüber groß werden können. Tysons Orang=outang war noch jünger, denn er war ohngefehr nur zwey Fuß hoch, und seine Zähne waren noch nicht völlig ausgebildet. Der, den Tulpius beschreibt, hatte ohngefähr die Größe von dem, den ich gesehen habe, das nemliche kann ich von demjenigen sagen, der in Herrn Edwards Nachlesen in Kupfer gestochen ist: es ist also sehr wahrscheinlich, daß diese jungen Thiere mit der Zeit zu einer beträchtlichen Größe gelangt wären, und daß sie in der Freyheit, und in ihrem Klima eben so hoch geworden wären, eben die Ausdehnung erlangt hätten, die die Reisenden ihrem größern Orang=outang beylegen.[3]) Wir betrachten also diese

3) Wir werden im Anhange lesen, wie Herr Vosmar es wahrscheinlich macht, daß diese Thiere niemals so

diese beyden Thiere nun nicht mehr als unter sich unterschieden, sondern als eine und dieselbe Gattung, und erwarten indessen, daß bestimmtere Nachrichten diese uns gegründet scheinende Meinung umstoßen oder bestätigen.

Der Orang-outang, den ich gesehen habe, gieng beständig auf zween Füßen aufrecht, dies that er auch alsdenn, wenn er schwere Sachen trug; seine Miene war finster, sein Gang ernsthaft: seine Bewegungen waren abgemessen, sein Naturel sanft und ganz von dem Naturel der Affen verschieden. Er war weder so ungeduldig als der Magot, noch so boshaft als der Babouin, noch so ausgelassen wie die Guenons, er hatte, wie es hieß, Unterricht und Erziehung gehabt, aber das hatten die übrigen auch, die ich eben anführe und ihm vergleiche. Ein Zeichen ein Wort reichte hin, um unsern Orang-outang geschäftig zu machen, der Babouin brauchte den Stock, und alle übrige die Peitsche, weil sie nicht gern anders als mit Hülfe vieler Prügel gehorchten. Ich habe gesehen, daß dies Thier die Hand aufhob, um die Fremden, die es zu besehen gekommen waren, zu bewillkommen, daß es mit ihnen als seiner Gesellschaft gravitätisch

so groß werden. Er handelt aber eigentlich von dem Jocko; Wenn aber der große Pongo in der Welt ist, so lebt er nur in dem heißesten Theile von Afrika und nicht in Ostindien, und macht wahrscheinlich eine besondere Art aus. Des Tulpius seiner kam aus Angola. Die Herren Zimmerman, Blumenbach, Gmelin u. a. stellen ihn auch als eine besondere Art auf.

O.

vitätisch auf und ab spazierte, ich habe gesehen, wie es sich zu Tisch setzte, wie es die Serviette auseinander schlug, wie es sich den Mund troknete, wie es Löffel und Gabel nahm, um die Speisen damit in den Mund zu bringen, ich habe gesehen wie es sein Getränk sich selbst in ein Glas einschenkte, wie es anstieß, wenn man es dazu aufforderte, wie es hingieng, eine Tasse und einen Präsentirteller holte, diese Dinge auf den Tisch setzte, Zucker hinein that, Thee aufgoß, ihn kalt werden ließ, um ihn nachher zu trinken, und dies alles ohne irgend eine andere Aufforderung als das Jawort oder Zeichen seines Herrn, und oft that er dies von selbst. Er that Niemanden Leides, näherte sich sogar mit einer Art von Ehrerbietung, und kam zu einem, als wenn es bitten wollte, man möchte es doch liebkosen: es liebte Näschereyen in sehr hohem Grade, man gab sie ihm überall; weil es aber einen beständigen Husten, und eine rohe Brust hatte, so hat die Menge überzuckerter Sachen gewiß zu seinem früheren Tode die Gelegenheit gegeben. Es lebte in Paris nur einen Sommer, und starb den folgenden Winter in London. Es aß fast alles, zog aber reife und trockne Früchte allen andern Nahrungsmitteln vor. Es trank Wein, aber sehr wenig, und ließ ihn gerne stehen, wenn man ihm Milch, Thee oder andere mildere Flüssigkeiten gab. Tulpius, p) der eine gute Beschreibung und Abbildung

p) Erat hic satyrus quadrupes, sed ab humana specie, quam prae se fert vocatur Indis *Ourang-outang*, Homo silvestris: uti Africanis *Quojasmorrou*: exprimens longitudine puerum trimum, ut crassitie sexen-

dung von einem dieser Thiere, das dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien lebendig überreicht worden war, geliefert hat, erzählt fast das nemliche von ihm, was wir selbst gesehen, und hier eben wieder erzählt haben: will man aber wissen, was diesem Thier eigenthümlich gehörte, um es von demjenigen zu unterscheiden, was das Thier von seinem Herrn empfangen hatte, will man seine Natur von seiner Erziehung absondern, (die bey ihm in der That fremder Zusatz war, weil er, anstatt sie von seinen Vätern und Müttern zu erhalten, sie von

sexennem, corpore erat nec obeso nec gracili, sed quadrato habilissimo tamen et pernicissimo. Artubus vero tam strictis et musculis adeo vastis, ut quidvis et auderet et posset. Anterius undique glaber et pone hirsutus et crinibus nigris obsitus. Facies mentiebatur hominem, sed nares simae et aduncae rugosam et edentulam anum. Aures vero nil discrepant ab humana forma uti neque pectus ornatum utrimque mamma praetumida (erat enim sexus foeminini). Venter habebat umbilicum profundioram, et artus, cum superiores tum inferiores, tam exactam cum homine similitudinem, ut vix ovum ovo videris similius, Nec cubito defuit debita commissura, nec manibus digitorum ordo, nedum pollici figura humana vel cruribus surae vel pedi calcis fulcrum. Quae concinna ac decens membrorum forma in caussa fuit, quod multoties incederet erectus, neque attolleret minus gravate, quam transferret facile qualecunque gravissimi oneris pondus. Bibiturus prehendebat canthari ansam manu altera, alteram vero vasis fundo supponens; abstergebat deinde madorem labiis relictum. — Eandem dexteritatem observabat, cubitum iturus, inclinans caput in pulvinar et corpus stragulis convenienter operiens, &c. *Tulpii Observ. Medicae, lib.* III. *cap.* LVI.

von den Menschen erhalten hatte,) so muß man diese Dinge, wovon wir Zeuge gewesen sind, mit denjenigen vergleichen, die uns die Reisebeschreiber angeben, die diese Thiere im Stande der Natur, in der Freyheit und in der Gefangenschaft gesehen haben. Herr de la Brosse, der von einem Neger zwey Junge einjährige Orang = outangs gekauft hatte, sag nicht ob der Neger sie erzogen habe, er scheint hingegen zu behaupten, daß sie die Dinge größtentheils von selbst verrichtet haben, wovon wir oben erzählen. „Diese Thiere, sagt er, haben den Instinkt, sich wie Menschen zu Tisch zu setzen, sie essen alles ohne Unterschied, sie brauchen Messer, Löffel und Gabel, schneiden und essen alles, was man ihnen auf den Teller vorlegt: sie trinken Wein und andere Liqueurs: wir brachten sie an Bord, sobald sie bey Tische saßen, ließen sie sich gegen die Schifsjungen hören, wenn ihnen was fehlte: zuweilen, wenn diese Kinder ihnen nicht geben wollten, was sie verlangten, so wurden sie böse, packten sie beym Arm, bissen und warfen sie vor sich nieder..... Das Männchen wurde krank, wie wir auf der Rhede lagen, es ließ sich aufwarten wie ein erwachsener Mensch: man ließ es sogar zweymal am rechten Arm zur Ader; so oft es sich nach der Zeit übel befand, zeigte es seinen Arm, und wollte zur Ader gelassen seyn, nicht anders als wenn es gewußt hätte, daß ihm dies wohl that.“

Heinrich Große q) sagt: es gebe im nördlichen Coromandel in den Holzungen, die zu den Kam=

q) Voyage aux Indes orientales par *Henri Grosse*, traduit de l'Anglois. Londres 1758. p. 329. seqq.

Kammergütern des Raja von Carnate gehören, welche von diesen Thieren; man hätte dem Herrn Horn, Gouverneur von Bombay, mit zween von ihnen, einem Männchen und einem Weibchen, ein Geschenk gemacht, die kaum zwey Fuß hoch, aber völlig menschlich gebildet waren: sie giengen auf zween Füßen aufrecht, wären weißgelb von Farbe, und hätten keine Kopf= oder sonstige Haare, außer an solchen Stellen, wo wir sie ebenfalls haben: ihre Handlungen sähen größtentheils menschlichen Handlungen sehr ähnlich, und ihre Schwermuth gab hinlänglich zu erkennen, wie sehr sie ihre Gefangenschaft fühlten; sie machten ihr Bett sehr ordentlich in dem Käficht, wohinein man sie auf dem Schiffe gesteckt hätte; wenn man sie ansähe, so bedeckten sie mit der Hand, was die Sittsamkeit zu zeigen verbietet. Das Weibchen, setzt er hinzu, starb auf dem Schiffe an einer Krankheit, das Männchen gab alle Zeichen des Schmerzes von sich, und nahm den Tod seiner Gefährtin so sehr zu Herzen, daß es nicht mehr essen wollte, und dieselbe nicht länger als zween Tage überlebte.

Franz Pyrand r) erzählt: „es finde sich in der Provinz Sierra liona, eine Art Thiere, die **Barris** heißen, die dick und stark von Gliedern, und so arbeitsam seyn sollen, daß man sie, wenn man sie sich auferzieht und zulernt, wie einen Bedienten zur Aufwartung brauchen kann: sie gehen gewöhnlich nur allein auf den beyden Hinterpfoten, zer=

stoßen

r) *Voyage de François Pyrard de Laval.* Paris 1619. Tome II. p. 331.

stoßen allerhand was man ihnen in einem Mörsel zu stoßen giebt; gehen und holen in einem kleinen Kruge Wasser aus dem Fluß, den Krug tragen sie so voll wie er ist auf dem Kopfe, wenn sie aber bald an die Hausthüre sind, und man nimmt ihnen ihren Krug nicht sogleich ab, so lassen sie ihn fallen; sehen sie denn daß der Krug umgestoßen und zerbrochen ist, so fangen sie an zu heulen und zu schreyen." Der Vater du Jaric, den Nieremberg s) anführt, sagt fast das nemliche, und mit denselben Worten. Schoutens t) Zeugniß stimmt mit dem Pyr[illegible]schen in Ansehung dieser Thiere überein: „man fängt sie, sagt er, in Schlingen, man macht sie zahm, lehrt sie auf den Hinterfüßen gehen, und sich der Vorderfüße, die fast wie Hände gestaltet sind, zu allerhand Verrichtungen bedienen, sie verrichten sogar häusliche Arbeiten, spülen Gläser, reichen zu trinken, drehen den Bratspies rc." „Ich habe zu Java, sagt le Guat, u) einen ganz besondern Affen gesehen: es war ein Weibchen; war groß von Wuchs, und gieng oft sehr grade auf seinen beyden Hinterfüßen, es pflegte alsdenn diejenige Gegend des Körpers, die das Geschlecht unterscheidet, mit einer Hand zu bedecken; sein Gesicht hatte weiter keine Haare als die Augenbraunen, und war überhaupt den grotesken Gesichtern der hottentottischen Weiber, die ich am Kap gesehen, sehr ähnlich: es machte alle Tage sehr

s) Euf. Nieremberg. *Hist. nat. Peregr.* lib. IX. Cap. XLV.

t) Voyage de Gauthier Schouten aux Indes orientales. Amsterd. 1707.

u) Voyage de Franc. le Guat. Tome II. p. 96. 97.

sehr ordentlich sein Bette, legte sich hinein, mit dem Kopf auf ein Küssen, und deckte sich mit einer Decke zu. — — Wenn es Kopfschmerz hatte, so band es ein Schnupftuch um: es war ein Vergnügen, das Thier in diesem Aufsatz im Bette liegen sehen. Ich könnte noch verschiedene Kleinigkeiten von ihm erzählen, die vielleicht sehr sonderbar scheinen würden, ich muß aber gestehen, daß ich sie nicht so sehr bewundern konnte, als der große Haufe, weil ich wußte, daß man dies Thier nach Europa bringen wollte, um es dort sehen zu lassen, und weil ich daher große Lust hatte zu glauben, man habe ihm diese Possen größtentheils nur beygebracht, von denen der Pöbel glaubte, daß sie ihm natürlich wären; doch war dies nur Vermuthung. Es starb auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung, auf einem Schiffe, worauf ich mich befand: gewiß ist es, daß die Gestalt dieses Affen der menschlichen sehr nahe kam ꝛc.“ Gemelli Carreri sagt, er habe eins gesehen, das wie ein Kind wehklagte, das auf den Hinterfüßen gieng, und seine Matte unterm Arm hatte, worauf er sich schlafen legte. Diese Affen, setzt er hinzu, scheinen in einem gewissen Verstande mehr Klugheit zu besitzen als die Menschen: denn wenn sie auf den Bergen keine Früchte mehr finden, so gehen sie ans Meerufer, und fangen sich Krabben, Austern und dergleichen. Es giebt eine Art Austern, die man **Taclovo** nennt, sie wiegen mehrere Pfunde, und liegen häufig offen am Ufer. Der Affe, der Appetit hat davon zu kosten, aber fürchtet, sie möchten ihm die Pfote festhalten, indem sie sich zusammenschließen, wirft einen Stein in die Schale, und verhindert dadurch, daß sie sich zusammenthut, nachher verzehrt

er die Auster ohne weitere Besorgniß. „An den Küsten des Flusses Gambio, sagt Froger, x) sind die Affen größer und boshafter als in irgend einer andern Gegend von Afrika: Die Neger fürchten sich vor ihnen, und dürfen nicht allein auf freyen Felde gehen, sie laufen Gefahr von diesen Thieren angegriffen zu werden, die ihnen einen Stock hinhalten, und sie nöthigen, sich zu schlagen. — — Man hat sie oft Kinder von sieben bis acht Jahren auf die Bäume tragen gesehen, die man ihnen nur mit unglaublicher Mühe entreißen konnte: die mehrsten Neger halten diese Affen für eine fremde Nation, die gekommen ist, sich in ihrem Lande nieder zu lassen, und die deswegen nicht redet, weil sie besorgt, man möchte sie alsdenn zur Arbeit anhalten.

Man würde in Macacar, sagt ein andrer Reisebeschreiber, y) die große Menge Affen gerne entbehren, denn es ist oft gefährlich, sie anzutreffen: man muß gut bewafnet seyn, um sich gegen sie vertheidigen zu können. — — Sie haben keinen Schwanz, und gehen beständig grade wie die Menschen, sie gehen beständig nur auf den Hinterfüßen.“

Dies ist wenigstens beynahe alles, was die am wenigsten leichtgläubigen und wahrhaftesten Reisebeschreiber uns von diesem Thier sagen: ich habe geglaubt, die Stellen ihrer Beschreibungen ganz

x) Relation du Voyage de Gennes par Froger, pag. 42. 43.

y) Description historique du royaume de Macacar, Paris 1688. p. 51.

ganz anführen zu müssen, weil in der Geschichte eines dem Menschen so ähnlichen Thiers alles wichtig scheinen kann: und damit man von seiner Natur noch mit mehrerer Einsicht urtheilen könne, wollen wir auch noch alle Unterschiede angeben, die diese Thiergattung von der Menschengattung trennen, und alle Aehnlichkeiten, die sie ihr nähern. Er unterscheidet sich äußerlich vom Menschen durch die Nase, die nicht hervorstehend ist, durch die Stirne, die zu kurz ist, durch das Kinn, das mit dem Obertheil der Schulter in grader Linie steht: er hat nach Verhältniß zu große Ohren, die Augen stehen zu dicht neben einander, der Abstand der Nase von dem Munde ist zu groß: dies ist alles, wodurch sich das Gesicht des Orang=outangs vom Gesicht des Menschen unterscheidet. Der Körper und die Glieder unterscheiden sich darinn, daß die Oberschenkel nach Verhältniß zu kurz, die Arme zu lang, die Daumen zu klein, die hohle Hand zu lang und zu schmal, die Füße mehr wie Hände als wie Menschenfüße gebildet sind; die Zeugungstheile des Männchens unterscheiden sich nur darinn von den Zeugungstheilen eines Menschen, daß bey jenem sich kein Band an der Vorhaut befindet; die Zeugungstheile des Weibchens sind äußerlich den weiblichen Zeugungstheilen sehr ähnlich.

Innerlich unterscheidet sich diese Gattung von der Menschengattung durch die Anzahl der Ribben: der Mensch hat ihrer nur zwölfe, der Orang=outang hat dreyzehn; bey ihm sind die Halswirbel kürzer, die Beckenknochen enger, die Hüften platter, die Augenhöhlen tiefer: an dem ersten Wirbelknochen des Halses befindet sich kein stachelichter Fortsatz,

die Nieren sind runder wie beym Menschen, die Harngänge haben eine andre Gestalt, eben so wie die Blase und die Gallenblase, die enger sind und länger wie beym Menschen. Alle übrige sowohl innere als äußere Theile des Kopfs, des Körpers und der Glieder sind denen des Menschen so vollkommen ähnlich, daß man sie nicht ohne Bewunderung vergleichen kann, man muß erstaunen, daß von einer so gleichen Bildung, von einer sich so ganz ähnlichen Organisation nicht auch die nemlichen Wirkungen hervorgebracht werden. Es sind z. B. die Zunge und alle Werkzeuge der Stimme eben so beschaffen wie beym Menschen, [4]) und gleichwol redet der Orang-outang nicht, das Gehirn hat durchaus dieselbe Gestalt und Verhältniß, und dennoch denkt er nicht — kann es einen evidentern Beweis geben, daß die Materie allein, obgleich vollkommen organisirt, weder den Gedanken noch das Wort, das Zeichen des Gedankens hervorbringen kann, wenn sie nicht von einer höhern Kraft beseelt wird? Der Mensch und der Orang-outang sind die einzigen Geschöpfe, die ein Gesäß und Waden haben, die also zum Aufrechtgehen gemacht sind, sie sind die einzigen, die eine breite

4) Dieses leugnet Camper, so wie überhaupt in neueren Zeiten viele auffallende Unterschiede in dem Baue des Urangutangs oder des Jocko und des Menschen bemerkt sind. Man vergleiche besonders *Per. Camper* Kort beright wegens de ontleding van verscheidene Orang Outangs 1778. Naturkundige Verhandelingen over den Orang Outang 1782. 4. Josephi Anatomie der Säugthiere. I. Zimmerman geogr. Zool. II. p. 171. u. s. w.

breite Brust, platte Schultern und gleichförmig gebildete Rückwirbel haben, die einzigen deren Gehirn, Herz, Lunge, Leber, Milz, Gekrösdrüse, Magen und Gedärme völlig einander gleich sind, die einzigen, die einen wurmförmigen Fortsatz am Blinddarme haben; kurz, der Orang-outang gleicht dem Menschen mehr als jedem andern Thier, selbst mehr als den Babouins und Guenons, und dieses nicht nur in allen Stücken, die ich eben angezeigt habe, sondern noch in der Breite des Gesichts, in der Gestalt der Hirnschale, der Kinnbacken, der Zähne, der übrigen Knochen des Kopfs und des Gesichts, in der Dicke der Finger und des Daumens, in der Gestalt der Nägel, in der Anzahl der Lenden- und Heiligbeinwirbel, in der Anzahl der Steißbeinknochen, in der Gleichförmigkeit der Vergliederungen, in der Größe und Gestalt der Kniescheibe, des Brustbeins ꝛc. so daß, wenn man dieses Thier mit den ihm am mehrsten ähnlichen, wie mit dem Magot, dem Babouin, dem Guenon vergleicht, man noch mehr Uebereinstimmendes mit dem Menschen, als mit diesen Thieren bey ihm findet, deren Gattungen gleichwol den seinigen so nahe zu kommen scheinen, daß man sie alle unter dem gemeinschaftlichen Namen Affe begriffen hat: auch sind die Indianer zu entschuldigen, die dies Thier vermittelst der Benennung **Orang-outang**, wilder Mensch, der menschlichen Gattung beygezählt haben, weil es dem Menschen in Betrachtung des Körpers ähnlicher ist, als den Affen oder irgend einem andern Thier. Da es möglich ist, daß einige von uns eben angegebne Fakta denjenigen, die dies Thier niemals gesehen haben, verdächtig scheinen könnten, so glaubten wir sie durch das Anse-

hen zweener berühmter Anatomiker Tysons z) und Cowpers unterstützen zu müssen. Beyde haben den

z) Der Orang-outang gleicht mehr dem Menschen, als den Affen und Guenons darin: 1 daß die Haare auf den Schultern niederwärts und die auf den Armen aufwärts gewachsen sind; 2. im Gesicht, welches dem menschlichen Gesicht ähnlicher ist, indem es breiter und platter als der Affen ihres ist; 3 in der Gestalt des Ohres, welches mehr dem menschlichen Ohre gleicht, ausser daß der knorplichte Theil dünne ist, wie bey den Affen; 4 in der Gestalt der Finger, die verhältnißmäßig dicker sind, als der Affen ihre; 5 darin, daß er gänzlich dazu gebildet ist, aufrecht zu gehen, da im Gegentheil die Affen und Guenons hiezu keine Anlage haben; 6 daß das Gesäß bey ihm dicker ist, als bey allen übrigen Affen; 7. daß er Waden an den Beinen hat; 8 darin, daß die Brust und die Schultern breiter sind als der Affen ihre; 9. seine Ferse ist länger; 10. darin, daß er das Fetthäutchen hat, das wie beym Menschen unter der Haut liegt; 11. das Netz ist ganz, und nicht durchlöchert oder verlängert, wie es sich bey den Affen findet; 12. die Gedärme sind länger als der Affen ihre; 13. der Durchmesser des Darmkanals ist von verschiedener Größe, wie beym Menschen, und nicht durchgängig gleich groß oder doch beynahe gleich groß, wie bey den Affen; 14. darin, daß der Blinddarm einen wurmförmigen Anhang wie beym Menschen hat, anstatt daß dieser wurmförmige Anhang bey allen andern Affen fehlt, imgleichen darin, daß der Anfang des Grimmdarms nicht so länglicht ist, wie bey den Affen; 15. darin, daß die Einführung des Gallenganges und des Gekrösdrüsenganges sowohl beym Menschen als beym Orang-outang eine und dieselbe Mündung, bey den Guenons hingegen zwo verschiedene zween Zoll von einander abstehende Mündungen haben. 16. darin, daß der Grimm-Darm länger ist, als bey den Affen. 17. darin, daß

den Orang-outang mit gewissenhafter Genauigkeit anatomirt, und haben uns die Resultate der Ver-

daß die Leber nicht, wie bey den Affen, in Lappen getheilt, sondern ganz ist und aus einem Stück besteht, wie beym Menschen. 18. darin, daß die Gallengefäße eben so beschaffen sind, wie beym Menschen. 19. die Milz ist eben so beschaffen. 20. die Gekrösdrüse eben so. 21. die Anzahl der Lappen in der Lunge ist die nemliche. 22. das Herzfell sitzt wie beym Menschen am Zwerchfell fest, und nicht so wie bey den Affen oder Guenons. 23 das kegelförmige Ende des Herzens ist stumpfer als bey den Affen. 24. darin, daß er nicht wie die andern Affen und Guenons Backentaschen hat. 25. darin, daß sein Gehirn weit größer ist, als der Affen ihres, daß es in allen Stücken genau so wie des Menschen Gehirn gebildet ist. 26. die Hirnschale ist mehr zugerundet, und doppelt so groß als bey den Guenons. 27. Alle Näthe der Hirnschale gleichen den menschlichen; die Knochen ossa triquetra Wormiana genannt, befanden sich in der dreyeckigten Nath, dies ist anders bey den übrigen Affen und Guenons. 28. Er hat den siebförmigen Knochen und den Hahnenkamm, diesen haben die Guenons nicht. 29. der Sattel, sella equina, ist wie beym Menschen, hingegen bey den Affen und Guenons ist dieser Theil erhabner und ragt mehr hervor. 30. der Processus pterygoides ist wie beym Menschen, dieser Theil fehlt den Affen und Guenons. 31. die Schlafbeine und die ossa bregmatis sind wie beym Menschen; bey den Affen und Guenons haben diese Knochen eine andre Gestalt. 32. das Jochbein ist klein, bey den Affen und Guenons hingegen ist es groß. 33. die Zähne kommen in der Gestalt den menschlichen näher als den Zähnen der andern Affen, besonders die Hunds- und Backenzähne. 34. die queerlaufenden Fortsätze der Halswirbel, und der sechste und siebente Wirbel sind denen des Menschen ähnlicher, als denen der Affen und Guenons. 35. die Hals-

gleichungen mitgetheilt, die sie über die sämmtlichen Theile seines Körpers mit dem menschlichen Körper

Halswirbel sind nicht durchlöchert wie bey den Affen, so daß die Nerven durchgehen können, sie sind voll und ohne Löcher beym Orang=outang wie beym Menschen. 36. die Rückwirbel und ihre Fortsätze sind wie beym Menschen, in den Wirbeln des Untertheils sind nur zween untere Fortsätze, anstatt daß die Affen ihret vier haben 37. Er hat nur fünf Lendenwirbel wie der Mensch, anstatt der sechs oder sieben, die die Guenons haben. 38. die stachlichten Fortsätze der Lendenwirbel sind grade wie beym Menschen. 39 das Heiligbein besteht aus fünf Wirbeln wie beym Menschen, hingegen bey Affen und Guenons besteht es nur aus dreyen. 40. das Schloßbein hat nur vier Knochen, wie beym Menschen, und diese Knochen sind nicht durchlöchert; hingegen bey den Affen und Guenons besteht das Schloßbein aus weit mehreren Knochen, die durchlöchert sind. 41. der Orang=outang hat nur sieben wahre Rippen (costas veras) und die Enden der falschen Rippen (nothae) sind knorplicht, und die Rippen sind mit den Wirbeln vergliedert; in den Affen und Guenons hingegen sind acht wahre Rippen, die Enden der falschen sind knochenartig, und ihre Vergliederung geschieht in dem Raum zwischen den Wirbeln. 42 das Brustbein des Orang=outang ist breit wie beym Menschen, und nicht schmal wie bey den Guenons. 43. die Knochen der vier Finger sind dicker als bey den Affen, 44. der Knochen des Oberschenkels ist sowohl in der Vergliederung als in allen übrigen Stücken demjenigen des Menschen ähnlich 45. die Kniescheibe ist rund nicht lang, einfach und nicht doppelt wie bey den Affen. 46. die Ferse, die Fußwurzel und der Mittelfuß des Orang=outang ist wie beym Menschen. 47. die mittelste Fußzehe ist nicht so lang als bey den Affen. 48. die Muskeln obliquus inferior capitis, pyriformis et biceps femoris sind im Orang=outang

Körper angestellt haben. Ich glaubte, diesen ganzen Abschnitt ihrer Werke aus dem Englischen über-

N 4 setzen

outang und im Menschen einander ähnlich, hingegen bey den Affen und Guenons sind sie von einander verschieden, ꝛc.

Der Orang-outang unterscheidet sich mehr vom Menschen, als von den Affen und Guenons, darin: 1. daß der Daumen nach Verhältniß kleiner ist als beym Menschen, ob er gleich dicker ist als bey den übrigen Affen. 2. darin, daß die hohle Hand länger und schmäler ist als beym Menschen. 3. Er unterscheidet sich vom Menschen und nähert sich den Affen in der Länge der Fußzehen. 4. Er unterscheidet sich vom Menschen darin, daß der große Fußzehe bey ihm beynahe wie ein Daum absteht, so daß er mehr vierhändig ist, wie die andern Affen, als vierfüßig. 5. darin, daß seine Oberschenkel kürzer sind als beym Menschen. 6. die Arme sind länger. 7. darin, daß der Hodensack nicht herabhängt. 8. das Netz ist weiter als beym Menschen. 9. die Gallenblase ist länger und enger. 10. die Nieren sind runder wie beym Menschen, und die Harngänge anders gestaltet. 11. die Blase ist länger. 12. darin, daß er kein Band an der Vorhaut hat. 13. die Knochen der Augenhöhlen liegen zu tief. 14. Er hat nicht, wie der Mensch, die zwo Höhlen über dem türkischen Sattel (sella Turcica). 15. darin, daß der processus mastoides et stiloides sehr klein und kaum zu bemerken sind. 16. darin, daß die Nasenknochen platt sind. 17. Er unterscheidet sich vom Menschen darin, daß die Halswirbel kurz, vorne platt und nicht rund sind, wie bey den Affen, und daß ihre stachelichten Fortsätze nicht gabelförmig sind, wie beym Menschen. 18. darin, daß er keinen stachelichten Fortsatz am ersten Halswirbel hat. 19. Er unterscheidet sich vom Menschen darin, daß er an jeder Seite dreyzehn Rippen, und der Mensch ihrer nur zwölfe hat. 20. Weil

setzen und ihn hier beyfügen zu müssen, damit ein jeder von der fast vollkommnen Aehnlichkeit, die dieses Thier mit dem Menschen hat, noch besser urtheilen könnte. Zum bessern Verständniß dieser Note bemerke ich bloß, daß die Engländer nicht auf einen Namen eingeschränkt sind, wenn sie einen Affen bezeichnen wollen, sie haben wie die Griechen zwo verschiedene Namen, einen für die ungeschwänz=

Weil die Darmbeine denjenigen der Affen völlig ähnlich sind, indem sie länger, schmäler und flächer als beym Menschen sind. 21. Er unterscheidet sich vom Menschen darin, daß folgende Muskeln des menschlichen Körpers dem Körper des Orang=outangs fehlen; nemlich die occipitales, frontales, dilatatores alarum nasi seu elevatores labii superioris, interspinales colli, glutaei minimi, extensor digitorum pedis brevis et transversalis pedis. 22. Die Muskeln, die sich nicht im Orang=outang zu finden scheinen, und die sich zuweilen beym Menschen finden, sind die Pyramidales, caro musculosa quadrata, die lange Flechse und der fleischigte Körper des musculi palmaris, die Muskeln attollens et retrahens auriculam. 23. Die Musculi elevatores clavicularum sind beym Orang=outang wie bey den Affen, aber nicht wie beym Menschen. 24. Die Muskeln, wodurch der Orang=outang dem Affen gleicht, und vom Menschen sich unterscheidet, sind folgende: longus colli, pectoralis, latissimus dorsi, glutaeus maximus et medius, Psoas magnus et paruus, iliacus internus et gusterocnemius internus 25. Endlich unterscheidet er sich vom Menschen in der Gestalt der Muskeln, deltoides, pronator radii teres et extensor pollicis brevis. *Anatomie de l'Orang-outang par Tyson. Londres 1699. 4.*

schwänzten a) Affen, die sie ape nennen, und einen für die geschwänzten die sie monkie nennen. Ich habe das Wort monkie immer durch guenon und das Wort ape durch singe übersetzt; die Affen die Tyson durch ape bezeichnet, können keine andre seyn, als diejenigen, die wir Pithekos und Magot genannt haben. Es hat sogar völlig das Ansehen, als wenn man die Namen ape oder singe in Tysons Vergleichung bloß auf den einzigen Magot anwenden dürfte. Noch muß ich bemerken, daß dieser Schriftsteller einige Kennzeichen der Aehnlichkeit und der Verschiedenheit angiebt, die nicht hinlänglich gegründet sind: ich glaubte hierüber einige Anmerkungen machen zu müssen. Man wird vielleicht die umständlichere Untersuchung hievon sehr lang finden, mir deucht aber, daß man ein Geschöpf nicht genau genug untersuchen kann, das unter menschlicher Gestalt dennoch nicht mehr und nicht weniger ist, als ein Thier.

1. Tyson giebt als ein besonderes Kennzeichen des Menschen und des Orang-outang an, daß die Haare an den Schultern nach unten, und an den Armen nach oben zu gewachsen sind; es ist wahr, daß bey den mehrsten vierfüßigen Thieren das Haar an allen Theilen des Körpers entweder abwärts oder rückwärts gewachsen ist, aber dies leidet eine Ausnahme. Beym Faulthier, beym Ameisenfres-

 ser

a) Simiae dividuntur in cauda carentes, quae simiae simpliciter dicuntur, et caudatas, quae cercopitheci appellantur: quae prioris generis sunt anglice *Apes* dicuntur, quae posterioris *monkeys*. *Ray* Synops. quadrup. p. 149.

ser ist das Haar an den Vordertheilen des Körpers rückwärts, am Kreuz und in den Seiten vorwärts gewachsen, dies Kennzeichen ist also, wenn man dies Thier mit dem Menschen vergleichen will, nicht von großem Belang.

2. Eben so habe ich in meiner Uebersetzung die vier ersten Unterscheidungsmerkmale weggelassen, die, als die ersten betrachtet, zu sehr obenhin und ohne hinlänglichen Grund angegeben sind: das erste war der Unterschied in der Größe; dies Kennzeichen ist sehr ungewiß und völlig willkührlich, weil der Verfasser selbst sagt, sein Thier sey noch sehr jung gewesen, das zweyte dritte und vierte betrafen nur die Bildung der Nase, die Anzahl der Haare, und andere noch kleinere Verhältnisse. Eben dies gilt auch von vielen andern, die ich weggelassen, z. B. vom ein und zwanzigsten Kennzeichen, das von der Anzahl der Zähne entlehnt war; es ist gewiß daß dies Thier und der Mensch gleichviel Zähne haben, und daß, wenn sein Thier, wie der Verfasser sagt, nur acht und zwanzig Zähne hatte, dies daher rührte, weil es noch sehr jung war. Man weiß, daß der Mensch in seiner Jugend ihrer nicht mehrere hat.

3. Das eilfte Unterscheidungsmerkmal des Verfassers ist ebenfalls sehr zweydeutig: bey Kindern steht der Hodenbeutel sehr empor, da sein Thier sehr jung war, so war es nicht nöthig, daß er herabhieng.

4. Das acht und vierzigste Merkmal der Aehnlichkeit und das dreyßigste, ein und dreyßigste, zwey und

und dreyßigste, drey und dreyßigste, und vier und dreyßigste Merkmal der Verschiedenheit giebt nur das Daseyn oder die Gestalt gewisser Muskeln an, die größtentheils bey einem Individuum der Menschengattung anders gestaltet sind, als bey dem andern, und kann daher nicht als wesentliches Merkmal angesehen werden.

5. Alle Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, die von gar zu kleinen Theilen hergenommen sind, als von den Fortsätzen der Wirbel, oder von der Lage gewisser Theile, von ihrer Größe, von ihrer Dicke, können ebenfalls nur als zufällige Merkmale angesehen werden, so daß das ganze weitläuftige Tysonsche Verzeichniß sich auf die von uns angegebenen wesentlichen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten einschränken läßt.

6. Ich glaube noch auf einige mehr allgemeine Merkmale bestehen zu müssen, deren einige von Tyson aus der Acht gelassen, andre unrichtig angegeben sind. 1. Der Orang-outang ist unter allen Affen der einzige, der keine Backentaschen hat; alle Guenons, alle Babouins und selbst der Magot und der Gibbon haben diese Backentaschen, worin sie ihren Fraß, ehe sie ihn niederschlucken, aufbewahren können: beym Orang-outang ist dieser innwendige Theil des Mundes wie beym Menschen gebildet. 2. Der Gibbon, der Magot, alle Babouins, alle Guenons, den Douc ausgenommen, haben ein plattes Gesäß, und haben Schwielen an diesen Theilen, der Orang-outang ist wieder der einzige der ein aufgeschwollenes Gesäß und keine Gesäßschwielen hat; der Douc hat es auch ohne

ohne Gesäßschwielen, bey ihm aber sind sie haarig und platt, und der Douc macht in dieser Rücksicht die Nüance zwischen dem Orang=outang und den Guenons, so wie der Gibbon und der Magot diese nemliche Nüance in Rücksicht der Backentaschen machen, und wie der Magot allein sie in Rücksicht der Hundszähne und der Verlängerung der Schnauze macht. 3. Der Orang=outang ist der einzige, der Waden oder Dickbeine, und ein fleischichtes Gesäß hat; dies Kennzeichen giebt zu erkennen, daß er unter allen am besten dazu gebildet ist, aufrecht zu gehen: weil aber seine Fußzehen sehr lang sind, und weil er mit der Ferse schwerer auf die Erde kömmt, als der Mensch, so kann er leichter laufen als gehen: er müßte künstliche Absätze haben, die höher wären als die Absätze an unsern Schuhen, wenn er mit Leichtigkeit, und eine längere Zeit gehen sollte. 4. Obgleich der Orang=outang dreyzehn Rippen und der Mensch ihrer nur zwölfe hat, so bringt ihn doch dieser Unterschied den Babouins und Guenons um nichts näher, so wenig als er ihn von dem Menschen trennt, weil die Anzahl der Rippen bey den mehrsten von diesen Gattungen ungleich ist, weil einige von diesen Thieren ihrer zwölfe, andere eilfe, zehn rc. haben, daher die einzigen wesentlichen Verschiedenheiten zwischen dem Körper dieses Thiers und dem menschlichen Körper, sich auf zween Unterschiede einschränken; dies ist die Bildung des Beckenknochen und die Bildung der Füße: dies sind die einzigen bemerkenswerthen Theile, wodurch der Orang=outang den übrigen Affen ähnlicher ist als dem Menschen.

Aus dieser mit möglichster Genauigkeit gemachten Darstellung sieht man, was man von die=

sem Thier zu halten habe. Gäbe es eine Stufenleiter, auf der man von der menschlichen Natur zur thierischen heruntersteigen könnte, bestünde das Wesen dieser Natur im Ganzen in der Bildung des Körpers, hienge es von seiner Organisation ab; so würde dieser Affe seine Stelle näher beym Menschen finden, als bey irgend einem andern Thier. Als der zweyte in der Rangordnung der Geschöpfe würde er, wenn er nicht als Befehlshaber herrschen könnte, wenigstens seine Ueberlegenheit den andern fühlen lassen, er würde sich anstrengen um keinem zu gehorchen. Wäre Nachahmung, die die Vernunft so treffend zu kopiren scheint, das wahre Zeichen der Vernunft, oder ein Resultat aus ihr, so würde dieser Affe in noch größerer Entfernung von den Thieren, und dem Menschen noch näher gestellt werden müssen. Wir haben es aber schon gesagt, der Raum, der beyde von einander trennt, ist gleichwohl unendlich groß, und die Aehnlichkeit der Gestalt, die Uebereinstimmung der Organisation bey beyden, die nachahmenden Bewegungen, die aus diesen Aehnlichkeiten herzufließen scheinen, bringen ihn eben so wenig der menschlichen Natnr näher, als sie ihn über die thierische Natur erheben.

Unterscheidungskennzeichen dieser Gattung.

Der Orang = outang hat keine Backentaschen, das heißt: er hat keine Vertiefungen im Innwendigen der Backen, keinen Schwanz, keine Gesäßschwielen: das Gesäß ist aufgeschwollen und fleischig: alle seine Zähne, selbst die Hundszähne sind den Zähnen des Menschen ähnlich; er hat ein plat-

tes

tes naktes, bräunliches Gesicht: die Ohren, die Hände, die Füße, die Brust, der Bauch sind ebenfalls kahl; er hat auf dem Kopf Haare, die wie ein Hauptschmuck an beyden Seiten der Schläfen herunterhangen, Rücken und Lenden sind ebenfalls, aber nur mäßig, behaart; er ist fünf oder sechs Fuß hoch, und geht beständig auf seinen beyden Füßen aufrecht. [5]) Wir haben es nicht ausmachen können, ob das Orang=outangsweibchen wie die Weiber dem periodischen Blutabfluß unterworfen ist, wir vermuthen es aber, und die Analogie läßt uns nicht daran zweifeln. [6])

Herr Daubenton sagt in seiner Beschreibung des Jocko: Ich habe von demjenigen Jocko (Pl. I.), welcher im Jahre 1740 zu Paris gezeiget wurde, nur die ausgestopfte Haut und den größten Theil des Gerippes gesehen. Er starb im folgenden Jahr zu London, wo er geöfnet wurde; hernach wurde er in gebranntem Wasser aufbehalten und in das Naturalienkabinet gebracht. Nach der Zeit hat man die Haut ausstopfen und das Gerippe präpariren lassen. Dieser Affe war in Afrika im äussersten Ende von Gabor, auf der Küste von Angola gefangen worden. Wenn er aufrecht stand, so betrug seine Höhe zween Fuß, vier bis fünf Zoll, von der Ferse an bis zur Scheitel. Er war

5) Beydes wird von Vosmaer unwahrscheinlich gemacht.

O.

6) Vosmaer bemerkte dergleichen nie bey einem erwachsenen weiblichen Orang=outang.

O.

war größer als der, welchen Tyson, unter der Benennung des Pygmåen *) beschrieben hat, und welcher nicht viel über zween Fuß lang war. Nachdem ich die Beschreibung des Pygmåen dieses Autors mit unserm Jocko verglichen, habe ich diese zwey Thiere einander so ähnlich befunden, daß es sehr glaublich ist, daß sie eben sowohl von einerley Gattung als aus einerley lande waren. Die Haut, deren wir uns bey dieser Beschreibung bedienet, hatte am Rande der Oberlefze und vornen am untern Kinnbacken etliche harte Haare; das Uebrige des Gesichts war nackend, ausgenommen die Backen, wo eben solche Haare wie an den andern Stellen des Leibes zu sehen waren. Es befanden sich zwey lange hervorragende Haare an den Augen=Wimpern, und etliche kurze Haare an der Stelle der Augenbraunen; in der Mitte des Hodensackes und um den Steiß standen graue Haare. Das Haar auf dem Kopfe war von dem Haare am Leibe weder in der schwarzen Farbe noch in andern Eigenschaften unterschieden; das långste stand an den Seiten des Gesichts und auf den Schultern, und es war zween bis drittehalb Zoll lang. Die Haare standen dicht genug, so daß sie die Haut des Kopfes, des Rückens, der Schultern und der äußern Seiten der vier Beine bedeckten, aber an den Seiten des Bauches und an dem Innern der vier Beine standen sie dünne, und man konnte auch an der Brust die Haut sehen. An den Seiten des Kopfes standen die Haare niederwärts, aber an der äussern und

*) Orang-Utang sive homo silvestris: or the anatomy of a pigmie &c. I. Vol. in 4. London 1699.

und hintern Seite der Oberschenkel und an der äussern Seite des Vorderarmes aufwärts, obgleich die Haare am Arme niederwärts gerichtet waren, so daß die Spitzen derselben, bey dem Ellenbogen einander entgegen standen. Tyson giebt die Richtung der Haare an dem Vorderarme des Jocko als ein Kennzeichen an, welches er mit dem Menschen gemein habe; aber es findet sich dasselbe auch bey verschiedenen andern Thieren.

Weil ich nach einer ausgestopften Haut, wie die Haut des Jocko im königlichen Naturalienkabinet ist, keine genaue Ausmessungen geben kann, so gebe ich in folgender Tabelle die vornehmsten nach dem Tyson an, wie er sie an seinen lebendigen Pygmäen genommen hat.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Höhe von der Ferse an, bis an die Scheitel	2	0	6
Umfang des Leibes, unten an der Brust gemessen — — —	1	3	0
Eben derselbe Umfang, über die Hüfte gemessen — — —	0	9	6
Umfang des Kopfes über die Augen und die Ohren gemessen —	1	0	6
Oeffnung des Mundes — —	0	2	1
Höhe von der Mitte der Oberlefze an, bis an die Augenbraunen —	0	2	7
Länge von den Augenbraunen an, bis an das Hintertheil des Kopfes	0	7	0
Durchmesser des Kopfes, von oben nach unten — — —	0	2	4
Durchmesser desselben queer über	0	1	3
Umfang des Ohres — —	0	5	2
Umfang desselben unten am Kopfe	0	2	4

Höhe

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Höhe von dem Schaambeine an, bis an die Schlüsselbeine —	0	9	6
Abstand zwischen dem Nabel und dem Brustbeine — — —	0	3	3
Abstand zwischen dem Nabel und dem untern Theile des Schaambeins	0	1	10
Abstand zwischen den beyden Brust-Warzen — — —	0	3	½
Länge des Armes, von der Schulter an, bis an die Fingerspitzen —	1	4	0
Umfang des Armes — —	0	4	1
Umfang des Vorderarmes —	0	4	8
Länge der Hand, von dem Faust-Gelenke an, bis an die Spitze des Mittelfingers — —	0	5	2
Länge des Daumes — —	0	1	3
Länge des zweyten Fingers —	0	1	10½
Länge des Mittelfingers — —	0	2	4
Länge des vierten Fingers —	0	2	3
Länge des fünften Fingers —	0	1	5
Umfang des Daumes und des kleinen Fingers — —	0	0	11¼
Umfang der übrigen Finger —	0	1	3
Länge der hohlen Hand — —	0	2	10
Breite derselben — —	0	1	7½
Höhe von der Ferse an, bis an das obere Ende des Oberschenkelknochens	0	11	3
Länge von der Ferse an, bis an das Aeusserste des Mittelfingers, welcher der längste war — —	0	5	5
Umfang des Oberschenkels —	0	5	8
Umfang des Schenkels an der dickften Stelle — — —	0	4	0

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Umfang des Fußes, wo die große Zehe angeht — —	0	4	8
Länge der großen Zehe — —	0	1	5
Länge der zweyten Zehe —	0	0	11¼
Länge der dritten — —	0	1	5
Länge der vierten — —	0	1	2
Länge der fünften — —	0	0	11¼
Größte Breite der Fußsohle, wo die große Zehe angeht — —	0	1	10½
Eben dieselbe Höhe, bey der Ferse	0	1	5
Umfang des Daumes an der dickesten Stelle — — —	0	1	5
Umfang der übrigen Zehen —	0	0	11¼

Damit ich auch eine Beschreibung von den innern Theilen des Jocko gebe, so nehme ich aus den Beobachtungen, welche Tyson über die Eingeweide seines Pygmäen gemacht hat, diejenigen, welche sich in den Plan, den ich mir zu meiner Beschreibung gemacht, am meisten schicken. Es sind folgende:

Der Bauch an Tysons Pygmäen war platt und breit, wie bey dem Menschen.

Das Netz erstreckete sich so weit als die Eingeweide, es war breit und sehr dünn.

Die Windungen und die Lage der Eingeweide waren beynahe wie bey dem Menschen.

Der Magen glich dem Magen des Menschen, sein großer Umfang betrug siebenzehn Zoll und der kleine beynahe einen Fuß.

Die

Die Eingeweide waren beynahe neun Fuß lang, nämlich von dem Pförtner an, bis an den Blinddarm; und die länge des ganzen Darmkanals, ohne den Blinddarm, betrug ohngefähr zwölf Fuß. Der wurmförmige Fortsatz hatte die Dicke einer Gänsefeder; die dünnen Gedärme hatten im Umfange zween Zoll, sieben linien, und der Grimmdarm drey und einen halben Zoll; er war nach Proportion, ein wenig länger als bey dem Menschen, hatte aber eben dieselbe lage.

Die leber war des Menschen seiner ähnlich: sie war fünf Zoll, zwo linien lang, zween Zoll zehen linien breit, und einen Zoll acht linien dick. Die Gallenblase war länger als bey dem Menschen, auch mehr von der leber abgesondert: sie war drey Zoll neun linien lang. Die Milz war bleyfarbig, und wie bey dem Menschen gestaltet: sie war zween Zoll vier linien lang, und einen Zoll zwo linien breit.

Die Nieren glichen, in Ansehung ihrer lage, des Menschen seinen, wie auch, was das Becken und die Bildung ihrer verschiedenen Substanzen anlanget; aber ihre Vertiefung war nicht so groß. Sie waren zween Zoll eine linie lang, einen Zoll fünf linien breit, und beynahe einen Zoll dick.

Der Spiegel im Zwerchfelle erstreckte sich weiter als bey dem Menschen.

Die lungen glichen des Menschen seinen: die zur Rechten bestand aus dreyen lappen, und die zur linken aus zween.

Das Herz war unten stumpf, wie bey dem Menschen.

Die Zunge war etwas schmäler als die menschliche.

Das Gehirn glich des Menschen seinem, und war nach Verhältniß eben so groß: es wog eilf Unzen sieben Quentin.

Das Gehirnlein sah dem menschlichen ebenfalls ähnlich.

Der Brustwarzen waren zwo, an jeder Seite eine, wie bey dem Menschen.

Ein Hodenbeutel war nicht zu sehen: Die Hoden lagen unter der Haut, in der Gegend des Schaambeines, wo sie an jeder Seite der Ruthe eine Erhabenheit machten.

Die Ruthe war von des Menschen seiner unterschieden, sie war beynahe zween Zoll lang, hielt unten am Leibe einen Zoll zwo Linien im Umfange; sie bestand aus zween höhlichten Körpern, und war vornen zugespitzt. Die Vorhaut hatte kein Band.

Die Blase war länglicht, und nicht so kugelförmig wie bey dem Menschen: die Hoden, die Saamengefäße, und die Vorsteher, glichen diesen Theilen des Menschen.

Weil das Gerippe, nach welchem diese Beschreibung gemacht worden ist, von einem jungen

Jocko herkam, und weil die Anhänge (epiphyses) noch nicht verknochet waren, so verglich ich es mit dem Gerippe eines Kindes, welches sich beynahe in eben demselben Zustande befindet, damit ich bey der Figur der Knochen, die Aehnlichkeiten und die Verschiedenheiten, die sich zwischen dem Jocko und dem Menschen finden, um so viel genauer erkennen möchte.

Der Kopf des Jocko ist nach Verhältniß nicht so dick als bey dem Menschen: er ist nicht so hoch, nicht so breit, auch nicht so lang, obgleich die Kinnbacken viel weiter hervorstehen. Die Vertiefung der Hirnschale hat eine kleinere Weite, vornehmlich was den hintern Theil anlanget; und überhaupt ist der Kopf des Jocko von des Menschen seinem in der Gestalt sehr unterschieden. Die Zitzenförmigen Fortsätze sind sehr wenig zu sehen. Von der Kranznath war nichts zu sehen. Die großen Flügel des Keilbeines erstrecken sich nicht soweit als bey dem Menschen: sie verlängern sich nicht zwischen dem Schlafbeine und dem Stirnbeine bis an das Scheitelbein, vielmehr vergliedern sich das Schlafbein und das Stirnbein mit einander, und das erstere trift sogar oberhalb dem Keilbeine an den Backenknochen, und dieses machet einen großen Unterschied in der Bildung des Kopfes des Jocko und des Menschen: es hat auch der Kopf des Jocko, von der Wölbung des Jochbeines an, bis oben hinauf eine kleinere Höhe. Die Kinnbacken sind länger als bey dem Menschen; die eigentlichen Nasenbeine sind auch viel länger, und machen mit den Knochen des Kinnbackens kein Gewölbe in die Quere. Die Oeffnung der Nasenlö-

cher steht tiefer als bey dem Menschen, denn sie befindet sich gänzlich unterhalb den Augenhöhlen; sie ist nicht so hoch als bey dem Menschen, und ihr unterer Theil steht viel weiter von dem Rande des Zahnkästleins im Kinnbacken ab: daher ist die Schnauze des Jocko länglicht, und seine Oberlefze ist sehr lang. Die Augenhölen sind größer als bey dem Menschen; die Beinwand zwischen beyden ist viel schmäler, und folglich stehen die Augen des Jocko näher beysammen. Die Augenhöhlen haben mehr Höhe als Breite, anstatt daß sie bey dem Menschen gemeiniglich mehr Breite als Höhe haben, oder doch eben so hoch als breit sind. Der obere Theil des Randes der Augenhöhlen steht weit hervor, in Gestalt einer Wulst, welche unten an der Stirne von der einen Augenhöhle bis zur andern läuft: diese Wulst giebt dem Stirnbein des Jocko eine ganz andere Gestalt als das Stirnbein des Menschen hat, so daß es scheint, als ende sie das Gesicht oben, und als scheide sie den größten Theil desselben von dem Stirnbeine. Das Gesicht des Jocko endet sich unten mit der Wölbung des Zahnkästleins im obern Kinnbacken. Die Grundlinie des Kinnes springt nicht, wie bey dem Menschen hervor, sondern sie ist zugeründet, und rückwärts schief geneigt: daher hat der Jocko kein fleischiges Kinn, welches hervorstünde, und von der Unterlefze, vermittelst einer Querfalte, wie das menschliche Kinn, unterschieden wäre. Ich habe an allen andern Gattungen von Thieren, deren Körper oder Gerippe ich gesehen, eben dasselbe beobachtet.

In dem Gerippe, von welchem ich rede, waren nur noch zween Zähne, nemlich der zweyte

und der dritte Backenzahn an der rechten Seite des untern Kinnbackens: Die Zähne gleichen des Menschen seinen.

Vergleichet man die inneren Wände der Hirnschale des Jocko, mit den Wänden der Hirnschale des Menschen, so findet man in der Proportion dieser Höhlung ebenfalls sehr sichtbare Verschiedenheiten: Die Gruben sind nicht so groß, und von der Höhe des Siebbeins, der Hahnkamm genannt, ist kaum eine Spur zu entdecken ꝛc.

Der Jocko unterscheidet sich von dem Menschen nicht wenig in der Lage der Vergliederung des Kopfes mit dem Halse, und in der Richtung der Fläche des großen Loches am Hinterhaupte, und weiter von dem Gesichte ab: folglich ist der Fortsatz des Grundbeines viel länger.*) Wenn man annimmt, es stehe der Jocko, wie ein Mensch aufrecht auf den Füßen, so ist die Fläche des großen Loches am Hinterhaupte schief von unten hinauf, und von vorne nach rückwärts gerichtet, so daß sie, wenn sie vorwärts verlängert würde, unter dem Gesichte des Jocko hingienge; hingegen bey dem Menschen ist diese Fläche beynahe horizontal, und wenn sie vorwärts verlängert würde, so müßte sie unter den Augen hingehen. Dieser Unterschied zwischen dem Jocko und dem Menschen, in Ansehung der Vergliederung des Kopfes mit dem Halse, ist

*) Man sehe die Memoir. de l'Acad. roy. des Scienc. vom Jahr 1754. und zwar die Abhandlung über die Verschiedenheiten der Lage des großen Loches am Hinterhaupte des Menschen und der Thiere.

ist Ursache, daß der Mensch bey weitem nicht so leichtlich als der Jocko sein Gesicht vorwärts zeigen würde, wofern er seine Hände auf die Erde setzte, um eine Stellung, wie ein vierfüßiges Thier anzunehmen, und daß der Jocko, wenn er sein Gesicht vorwärts zeigen will, sich genöthiget sieht, den Kopf zu neigen, indem er wie ein Mensch aufrecht steht.

Die Wirbel im Genicke des Jocko gleichen des Menschen seinen; aber die Rückenwirbel dieses Thieres sind, ihrer Anzahl nach, von den Rückenwirbeln des Menschen unterschieden: der Jocko hat dreyzehn Rückenwirbel, folglich auch dreyzehn Ribben an jeder Seite, nemlich sieben wahre und sechs falsche: sie sind schmäler und dicker als bey dem Menschen. Das Brustbein war in dem Jocko, der hier beschrieben wird, nicht gänzlich verknochet, und man sah daran nur die ersten drey Knochen deutlich. Mich dünkte, daß wenn die Verknochung des Brustbeines vollständig gewesen wäre, die Vergliederungen der Ribben mit dem Brustbeine eben dieselbe Stellung, wie bey dem Menschen gehabt haben würden. Die Ribben waren nicht so krumm, auch nicht so niederwärts und rückwärts geneigt, wie bey dem Menschen; und folglich war das Brustbein von dem Rückgrate weiter entfernt.

Es befanden sich in diesem Gerippe nur vier Lendenwirbel, aber ich nahm wahr, daß man bey Zubereitung desselben, den zweyten Wirbel weggelassen hatte: daher ich glaube, es habe der Jocko, wie Tyson *) 7) saget, fünf Lendenwirbel. Nach meinem

*) Orang-Utang &c. p. 69.

7) Man vergleiche Josephi. p. 243. u. s. w.

meinem Erachten waren die lendenwirbel und die Rückenwirbel von des Menschen seinen bloß darinnen unterschieden, daß sie nach Proportion kleiner waren.

Das Heiligbein bestand, wie bey dem Menschen, aus fünf falschen Wirbeln; aber es war kleiner und wich weniger von der Richtung des Rückgrates ab; es war auch långst an seiner innern Seite, nicht so sehr ausgehöhlet.

Das Schloßbein bestand wie bey dem Menschen aus vier bis fünf Stücken, aber es war, gegen das Becken zu, långer und bey weitem nicht so krumm. Wegen dieser Verschiedenheit der Richtung und Krümmung hat der Jocko wenigere Aehnlichkeit mit dem Menschen als mit den vierfüßigen Thieren, denn ihr Heiligbein und ihre ersten Schwanzwirbel stehen beynahe in der linie des Rückgrates. Tyson hat beobachtet, daß das Schloßbein des Satyren ein wenig hervorstand und eine Höhe auf der Haut machte.

Die Knochen des Beckens im Jocko haben ebenfalls eine größere Aehnlichkeit mit der vierfüssigen Thiere ihren als mit des Menschen seinen, nicht allein in Ansehung ihrer Richtung, sondern auch, was ihre Gestalt betrifft.

Der Hüftknochen ist nach Proportion långer, aber schmåler als bey dem Menschen: folglich hat der Rücken dieses Knochens eine mindere långe, wodurch die Breite desselben Knochens viel kleiner wird: der größte Unterschied der långe besteht in

der länge des vordern Randes und in dem lenden-Ausschnitte: also ist das Stück Knochen zwischen dem Heiligbeine nnd der Pfannenhöhle sehr lang, und giebt dem Becken eine viel größere länge als Breite, wie solches bey den vierfüßigen Thieren zu seyn pfleget, und von dem, was in dem Menschen geschieht, sehr abgeht. Der vordere Rand des Hüftknochens hat keine Spitzen; es findet sich keine erhabene Rundung auf der äußern Seite, noch eine Aushöhlung auf der innern Seite, wie solches beydes bey dem Menschen ist: Dieser Knochen ist nach dem Rückgrate zu nicht so sehr als bey dem Menschen schief geneigt, und folglich machet die Fläche des Einganges des Beckens mit dem Rückgrate, in dem Jocko einen stumpfern Winkel als in dem Menschen.

Die Schaambeine sind länger als des Menschen seine, und machen nebst den Hüftknochen den Eingang des Beckens länger als er breit ist, wie solches bey den vierfüßigen Thieren zu seyn pfleget. Die Schaambeine vergliedern sich mit einander, nicht allein vermittelst ihres Winkels, wie bey dem Menschen, sondern auch, wie bey den Thieren, durch ihren Arm; und also machen sie eine Rinne unter der Mutterscheide der Affenweiblein, nach Art dessen, was man bey andern Weiblein der vierfüßigen Thiere sieht.

Der Knorren des Hüftbeines dünkte mich größer als bey dem Menschen zu seyn, obgleich der Jocko keine Schwielen auf diesem Knochen hat, welche die meisten andern Affen haben Das eyförmige loch ist runder als bey dem Menschen in

der

der Gegend seines Randes, welchen das Hüftbein machet, indem sein Arm sich mehr von dem Körper dieses Beines entfernet und sich an den Arm des Schaambeines schließt, welcher Arm von dem Hüftbeine ebenfalls weiter abgehet, weil er sich mit dem Arme des andern Schaambeines vereiniget.

Das Schulterblatt ist schmäler und viel länger als des Menschen seines, wegen dieser Gestalt ist es mehr dem Schulterblatte der vierfüßigen Thiere ähnlich. Der Rabenschnabel, die Spitze dieses Knochens, und die Schlässelbeine gleichen denselben Theilen des Menschen.

Der sichtbarste Unterschied, welchen ich zwischen den Knochen des Oberarmes und des Oberschenkels im Jocko und im Menschen bemerket habe, besteht darinnen, daß der Oberschenkelknochen kürzer als in dem Jocko ist.

Die Knochen des Vorderarmes, des Schienbeines und der Füße mangelten in dem Gerippe, das zu dieser Beschreibung gedienet hat.

	Zoll.	Linien.
Länge von den äußersten der Kinnbacken bis an das Hinterhaupt	5	5
Größte Breite des Kopfs	3	4
Länge des untern Kinnbackens, von dem vordern Ende an bis an den hintern Rand des knotigen Fortsatzes	3	5
Dicke des Vordertheiles des obern Kinnbackenknochens	0	9
Breite des obern Kinnbackens an der Stelle der Hundszähne	1	7

Abstand

	Zoll.	Linien.
Abstand zwischen den Augenhöhlen und der Oeffnung der Nasenlöcher	0	5
Länge dieser Oeffnung	0	9
Breite derselben	0	8
Länge der eigentlichen Nasenlöcher	1	1
Breite derselben, wo sie am breitesten sind	0	$2\frac{1}{2}$
Breite der Augenhöhlen	1	1
Höhe derselben	1	$2\frac{1}{3}$
Breite des Loches im ersten Wirbel von oben herab	0	$8\frac{1}{4}$
Länge dieses Loches, von einer Seite zur andern	0	9
Höhe des stachlichten Fortsatzes des zweyten Wirbels	0	2
Breite desselben	0	$2\frac{1}{2}$
Länge der achten Ribbe, welche die längste ist	6	2
Länge des Brustbeines	3	2
Länge des Körpers des vierten Lendenwirbels, welcher der längste ist	0	7
Breite des obern Theiles des Hüftbeines	2	4
Länge dieses Knochens, von der Mitte der Pfannenhöhlung bis in die Mitte der obern Seite	4	4
Länge der eyförmigen Löcher	1	2
Breite derselben	0	10
Breite des Beckens	1	11
Höhe desselben	3	4
Länge des Schulterblattes	3	6
Breite in der Mitte	1	7
Länge des Oberarmknochens	6	9
Länge des Oberschenkelknochens	6	7

An-

Anhang.

Des Herrn Vosmaers [8]) Beschreibung und Abbildung eines Oranutang ist zu richtig, als daß wir sie hier nicht nutzen sollten. Er sagt: „Die bewunderungswürdige Art Affen, welche man in Asien Orang-outang oder wilden Menschen nennt, welcher Name zu beweisen scheint, daß Indianer bey diesem besondern Thiere selbst dem Menschen ähnliche Eigenschafteu bemerkten, ist gar oft, wiewohl sehr mangelhaft von einer Menge Naturkundiger und Reisenden beschrieben, und wir könnten die zahlreiche liste, die der Herr von Büffon davon giebt, noch vermehren. Da wir aber glauben, daß die Anführung alles desjenigen, welches nicht grade zu dem Gegenstand gehöret, welchen man zu beschreiben sich vorgenommen hat, mehr Verwirrung als licht darüber verbreitet, so wollen wir uns nur bey denen Schriftstellern aufhalten, welche eben denselben Gegenstand zum Zwecke gehabt zu haben scheinen, den wir zu sehen und nach allen Umständen lebendig zu beobachten Gelegenheit gehabt haben.

Wir

8) Description de L'Orang Outang de L'isle de Borneo, par Vosmaer. Amst. 1778. 4. p. 1-23. tab. 14 et 15.

Wir verwerfen also in diesem Stücke die elende Figur, welche der gelehrte und berühmte **Bontius** davon geliefert hat; mit den Erzählungen anderer Schriftsteller, welche das Wunderbare von diesem Thiere, wie dessen wirkliche Größe so übertrieben haben, daß man kaum die Abweichungen und den Unterschied vom Menschen bemerken kann, und fast in die Versuchung gerathen möchte, ihn damit zu verwechseln.

Derjenige, welchen der berühmte Bürgermeister **Tulpius** beschrieben hat, welcher aus Angola in Afrika war, und ohngefähr im Jahre 1640 an den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien geschenkt wurde, kam nach unsrer Nachricht, sowohl in seiner Bildung als seinen Eigenschaften und seinem Wuchse, dem hier beschriebenen am nächsten. Nun möchte man sagen, daß in der Abbildung des Tulpius, die ächt zu seyn scheint, die Arme und Beine zu dick und fleischig wären. Die Vorder- und Hinterfüße scheinen uns doch etwas zu kurz, und die Zehe zu dünn.

Der Docter **Tyson** gab im Jahre 1699 im Englischen eine ausführliche Beschreibung, wahrscheinlich von eben diesem Thiere, welches auch aus Afrika war, und liefert dazu acht verschiedne Kupferplatten. Auf den beyden ersten sehen wir das ganze Thier, welches ein Männchen war, so wohl von vorn als von hinten vorgestellet. Es scheint aber, als wenn die Zeichnung in einigen Stücken nicht geglückt wäre. Die Ohren sind zu groß und zu abstehend; die Nase ist zu erhaben, der große Zehe an den Hinterfüßen zu lang, und mit einem

Nagel versehen, welchen wir in dreyen von unsern Thieren nicht gefunden haben. Die beyden folgenden Kupferplatten zeigen das Thier sowohl von vorn als von hinten mit seinen Muskeln; die fünfte zeigt das Gerippe, und die drey letzten, die inneren Theile. Diese anatomischen Abbildungen werden von dem Herrn von Büffon, und vielen anderen sehr gerühmt: und Herr Daubenton, dessen genaue Zergliederung der Thiere, noch nicht ihres gleichen gefunden hat, hat sie sogar in seiner Beschreibung entlehnt.

Edwards giebt in seinem Werke über die Naturgeschichte der Thiere, davon unten mehr vorkommt, gewiß von eben dieser Art, die für afrikanisch zu halten scheint, eine Beschreibung und Abbildung. Diese ist sehr gut, in so fern sie nach keinem lebendigen Thiere gemacht ist; Sie stellt auch den großen Zee der Füße mit einem Nagel vor, den unsere asiatische Art, wie gesagt, nicht hat.

Endlich hat der Herr von **Büffon** alle Kenntniß und mögliche Mühe angewandt, uns dieses zweifelhafte Thier kennen zu lernen, indem er alles anführt, was die berühmtesten Schriftsteller darüber gesagt haben. Er beschreibt die Art, welche er gesehen hat, unter dem Namen **Jocko**, und scheint ihm in seiner historischen Beschreibung ebenfalls einen Nagel an den großen Hinterzehen zu geben. Herr Daubenton nennt ihn ebenfalls afrikanisch, und von der Küste Angola. Es konnte also seyn, daß dieser Nagel ein Unterscheidungszeichen der afrikanischen und der asiatischen wäre.

Die

Die Abbildung welche Herr von Büffon von seinem Jocko liefert, und die er für einerley mit der von Tulpius, Tyson und Edwards hält, paßt gar nicht auf die Abbildung dieser Schriftsteller, welche vielmehr unserem asiatischen Thiere näher kommt, und wenn darin Unterschiede statt finden, so sind dieselben vielleicht nur der Einbildungskraft, oder dem Standpunkte des Mahlers zu zu schreiben. Das Gesicht seines Jockos ist zu menschlich, indem die Nase zu erhaben, und die Lefzen zu dick vorgestellet sind. Die Ohren scheinen auch zu groß, und die Daumen der Hände oder Vorderfüße ein wenig zu kurz zu seyn.

Der Affe, der zum Gegenstand dieser Beschreibung dient, ist gewiß von derselben Art, den der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien zum Geschenk bekam, und den Tulpius beschrieben hat, und also der zweyte, der lebendig in Holland gesehen ist. Die eben angeführten Schriftsteller sind, wie es scheint, der Meinung, daß die Thiere dieser Art noch sehr jung und noch nicht völlig ausgewachsen gewesen; aber ich habe einige Gründe hieran zu zweifeln.

Woher kommt es dann, daß alle diese Thiere nicht länger als zwey gute Fuß, oder zwey und einen halben Fuß, wie die unsrige waren, und daß man uns keine größere gebracht hat, welche durch ihren ansehnlicheren Wuchs doch gewiß viel bewundernswürdiger gewesen wären. Der hier beschriebene ist oft bey seiner Ankunft von mir gemessen worden, und seine Höhe betrug, wenn er aufrecht stand, zwey und einen halben rheinländischen Fuß; wie er mir todt gebracht ward, maß ich ihn aufs neue, nachdem er, wie es sich gehöret, ausge-

gestreckt war, und verwunderte mich, daß er ehe etwas kürzer als länger gefunden ward. Dieses ist ein offenbarer Beweis, daß er in den sieben Monaten, die er hier gelebt hatte, gar nicht gewachsen war. Ich gestehe, daß man nicht allemal nach den äußeren Kennzeichen von dem Alter, besonders bey Thieren schließen könne; übrigens zeigte das äußere Ansehen und hauptsächlich die starken und vollkommen ausgebildeten Zähne gar kein Thier an, welches seine völlige Größe noch nicht erreicht hätte. Aber warum wollen wir uns hier mit Vermuthungen aufhalten, da wir von dem Herrn **Camper** anatomische Beobachtungen zu hoffen haben, der im Jahre 1770 ein Weibchen unserer Art von Borneo in Weingeist erhielt, welches er zergliederte, davon ein Gerippe aufstellte und in demselben Jahre seinen Zuhörern öffentliche Vorlesungen darüber hielt, von welchen wir eine Abschrift besitzen. Die Eingeweide waren in seinem Thiere herausgenommen, um es besser gegen das Verderben zu sichern, aber wir haben uns bemüht ihm diesen Mangel durch Uebersendung zwey anderer Thiere zu ersetzen. Dieser Herr Professor **Camper** hat schon die Stimmwerkzeuge und einige andere Theile seines ersten Thiers untersucht, davon er in seinen anatomischen Vorlesungen und auch in den Briefen an den Herrn von Büffon und mich gehandelt hat, und worin er zu beweisen sucht, daß den Stimmorganen gänzlich das Vermögen fehlt, Wörter auszusprechen. 9) Die großen Hinterzeen waren auch ohne Nägel. Auf

9) Man sehe, die nachher herausgekommene schon genannte Schriften des Herrn Camper und die darin beschriebene Beutel an der Stimmritze. O.

Auf die Frage, ob diese Art der wahre Orang-outang sey, gestehe ich zuvor, stets daran gezweifelt zu haben, bis ich den unsrigen gesehen hatte. Ich war nemlich von den Begriffen, welche uns der gelehrte Bontius und andere, (deren einige ihn fast zum Menschen machen,) von seiner Gestalt, seiner Größe von fünf bis sechs Fuß, von seinem, wie am Menschen aufgerichteten Gange zuvor eingenommen, und diese Begriffe, und diese Nachrichten von angesehenen Leuten, hatten das Uebergewicht über meine Zweifel. Ich suchte den Menschen im Thiere, wie ich so oft das Thier in dem Menschen gefunden hatte. Aber während dessen fand ich bey Untersuchung des lebendigen Thieres, das ich in der Absicht einen Monat lang nahe bey mir behielt, mich überzeugt, daß dieses Thier zwar stets ein Affe ist und bleibt, mancher Betrachtung und selbst nach seinem Naturel aber sehr von anderen Affen abweicht.

Die Eindrücke, welche die angenommnen Begriffe von der Gestalt, seinem Wuchse und aufgerichteten Gange gemacht hatten, erloschen allgemach bey der Untersuchung unsers Gegenstandes. Denn was will eigentlich die Größe, die vorgestellte und vielleicht falsche Gestalt, und der aufgerichtete Gang sagen? Sehen wir dieses täglich von kleinen gemeinen Affen die dazu abgerichtet sind, ausüben? Was thut alles dieses, wenn man es recht bedenkt, zur Entscheidung der Frage, ob dieses Thier der wahre Orang-outang sey oder nicht? Es sind nur wenige Jahre her, daß man von einer ziemlich gemeinen Art von Affen hier seine Kunststücke sehen ließ, da er aufgerichtet auf einem Seile ging. Welche

che Bewunderung erregte es nicht, wenn er auf das Seil stieg, und zwischen den Seilböcken saß, wenn er aus eigner Bewegung seine Hinterfüße ausstreckte, um sie unten mit Kreide zu reiben? Endlich nahm er die Balanzirstange zwischen den Vorderfüßen, und man sahe ihn auf dem Seile laufen, und alle Stücke mit solcher wunderbaren Fertigkeit ausüben, als den geschicktesten Seiltänzer. Man hat Elephanten, Pferde, Hunde, und viele andere verschiedene Thiere, eine vortreffliche Geschicklichkeit in den Stücken, die man sie gelehrt hatte, zeigen gesehen, und der kleine Zeisig, welchen man auf einigen unsrer Messen gezeigt hat, hat unter allen am mehrsten meine Bewunderung erregt. Aber man muß bey allem dem die Erziehungskunst von den eigentlichen und natürlichen Verrichtungen des Thiers unterschieden, und durch diese den Grad der Kenntnisse, die ihm eigen sind, zu entdecken suchen; aber in der Absicht wäre es gewiß nöthig, den natürlichen Zustand und die Lebensart dieses Thiers im Walde zu beobachten. Es kommt hier also nur darauf an, ob wir bey diesem Geschöpfe, so wohl in seiner Gestalt als seinem Naturel, Merkmale finden, die ihn gewissermaßen von den gemeinen Affen unterscheiden, und ihn auch einigermaßen dem Menschen näher bringen.

Wir glauben mit dem berühmten Arzt Tulpius solches bejahen zu können, da nach Tysons Zergliederung, bey diesem Thiere Theile sind, welche viele Aehnlichkeit mit denen des Menschen haben, und da ander Seits viele eigentliche Verrichtungen desselben menschliche Züge anzeigen. Endlich ob es nicht noch einige dem Menschen näher kommende

Arten giebt, so hat man sattsam Grund daran zu zweifeln, wie man unten sehen wird; wenigstens hat man mir keinen andern als diesen verschaffen können, obgleich ich innerhalb zwanzig Jahren viele Briefe nach Ost- und Westindien geschrieben habe, um mich davon zu unterrichten, und sie zu verlangen. Außer den verstorbenen Gouverneurs von Indien, den Herren Moßel und van der Parra, deren Höflichkeit wegen, das Kabinet ihnen viele Verbindlichkeit schuldig ist, haben mich mehr als einmal versichert, daß es keinen Orangutang gäbe, der die Eigenschaften und Größe besäße, welche ihm gewöhnlich von älteren und neueren Schriftstellern beygelegt werden. Außer dem Zeugniß dieser Herren, sage ich, hat der Herr von Högendorp, Resident zu Rembang, mir in einem Briefe aus Batavia vom 13ten May folgendes berichtet: „Alles was ich ihnen berichten kann, ist, daß der Orang-Outang von der Größe, wie Sie ihn bezeichnen, hier niemals gesehen ist, und man zweifelt gar, daß es dergleichen gäbe. Man hat hier wohl bisweilen kleinere Orang-Outangs, jetzt aber giebt hier keinen." In einem andern Briefe vom 25. September desselben Jahrs schreibt er mir: „Unterdessen habe ich die Ehre, Ihnen einen Orang-Outang zu schicken, nicht solchen von fünf Fuß, wie Sie ihn verlangen, dergleichen man finden zu können zweifelt; sondern einen, von dem man sagt, er sey ziemlich hübsch, und besitze einen Geist wie ein Teufel. Ich habe durch einen meiner Freunde nach Banjer-Maßin schreiben lassen, zu sehen, ob man mir einen großen schaffen könne; und sollte er tausend Thaler kosten, so sollen Sie ihn haben, wenn er nur zu finden ist. Der Graf v. Büffon,

so

so großer Mann er auch ist, scheint mir, sich in dem Abschnitte vom Orang-Outang zu irren; derjenige, von dem Tulpius handelt, war aus der neuen Welt.“ Kurze Zeit nachher schrieb mir der Herr von Hogendorp wieder, daß er durch ein besonderes Glück im Stande wäre, mir zwey Orang-Outangs zu schicken; aber sie sind beyde auf der Reise gestorben, so viele Mühe man sich auch mit ihnen auf dem Schiffe gegeben hatte; und von ihnen beyden konnte man nur einen im Weingeist oder Arrak aufbewahren, den ich auch erhalten habe. Dieses Thier war aufgerichtet noch nicht zwey rheinländische Fuß hoch. Der andere war kaum größer, nach der Nachricht, die ich davon erhielt. In dem letzten Briefe desselben Jahrs vom 30. November, sagt Herr von Hogendorp: „Ich schmeichle mich, Sie werden die zwey lebendigen Orang-Outangs erhalten haben, u. s. w. Ich besorge aber sehr, daß ich Ihnen keinen solchen Orang-Outang werde schicken können, als der Herr von Büffon beschrieben hat, und dergleichen Sie zu haben wünschen. Der Herr Palm, Resident von Banjer-Maßin, schreibt an den Herrn van der Beke, dem ich den Auftrag gegeben hatte, sich bey seinem Verwandten nach einem solchen großen Orang-Outang zu erkundigen, folgendes, welches Ihnen zeigen wird, daß ich Gelegenheit gehabt hätte, einen zu bekommen, wenn die Sache möglich wäre: „Was den Orang-Outang anlangt, welchen Sie begehren, so bin ich deswegen selbst in Cojontangin gewesen und habe den Prinzen inständig gebeten, mir, wenn es möglich wäre, einen zukommen zu lassen. Er versprach mir auch, in der Absicht Nachsuchung anstellen zu lassen; daß

es aber sehr selten sey, diese Thiere von der von Ihnen angegebenen Größe, nämlich zu fünf Fuß, zu finden. Auch die ältesten Einwohner versicherten mich, sie hätten nie von so großen Orang-Outangs gehöret. Indessen habe ich desfals an mehrern Orten Aufträge gegeben." Wenn man zu diesen mir gegebenen Nachrichten folgende Bemerkungen hinzusetzt, daß nemlich die Orang-Outangs des Tulpius, Tyson, Edwards und Büffons alle nicht größer als zwey, oder zwey und einen halben Fuß hoch waren; daß der mir vom Jahre 1773 zuerst in Weingeist von dem Batavischen Gouverneur van der Parra geschickte, auch nicht über zwey Fuß hoch war: daß die beyden im Jahr 1774 durch den Herrn von Hogendorp geschickten, ebenfalls noch nicht zwey Fuß hatten; daß der Gegenstand dieser Beschreibung nur zwey und einen halben Fuß groß war; daß derjenige, den Hr. Camper im Jahre 1771 aus Ostindien erhielt, nach meiner Nachricht, noch kleiner war; und daß endlich derjenige, welchen der Herr Professor Allamand vor einigen Jahren bekam, ohngefähr nur von gleicher Größe war; so scheint mir alles dieses hinreichend, die Richtigkeit meiner Behauptung zu beweisen, daß es in Ostindien keine andere größere Art von Orang-Outangs gebe, als derjenige ist, welchen wir hier beschreiben wollen. Was die Aussage des Prinzen von Cojontangin betrift, daß diese Thiere selten von der Größe von fünf Fuß gefunden würden, so scheint mir solches kein Uebergewicht hierüber vor der Aussage der alten, wahrscheinlich besser davon unterrichteten Einwohner zu geben, und diese behaupteten, niemals von solchen

großen

großen Orang = Outangs gehöret zu haben a). Wenn man hierzu unsere eigene schon angeführte Beobachtung nimmt, da wir bey der Ankunft dieses Orang=Outangs mit aller möglichen Aufmerksamkeit maßen, und fanden, daß er aufgerichtet nicht über zwey und einen halben rheinl. Fuß lang war, und daß wir, da er nach dem Tode aufs neue in eben der Stellung, mit der größten Genauigkeit gemessen wurde, uns wunderten, ihn noch etwas kürzer zu finden; daher daß dieses Thier in den sieben Monathen seines Hierseyns nicht das geringste größer geworden ist; welches gewiß sehr merklich geschehen wäre, wenn er jung und noch im Wachsthume gewesen wäre, wie wir solches bey vielen andern Thieren in der Managerie beobachtet haben. Und noch einmal, warum hätte man nicht, wie bey andern Affenarten, die größten gebracht, da die Größe doch immer mehr Bewunderung erregt. Von allen zehn oben angeführten Orang=Outangs waren einige kleiner, aber kein einziger, so viel ich weiß, größer als zwey und einen halben Fuß. Der Doctor Bontius sagt nichts von der wahren Größe seines Orang=Outangs,

a) Nachdem diese Beschreibung fertig war, trafen wir den Hrn. Duléz aus Bern in der Schweiz, welcher einige Jahre zu Borneo als Offizier in Kriegsdiensten gestanden, und vor kurzer Zeit von da zurückgekommen war. Wie wir ihm unsern Orang=Outang im Kabinet des Prinzen zeigten, versicherte er mich, er habe wohl kleinere von der Art gesehen, aber niemals größere, und setzte hinzu, daß diese Thiere daselbst auch nicht sehr gemein wären.

V.

tangs, aber giebt auch kein Anlaß zu vermuthen daß er größer gewesen sey.

Wenn wir nun zu diesen elf Beyspielen von der Größe dieser Thiere, das Zeugniß der Herren von Hogendorp, van der Palm und Dulez, wie auch unsere Beobachtung, da der in des Prinzen Menagerie in sieben Monaten gar nicht größer ward, nehmen: so hat man nicht weniger als vierzehn bis funfzehn Beobachtungen, sowohl asiatischer als afrikanischer Orang-Outangs, die zum Beweise gegen die vorgegebene Größe von fünf bis sechs Fuß streiten, welche einige Schriftsteller diesen Thieren beylegen.

Nachdem ich also zwanzig Jahre alle Mühe vergeblich angewandt hatte, einen wahren Orang-Outang zu entdecken, wesfals die Herren Gouverneurs Maßel und van der Parre, so wie der Herr von Hogendorp, sich alle ersinnliche Mühe gegeben hatten: so glückte es endlich dem Herrn O. l. Hemmy, mir diesen Orang-Outang lebendig für die Menagerie des Prinzen zu schicken. Nach einem Briefe, welchen Herr Hemmy mir zugleich vom 29. Febr. 1776 schrieb, hatte er denselben von seinem Sohne in Batavia mit einigen Nachrichten, die das Naturel des Thiers betreffen, erhalten, wovon wir gleich weiter handeln wollen, und das von Banjer-Maßin auf der Insel Borneo gekommen war.

Am 29. Junius des vorigen 1776sten Jahrs erfuhr ich seine glückliche Ankunft. Entzückt über diese angenehme Neuigkeit, und daß ich zum ersten

male ein so selten lebendig hieher gebrachtes Thier sehen sollte, beorderte ich, dasselbe so nahe als möglich bey mir unterzubringen, um Gelegenheit zu haben, es nach meinem Gefallen zu untersuchen. Nachdem ich ihn also einen ganzen Monat, darin er sich völlig wohl befand, gehalten hatte, sahe ich mich genöthigt, ihn in die Menagerie zu schicken, wegen der Menge der Neugierigen, die sich von Tage zu Tage so sehr vermehrten, daß es mir nicht möglich war, ihn lange Zeit bey mir zu behalten. Von seinem Naturel und übrigen Eigenschaften können wir folgendes mit Gewißheit anzeigen.

Da es ein Weibchen war, haben wir die größte Aufmerksamkeit angewandt, zu entdecken, ob es der monathlichen Reinigung unterworfen sey, ohne davon das geringste zu bemerken. Im Fressen machte es gar keine Beutel an den Seiten an der Kehle, wie alle übrigen Affenarten. Es war so gutmüthig, daß es niemals das geringste Zeichen von Bosheit oder Falschheit zeigte; man konnte ihm ohne Furcht die Hand ins Maul stecken. Sein äusseres Ansehen hatte etwas Trauriges an sich, welches sich doch gar nicht in seinen übrigen Umständen zeigte. Es liebte Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechts, indem es blos denen Leuten natürlichen Vorzug gab, die täglich für ihn Sorge trugen und ihm Gutes thaten, die es deswegen lieber zu haben schien. Bisweilen warf es sich, wenn sie sich entfernten, auf die Erde, da es an der Kette lag, wie verzweiflungsvoll, schrie erbärmlich, und riß alles Leinwand, das es kriegen konnte, wenn es sich allein fand, in Stücken. Da sein Aufseher die Gewohnheit hatte, sich bis-

weilen bey ihm an die Erde niederzusetzen, so nahm es ein andermal das Heu von seinem Lager, legte es an seine Seite, und schien durch alle seine Vorstellungen ihn einzuladen, sich zu ihm zu setzen. Einen Tag fand ich ihn in einer schrecklichen Verlegenheit. Das Thier, welches an einer großen Kette befestigt war, die mit einem Ringe an einer langen senkrechten Eisenstange fest war, hatte diesen Menschen umgefaßt, und hielt ihn aufgericht gegen seine Brust gedruckt, so daß er ihn fest zwischen die Vorder- und Hinterfüße eingeschlossen hielt, ohne daß es möglich war, ihn los zu machen. Da man ihm aber etwas Fressen auf einem Teller hingesetzt hatte, stieg er endlich herunter zu fressen, und ließ seinen Menschen loß, welcher mir sagte, er habe sich bey dem Affen niedergesetzt, dieser sey auf seine Knie gestiegen, habe ihn so umfaßt, ohne ihm Schaden zu thun, und habe ihn schon einige Zeit in dieser Stellung gehalten, wie ich zur rechten Zeit gekommen, um ihn zu befreyen.

Der gewöhnliche Gang dieses Thiers war auf vier Füßen, wie bey andern Affen; aber es konnte auch gut aufgerichtet auf den Hinterfüßen gehen, und mit einem guten Stock versehen, hielt er sich oft lange Zeit darauf gestüzt. Aber er setzte doch die Füße nie flach wie der Mensch, sondern auswärts gebogen, so daß er auf der äußern Seite der Hinterfüße stand, und mit einwärts geschlagenen Zehen; welches eine Geschicklichkeit auf die Bäume zu klettern anzeigt. Er war an einer Art von kupfernem Halsbande, das mit einem kleinen Vorlegeschloß geschlossen war, und mit einer ziemlich langen Kette befestigt, und wohnte in einer Abseite, un-

ter

ter einem sehr hohen Dache. Einen Morgen darin wir ihn zu besuchen kamen, fanden wir ihn kettenfrey, da er seinen Kopf durch das Halsband gezogen hatte; und wir sahen ihn mit wunderbarer Behändigkeit auf den Balken und schrägen Latten des Dachs steigen, während sich vier Menschen über eine Stunde bestrebten ihn wieder zu kriegen, und ihm das Halsband über den Kopf zu ziehen. Bey dieser Gelegenheit merkten wir eine außerordentliche Stärke in seinen Muskeln; Nur mit vieler Mühe brachte man ihn dahin, auf den Rücken zu liegen, zwey starke Menschen hatten genug zu thun, ihm die Füße, ein andrer ihm den Kopf zu halten, und der vierte ihm das Halsband über den Kopf zu bringen und besser zu bevestigen. In dieser Freyheit hatte das Thier unter andern den Propfen von einer Flasche mit Mallagawein gezogen, diesen bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken, und die Flasche wieder an die vorige Stelle gesetzt.

Er fraß fast von allem was man ihm vorsetzte, seine gewöhnliche Nahrung war Brod, Wurzeln, besonders die gelben Mohrrüben, alle Arten von Früchte, vorzüglich Erdbeeren, aber besonders lüstern schien er nach gewürzhaften Pflanzen, wie nach Petersilien und deren Wurzeln zu seyn. Er fraß auch gekochtes und gebratenes Fleisch und Fische. Man sahe ihn nicht nach Insekten haschen, darnach andre Affenarten sonst so begierig sind. Wie man ihm einmal eine große Spinne, und eine große Fliege gab, kauete er sie zwischen den Zähnen, als wenn er sie kosten wollte, und warf sie gleich darauf weg. Ich bot ihm ebenfalls einen lebendigen

Sperling

Sperling an, er nahm den Faden, der an dem Fuße des Vogels befestigt war, der ihm viele Furcht machte, wie er anfing zu fliegen, und wie der Sperling sich zu grob behandelt fand, und ihm in den Arm biß, wurde er darüber noch mehr erschrocken, und schien sehr empfindlich zu seyn. Da er ihn endlich todt gebissen hatte, zog er ihm einige Federn vom Leibe, biß da hinein, kostete das Fleisch, und warf es bald weg. In der Menagerie sahe ich mahl, wie er schon sehr krank war, daß er ganz wenig rohes Fleisch fraß, aber ohne ein Zeichen des Wohlgeschmacks. Ich gab ihm ein rohes Ey, das er mit den Zähnen öffnete, und es mit vielem Wohlgeschmack ganz aussof. Nach einer Nachricht vom Vorgebirge der guten Hoffnung, hatte er daselbst einige Töpfe voll Farben ausgeleert, wornach er sich übel befand; aber vermittelst einer Flasche süßes Oehl die man ihm nehmen ließ, und einigen öhlichten Klistiren erholete er sich sehr bald. Gebratenes und Fische waren seine Lieblingskost. Man hatte ihn gelehrt mit Löffel und Gabel zu essen. Wenn man ihm Erdbeeren auf einem Teller gab, so war es ein Vergnügen zu sehen, wie er eine nach der andern mit der Gabel aufspießete, und zum Munde führte, indem er mit der andern Hand den Teller oder das Unterschälchen hielt. Sein gewöhnlich Getränk bestand in Wasser; aber er trank sehr gern alle Arten Wein, und vorzüglich den Mallagawein. Gab man ihm die Flasche, zog er mit der Hand den Propfen aus, und trank so lieb aus derselben als aus einem Bierglase, und trocknete sich darauf wie ein Mensch, die Lippen entweder bloß mit der Hand oder mit Leinwand ab. Gab man ihm nach-

nachdem er gefressen hatte, einen Zahnstocher, so bediente er sich desselben so wie wir. Er zog sehr geschickt Brod und andere Sachen aus den Taschen. Man versicherte mich, daß wie er auf dem Schiffe war, er frey herumlief, mit den Matrosen spielte, und wie er zur Küche lief, um seinen Antheil zu holen.

Bey anbrechender Nacht legte er sich nieder, und die Anstalt die er zu seiner Ruhe machte, waren in einigen Stücken noch auffallender als seine Weise zu essen und zu trinken. Er schlief nicht gern in seinem Gemach, wie es mir schien aus Furcht, daselbst eingeschlossen zu werden. Wenn er sich niederlegen wollte, legte er das Heu seines gewöhnlichen Lagers zurecht, schüttelte es gut, und trug dazu so viel zum Kopfküssen, legte sich am öftersten auf die Seite, und deckte sich vorn zu, weil er sehr frostig war, obgleich er am Vorgebürge der guten Hoffnung schon an ein kälteres als das Ostindische Klima gewöhnt war. Einigemal sahen wir etwas von ihm, das uns besonders das erstemal sehr in Bewunderung setzte. Nachdem er nemlich sein gewöhnliches Lager bereitet hatte, nahm er ein Sück Leinwand das bey ihm lag, breitete es aus, legte mitten darin Heu, faßte oben die vier Zipfel zusammen, und trug dieses Pack mit vieler Geschicklichkeit nach seinem Lager um ihm zum Kopfküssen zu dienen, und zog darauf die Decke über seinen Leib. Des Tages schlief er stoßweise, aber nicht lang. Sehr oft setzte er sich auf den Hintern, und hüllte sich in eine Kleidung, die er sich auf den Kopf setzte, bisweilen auch bloß um den Hals und um den Leib schlug, um sich gegen die Kälte zu schützen,

schützen, obgleich es im Sommer und bey großer Hitze war; welches ihm dann ein lächerliches Ansehen gab. Wie er mal mit vieler Aufmerksamkeit sahe, wie ich mit einem Schlüssel das Schloß seiner Kette auf- und zuschloß, ergriff er ein klein Stück Holz, das bey ihm lag, stach es in das Schlüsselloch, drehete es nach allen Seiten vor- und rückwärts, und sahe zu, ob sich das Schloß nicht öffnete. Da das Thier an einer starken Kette an einer langen Eisenstange fest war, an welcher er bisweilen sehr hoch, bis zu einem Balken des Dachs stieg, so ließ ich, um ihn daran zu hindern, einen Ring der Kette mit einer eisernen Klammer auf den Boden nageln. Wie er aber, ich weiß nicht wie, aus einem Brette seines Gemachs, einen großen, fünf Zoll langen Nagel bekommen hatte, versuchte er die Krampe auszuziehen, und bediente sich dazu des Nagels wie eines Hebels.

Man gab ihm mal eine sehr junge Katze. Er beroch sie überall, besonders hinten, (wie er bey dem Sperling gethan hatte, und fast bey allem was man gab, that.) Da aber die etwas grob behandelte Katze ihm in die Arme kratzte, warf er sie bey Seite, besahe seine Wunde, und wollte dieses kleine Thier nicht weiter anrühren.

Wenn er auf den Boden seines Gemachs geharnt hatte, nahm er bisweilen ein Stück Zeug, und trocknete es sehr reinlich ab. Einmal sahe man, daß er seinen Haarn in die Hand nahm und trank, obgleich er seinen Durst kurz vorher gestillt hatte.

Gleich

Gleich nach seiner Ankunft hatte man ihn in eine Kammer bey einem Schranke von Nußbaum gesetzt, bisweilen nahm er einen von seinen Lappen, und wischte damit sorgfältig den Staub von den Füßen dieses Spinds. Wenn Herren in Stiefeln kamen, ihn zu sehen, bediente er sich auch bisweilen eines kleinen Aschenbesens, der bey ihm lag, und machte damit ihre Stiefel sauber rein. Auch schnallte er die Schuhe der Zuschauer mit solcher Fertigkeit auf, als ein Bedienter es zu thun im Stande ist.

Alle Knoten in einem Stricke, oder desgleichen, so verwickelt und vielfach sie auch waren, wußte er sehr geschickt mit den Zehen aufzumachen, oder wenn sie zu fest waren, mit den Zähnen; aber er schien nicht zu wissen, wie er sie machen solle. Wenn er etwas haben wollte, das er mit den Händen oder Vorderfüßen nicht erreichen konnte, legte er sich lang auf den Rücken auf die Erde und ergriff die Sache mit den ausgestreckten Hinterfüßen. Einigemal bediente er sich in der Absicht auch ein langes Stück Zeug, und schlug damit den Gegenstand so lang bis er ihm nahe genug war. Wenn er ein Glaß oder Napf in einer und einen Stock in der andern Hand hatte, hielt es schwer es ihm zu nehmen, weil er beständig mit dem Stocke auswiche und fochte um es zu behalten.

Man hörte ihn nie schreyen, es sey denn, wenn er sich allein fand, und dann kam sein Geschrey dem Heulen eines jungen Hundes nahe, endlich ward es gröber und rauher, welches ich mit nichts besser vergleichen kann als mit dem Lärm einer

ner großen Säge, wenn sie das Holz durchschneidet.

Wir haben schon angeführt, daß dieses Thier eine außerordentliche Stärke besaß; aber dieselbe war vorzüglich merklich in den Vorderfüßen oder Händen, deren es sich vorzüglich, wie alle andre Affenarten, bediente, und damit die schwersten Lasten heben und fortschaffen konnte.

Sein Auswurf, wenn er sich wohl befand, bestand in ovalen Stücken.

Ein besonderer Umstand, der, so viel ich weiß, noch bey keinem andern als diesem Thiere beobachtet ist, bestand in folgendem: Wie er in der Menagerie ganz gesund war, spuckte ihm Jemand in die Hand, er besahe den Speichel und leckte ihn, sammlete ihn ebenfalls in seinem Maule und spuckte ihn auch so natürlich in seine Hand als ein Mensch es nur thun mag. Sein Speichel war schaumend als beym Menschen. Diese zufällig gemachte Beobachtungen habe ich von meinem gelehrten Freunde den Herrn Tak, Doktor der Arzneywissenschaft in Leiden.

Nachdem ich ihn, wie gesagt, mit aller Sorgfalt vier Wochen nahe bey mir gehalten hatte, schickte ich ihn den 28 Jul. mit aller möglichen Vorsicht in ein besondres für ihn bereitetes Quartier in die Menagerie. Nach einigen Monaten, darin das Thier sich ganz wohl befunden hatte, ward es im November krank, zitterte an allen Gliedern und hatte eine Art von Durchfall; Eine kleine Gabe Rhabarber

Rhabarber schien ihn völlig herzustellen. Aber dieses war von keiner langen Dauer, und kurz darauf fiel das Thier in eine abzehrende Krankheit und starb daran am 22. Januar 1777. Nach den Berichten hatte er kurz vorher stark geseufzet, darauf ein Geröchel mit der Kehle und darauf der letzte Athem folgte, nachdem er hier ohngefähr sieben Monate gelebt hatte. [10])

Die Beschreibung des Orang-outangs aus Ostindien ist folgende: „Aufgerichtet betrug seine Höhe zwey und einen halben rheinländischen Fuß. Bey seiner Ankunft in diesem Lande war er nicht mager, sondern sehr gut bey Leibe, obgleich seine vordern und hintern Beine gar nicht so fleischig waren, als der gelehrte Tulpius sie in seiner Abbildung vorstellt; aber der Bauch, besonders wenn er auf dem Hintern saß, war gleichfalls dick und aufgetrieben. Dieses Weibchen hatte die Brustwarzen sehr klein und ganz nahe an den Achseln sitzen. Der Nabel glich sehr einem Menschen-Nabel.

Die Vorderbeine oder Arme waren von der Achsel bis an das Ende des Mittelzees drey und zwanzig Zoll lang; die Hand allein bis ans Ende des Mittelzees sieben Zoll; der Mittelzee war drey und

10) Hierauf folget eine Vertheidigung des Hrn. Vosmaer gegen Beschuldigungen des Hrn. Forsters im 2ten Theile seiner Reise um die Welt, die wir hier übergehen.

und einen halben Zoll lang, der erste etwas kürzer, der dritte etwas länger, der vierte oder kleine Zee viel kürzer; aber der Daum noch mehr. Alle Zee haben drey Glieder, der Daum nur zwey; und alle sind mit einem runden schwarzen Nagel versehen.

Die Hinterbeine waren von der Hüfte bis zur Ferse zwanzig Zoll lang, aber das Dickbein nach Verhältniß viel kürzer als das Dünnbein. Die Füße, wenn sie flach standen, waren vom Ende der Hacke bis ans Ende des Mittelzees acht Zoll lang. Die Fußzee sind kürzer als die Finger der Hand oder des Vorderfußes; der mittelste ist auch etwas länger als die übrigen, aber hier ist der Daum oder große Zee viel kürzer als der Daum der Hand oder des Vorderfußes. Die Zee sind wie an der Hand und an den Nägeln schwarz. Aber dem Daume oder großen Zee, der nur zwey Glieder hat, fehlet der Nagel gänzlich in allen vier asiatischen Thieren dieser Art, die mir bekannt sind. Vielleicht ist dieses ein Unterscheidungszeichen von der amerikanischen Art, dessen Daum oder große Zee einen Nagel zu haben scheint. Die innere Seite der Vorder- und Hinterfüße ist ganz nackt ohne Haare, mit einer ziemlich sanften schwarzfalben Haut bedeckt; aber nach dem Tode und schon in der Krankheit des Thiers war diese Haut viel weisser geworden. Die Zee an den Vorder- und Hinterfüßen waren auch ohne Haar.

Die Lenden sind nicht nackt noch schwielig wie bey andern Affen, aber man kann keine Backen oder Dickfleisch daran wahrnehmen, noch das geringste Zeichen von Schwanz. Das Gesicht ist vorn

vorn ganz mit einer kahlen mausfarbigen Haut bedeckt. Die Schnauze oder das Maul ist ein wenig hervorstehend, obgleich nicht so sehr als an den Magots, aber das Thier konnte es auch sehr hervorstrecken und zurückziehen. Die Oeffnung des Mauls ist wie bey den mehrsten vierfüßigen Thieren sehr breit. Um den Augen, auf den Lefzen, und auf dem Kinne, war die Haut etwas mehr fleischfarbig. Die Augen sind blaulich-braun, in der Mitte schwarz. Sowohl die obern als untern Augenlieder sind mit kleinen hervorstehenden Wimpern versehen. Die Nase ist unten sehr breit. Im obern Kinnbacken sind vier Vorderzähne, worauf an jeder Seite ein Zwischenraum folgt, darauf auch an beyden Seiten ein Backenzahn kommt der länger ist, und dann zählt man oben noch an jeder Seite drey Mahlzähne, von welchen der letzte der größte ist. Eben die Ordnung findet im unterm Kinnladen statt. Die Zähne sind den Menschenzähnen sehr ähnlich, und geben durch ihre Größe und Breite zu erkennen, daß das Thier ausgewachsen sey. Inwendig war das Maul oder der Gaumen von schwarzer Farbe, hingegen unter der Zunge fleischfarbig. Das Zahnfleisch um den Zähnen des untern Kinnbackens ist auch schwarz. Die Zunge ist lang, vorn abgerundet, glatt und sanft. Die Ohren sind ohne Haar und von menschlicher Gestalt, aber viel kleiner als andere sie vorgestellt haben. Bey seiner Ankunft hatte das Thier kein Haar als nur das schwarze auf dem Hintertheil des Leibes, auf den Armen, den Lenden und Hinterbeinen. Der Kopf oben oder hinten, die Brust und der Bauch zeigt nur eine nackte mausfarbige Haut. Auf den Armen bemerkte man dieselbe

Richtung des Haars, deren Tyson erwähnt, nemlich von der Schulter bis zum Ellbogen nach unten, und von der Hand oder Vorderfuß bis nach oben zu bis zum Ellbogen, und also in entgegengesetzter Richtung. Bey herannahenden Winter bekam das Thier vielmehr Haar, und wie der Hofmahler Herr Haag die Abbildung davon machte, war der Kopf ganz mit kurzen braungelben Haaren bedeckt. Der Rücken, die Brust, und alle übrigen Theile des Leibes waren eben so mit hellkastanienbraunem Haare bedeckt; so daß er ein ganz verschieden Thier zu seyn ließ. Die längsten Haare auf dem Rücken waren drey Zoll lang **Vosmaer.**

Der

Der Pithekos. S. 245.

Büff. n. g. d. Th. XVIII B. Schrebe Tab. IV.

Der Pithekos a) [1])

oder

der gemeine Affe.

Schreb. Säugth. *Tab. IV.*

Es giebt gewisse Thiere, sagt Aristoteles, deren Natur zweifelhaft ist, indem sie vom Menschen etwas, und etwas von den vierfüßigen Thie-

 ren

a) Pitheque. Griechisch πίθηκος, Lateinisch Simia, Chinchin in der Tartarey nach Rübrüquis, Sinsin in China nach le Pere du Halde. Ital. Simia, Mona. Span. Simio, Ximio, Mono. weibl. Ximia, Mona. Portug. Bogio, Bugio, weibl. Bogia. Engl. Ape. Holl. Aap. Ruß. Obesjuan &c.

Pithecus. *Arist. Hist. Animal. Lib.* II. *Cap.* VIII.

Simia. *Jonston de quadrup. tab.* 59. duae figurae.

Simia simpliciter dicta, cauda carens. *Ray Synops. quad. p.* 149.

Figura prima est earum simiarum, quae caudas non habent: hae caeteris facilius et citius mansuefiunt, caeterisque solertiori ingenio praestant hilarioresque et versutiores existunt. *Prosp. Alpin. Hist. Aegypti, Lib. IV. tab. XX. fig.* 1.

Simia

ren an sich hat, dergleichen Thiere sind die Pithekos, die Kebos, und die Cynocephalus: der Kebos ist ein

Simia unguibus omnibus planis et rotundatis — Le singe. *Brisson Regn. anim. p. 188.*

V.

x) Simia (Siluanus) brachiis corpore breuioribus, natibus caluis, capite subrotundo. *Erxleb. Mammal.* p. 11. n. 3.

Simia. *Plin. hist. nat.* VIII. c. 54.

Πιθηκος. *Aelian. anim. V. c. 26.*

Simia. *Gesn quadr. p. 957.*

Simia. *Aldrov. digit. p. 199.*

Simia. *Jonst. quadr. p. 96. 137.*

Cercopithecus. *Jonst. quadr. tab. 59.* inferior ad sinistram med.

Simia ein Aff. *Gesn. thierh. p.* 1. Abb. schlecht. (eine bessere *p.* 2.)

Simia. *Ludolf. Aeth.* I. *c. 10. n. 52.*

Simia simpliciter dicta cauda carens. *Sloan. Jam.* II. *p. 328.*

Ein Aff. *Meyer Thiere* I. *tab. 13.* (Abb. mittelm.)

Simia ecaudata, rufo nigricans. *Linn. syst. nat. VI. p. 3. n. 4.*

Simia acauda capite majore. The great headed Simia, with no tail. *Hill. anim. p. 536.*

Simia (vulgaris) ecaudata, clunibus tuberosis. *Linn. Mus. Adolph. Frid.* I. p. 1.

Simia (Syluanus) ecaudata, clunibus tuberoso-callosis, *Linn. syst. nat. X. 1. p. 25. n. 2.*

Singes. *Dict. anim. IV. p. 194.* cum congener.

Aap

ein Pithekos mit einem Schwanz, der Cynocephalus ist dem Pithekis völlig ähnlich, nur ist er größer und stärker, und hat eine hervorstehende Schnauze, die beynahe wie die Schnauze eines Hundes gestaltet ist; von diesem Kennzeichen hat man auch seinen Namen hergenommen. Er ist von wildern Sitten, und hat stärkere Zähne als der Pithekos. Seine Zähne gleichen mehr den Zähnen eines Hundes." Aus dieser Stelle erhellet, daß der Pithekos und Cynocephalos des Aristoteles keinen Schwanz haben, weil er sagt, diejenigen Pithekos, die Kebes genannt würden, hätten einen Schwanz,

 und

Aap zonder Staart, het Gat; Eeltagteg uit puilende. *Houtt. nat. hist.* I. *p.* 356.

Singe. *Bom. dict. IV. p.* 226.

Simia (Syluanus) ecaudata, natibus caluis capite subrotundo. *Linn. syst. nat.* 12. *I. p.* 34. *n.* 2. XIII. I. *p.* 27. *n.* 2.

Le Pitheque. *Buffon Hist. Nat. XIV. p.* 84. *Ed in* 12. *Tom. VII. p.* 101.

The Pigmy ape. *Penn. syn. quadr. p.* 98. *n.* 64. *tab.* 12. *fig.* 1.

Piteco. *Aless quadr. IV. tab.* 198.

Der Waldteufel. Müll. Natursf. I. p. 120.

Der gemeine Affe: Simia Siluanus. Schreb. Säugth. I. p. 68. n. 3. tab. 4. (Abb. eigen, gut.)

Affe der Alten. Mart. Naturlex. I. p. 546. fig. aus Schreb.

Der gemeine Affe. Der Pitheke. Zimmerm. geograph. Zool. 2. p. 175. n. 72.

Der gemeine türkische Affe. Simia Sylvanus. Blumenb. Handb. 3. p. 66. n. 4.

Q.

und der Cynocephalus wäre dem Pithekos in allen Stücken ähnlich, ausgenommen, daß seine Schnauze mehr he vorstehend, und seine Zähne dicker wären. Aristoteles erwähnt also zweer Gattungen ungeschwänzter Affen, des Pithekos und des Cynocephalos, und er erwähnt andrer geschwänzter Affen, die er Kebes nennt. Vergleichen wir also dasjenige, was wir bereits wissen, mit dem, was Aristoteles wußte, so bemerken wir, daß wir schon drey Gattungen ungeschwänzter Affen gesehen haben, nemlich den Orang-outang, den Gibbon und den Magot, doß aber keine dieser drey Gattungen der Pithekos seyn kann, weil die beyden ersteren, nemlich der Orang-outang und der Gibbon, dem Aristoteles gewiß nicht bekannt waren, indem diese Thiere sich nur in den südlichen Gegenden von Afrika und Indien finden, das zu seiner Zeit noch nicht entdeckt war, und weil sie übrigens Kennzeichen an sich haben, die sich von denen, die er dem Pithekos beylegt, hinlänglich unterscheiden. Aber die dritte Gattung, die wir Magot nannten, ist der Cynocephalus des Aristoteles, er hat alle Merkmale von ihm, hat keinen Schwanz, hat eine Schnauze wie ein Hund, und hat dicke und lange Hundszähne: er ist übrigens gemeiniglich in Kleinasien und den übrigen Provinzen des Morgenlandes zu Hause, die die Griechen schon kannten; auch der Pithekos ist dort einheimisch. Wir haben ihn nicht gesehen, und kennen ihn nur aus dem Zeugnis der Schriftsteller Indessen zweifeln wir nicht, daß er eben so wol wie der Cynocephalos wirklich existirt, obgleich in den zwanzig Jahren, da wir uns mit Untersuchung der Affen beschäftigen, diese Gattung uns niemals vorgekommen ist. Gesner

und Johnston haben von diesem Affen Pithekos Abbildungen geliefert. Herr Brisson b) führt an, er habe ihn gesehen, und unterscheidet ihn vom Cynocephalos oder Magot, den er ebenfalls gesehen zu haben vorgiebt. Er bestätigt was Aristoteles sagt, und versichert, diese beyden Thiere wären einander in allen Stücken ähnlich, außer in der Schnauze, die beym Pithekos oder eigentlichen Affen kurz, beym Cynocephalus aber verlängert wäre. Wir sagten vorhin, der Orang-outang, der Pithekos, der Gibbon, und der Magot wären die einzigen Thiere, bey denen der generische Name Affe anwendbar wäre, weil sie die einzigen sind, die keinen Schwanz haben, und die lieber und häufiger auf zween Füßen, als auf vieren gehen: der Orang-outang und der Pithekos sind vom Gibbon und Magot sehr verschieden. Weil aber beyde sich in allen Stücken gleichen, ausgenommen in der

b) Erste Race von Affen; die ungeschwänzten mit kurzer Schnauze; 1. der Affe (Singe). Ich habe verschiedene Affen gesehen, die nur der Größe nach von einander verschieden waren. Ihr Gesicht, ihre Ohren, ihre Nägel sind dem Gesicht, den Ohren und Nägeln des Menschen sehr ähnlich. Das Haar, das den ganzen Körper, ausser dem kahlen Gefäß, bedeckt, ist von vermischter grünlicher und gelblicher Farbe. Oberhalb des Körpers ist das Grünliche und unterhalb das Gelbliche die Hauptfarbe. — Zweyte Race von Affen, die ungeschwänzten mit verlängerter Schnauze. 1. Der Affe Cynocephalus. Er unterscheidet sich vom Affen blos durch die längere Schnauze, die wie eine Hundsschnauze gestaltet ist, sonst gleicht er ihm in allem. Ich habe ihrer mehrere gesehen, die nur durch die Größe von einander verschieden waren. *Brisson regn. anim. p. 189, 191.*

Größe der Kinnbacken und der Dicke der Hundszähne, so hat man sie oft miteinander verwechselt. Man hat sie immer unter dem gemeinschaftlichen Namen Affe begriffen; selbst in denjenigen Sprachen, die für die ungeschwänzten Affen einen besondern Namen, und einen andern für die geschwänzten Affen haben, hat man den Pithekos nicht vom Magot unterschieden. Man nennt beyde im Deutschen Affe, im Englischen ape. Nur in der Griechischen Sprache bekömmt jedes Thier seinen eignen Namen. Uebrigens ist das Wort Cynocephalus mehr eine adjektive Benennung als ein Substantivum Proprium, und wir haben es aus diesem Grunde nicht beybehalten.

Es scheint sich aus den Zeugnissen der Alten zu ergeben, daß der Pithekos unter allen ihnen bekannten Affen der frömmste und gelehrigste gewesen, und daß sein Vaterland Asien, Lybien, und die übrigen Afrikanischen Provinzen gewesen seyn, die die griechischen und römischen Reisenden zu besuchen pflegten. Dies bringt mich auf die Vermuthung, man müsse folgende Stellen des Leo Afrikanus und des Marmol, auf diese Affengattung deuten. Sie sagen, die langgeschwänzten Affen, die man in Mauritanien antrift, und die die Afrikaner Mones nennen, kommen aus dem Lande der Neger her, die ungeschwänzten Affen aber gehören in den Gebürgen von Mauritanien, Bugia, und Constantina zu Hause, und sind dort in großer Menge. „Sie haben, sagt Marmol, Füße, Hände, und wenn ich so sagen darf, ein Gesicht wie der Mensch, sind sehr klug und sehr boshaft; Sie leben von Gras, Getreide, und allerhand Baumfrüchten,

früchten, die sie truppweise von den Feldern und aus den Gärten stehlen. Ehe sie sich aber aus ihrer Festung heraus wagen, steigt einer von ihnen auf eine Anhöhe, von wo er das ganze Feld übersehen kann. Sieht er, daß niemand da ist, so giebt er den andern durch ein Geschrey zu erkennen, daß sie jetzt heraus gehen können, er selbst weicht nicht von der Stelle, so lange seine Kammeraden außen sind. Sobald er aber jemand kommen sieht, so schlägt er ein lautes Geschrey auf; alle nehmen sich auf, springen von Baum zu Baum, und flüchten sich in die Gebürge; es ist lustig ihre Retirade anzusehen, denn die Weibchen haben oft vier bis fünf Junge auf dem Rücken, und machen demohnerachtet große Sprünge von einem Zweige zum andern. Man fängt sie durch verschiedne Kunstgriffe in beträchtlicher Anzahl, ob sie gleich sehr fein sind; wenn sie böse werden, so beißen sie, sobald man sie aber nur ein wenig liebkoset, so beruhigen sie sich leicht. Sie thun den Früchten und dem Getreide großen Schaden, weil sie nichts anders thun als abbrechen, abreißen und an die Erde werfen, die Frucht mag reif seyn oder nicht. Sie verderben weit mehr, als sie aufessen und mit sich nehmen. Wenn sie zahm sind, so machen sie unglaubliche Dinge. Sie ahmen dem Menschen in allem nach, was sie von ihm sehen. c) Kolbe erzählt fast das nemliche von den Affen des Vorgebirges der guten Hofnung. Man sieht aber aus seiner Abbildung und Beschreibung, daß er von Babouins redet, denn diese haben einen kurzen Schwanz, eine läng-

lichte

c) l'Afrique de Marmol, Tome I. p. 57.

lichte Schnauze, spitzige Nägel rc. sie sind auch dicker und stärker als die Mauritanischen Affen d) man darf also muthmaßen, daß Kolbe die Stelle aus Marmol abgeschrieben, und die natürlichen Eigenschaften der Mauritanischen Pithekos den Babouins am Kap beygelegt hat.

Der Pithekos, Magot und derjenige Babouin, den wir Papion nennen, waren alle drey den Alten bekannt, denn diese Thiere gehören sämmtlich in Kleinasien, in Arabien, in Oberegypten und in dem ganzen nördlichen Theile Afrika's zu Hause. Man könnte also die Stelle aus Marmol auch auf diese drey anwenden; Aber es ist klar, daß sie nicht auf den Babouin zielt, weil darin von ungeschwänzten Affen geredet wird; was mich hingegen vermuthen läßt, daß der Verfasser nicht vom Magot sondern vom Pithekos redet, ist dieses: der Magot ist nicht leicht zahm zu machen, er wirft gewöhnlich nur zwey Junge, und nicht vier oder fünf wie Marmol sagt: hingegen der Pithekos, der kleiner ist, kann ihrer mehrere werfen. Dieser Affe ist sanfter und gelehriger als der Magot, der sich nur mit Mühe bändigen und niemals völlig zahm machen läßt. Alle diese Gründe überzeugen mich, daß man jene Stelle der afrikanischen Schriftsteller nicht vom Magot, sondern vom Pithekos verstehen müsse. Eben dies trift auch bey einer Stelle des Rübrüquis zu, e) worin er der Affen von Cathay erwähnt, er sagt nemlich: „daß sie in allen

d) Man sehe den folgenden Artikel vom Papion.
e) Relation de Rübruquis, p. 176. seqq.

allen Stücken die Gestalt und Manieren des Menschen an sich haben" — „daß sie nur einen Ellenbogen hoch und ganz mit Haaren bedeckt sind, daß sie in Höhlen wohnen, wohinein man starke berauschende Getränke setzt, um sie zu fangen, daß sie alle zugleich hervorkommen, um von diesem Getränk zu kosten, daß sie dabey **Chinchin** schreyen, daher man ihnen den Namen **Chinchin** gegeben habe, daß sie sich betrinken und dabey einschlafen, so daß die Jäger sie nachher leicht fangen können." Diese Kennzeichen kommen nur dem Pithekos und gar nicht dem Magot zu: Wir haben den letztern lebendig gehabt, haben ihn aber niemals **Chinchin** schreyen hören: übrigens ist er höher als ein Ellenbogen und gleicht dem Menschen nicht so sehr als der Verfasser sagt: Eben diese Gründe haben uns auch bewogen, dem Pithekos und nicht dem Magot die Abbildung und Beschreibung des Prosper Alpinus zuzueignen, worin er versichert, daß die kleinen ungeschwänzten Affen, die er in Aegypten gesehen habe, geschwinder und leichter zahm zu machen wären als die andern, daß sie mehr Verstand und Munterkeit hätten, und daß sie lustiger und schäkerhafter wären als alle übrige Der Magot ist aber dick und groß von Wuchs, er ist garstig, finster, wild und wird nur halb zahm, es schicken sich also die Kennzeichen, die Prosper Alpinus seinem ungeschwänzten Affen beylegt, auf keine Weise für den Magot. Sie können keinem andern Thiere als dem Pithekos zugeeignet werden.

Unterscheidungskennzeichen dieser Gattung.

Der Pithekos hat keinen Schwanz, die Hundszähne sind bey ihm nach Verhältniß nicht

größer als beym Menschen, er hat ein plattes Gesicht, platte Någel, die wie beym Menschen zugerundet sind, er geht auf seinen beyden Füßen, ist ohngefähr einen Ellenbogen oder aufs höchste einen und einen halben Fuß hoch: sein Naturel ist sanft, man kann ihn leicht zahm machen. Die Alten sagten, daß das Weibchen dem periodischen Blutabfluß unterworfen wåre, uns läßt die Analogie nicht daran zweifeln.

Anhang
zum gemeinen Affen.

Da der Herr Graf von Büffon gesteht den Pithekos nicht selbst gesehen zu haben, noch eine Abbildung davon liefert, so soll hier die Beschreibung des Herrn Schrebers folgen. „Ein länglicher Kopf, kurzes plattes Gesicht und kurze Arme unterscheiden dieses Thier von den übrigen ungeschwänzten Affen. Das Gesicht ist in der Mitte kahl und runzlich. Die Ohren den menschlichen ähnlich, aber mehr abstehend, kürzer, runder und breiter gesäumt. Der Hals kurz. Die Finger vorwärts kahl, zusammengedrückt mit länglichen halbcylindrischen vorne breiten Nägeln, welche jedoch an den sehr kurzen Daumen flach und rundlich sind. Der Schwanz, wenn man einen kleinen knochenlosen Fortsatz der Haut so nennen darf, welcher ohngefähr an der Stelle des Schwanzes stehet, ist wenige Linien lang.

Die Haut hat auf dem Kopfe, am Leibe, vornemlich aber auf der Brust, wo sie zwischen den Haaren hervorscheinet, eine dunkelblauliche Farbe. Doch ist das Gesicht, die Backen ausgenommen, schmutzig weiß oder vielmehr fleischfarbig; die Haut

am Halse eben so; unter den Achseln und auf der untern Seite des Armes, auch auf der inwendigen Seite der Beine, bis an den Bauch hinauf, um die Gegend der Weichen, weißlich. Die Ohren schwärzlich. Die wenigen Barthaare sind, wie die Augenwimpern, schwärzlich. Die Backen mit schwarzen hinterwärts gestrichenen Haaren eingefaßt. Das Kinn unbärtig, weißlich, wie der Hals vorn ebenfalls ist. Das Haar auf dem Kopfe braungelb, auf der Stirne bisweilen dunkelbräunlich. Der Rücken in der Mitte dunkelbraun, gelbbraun oder gelblich weißgrau mit eingemischten dunklern und schwärzlichen Haaren; denn die Farbe des Thieres ist sich nicht immer völlig gleich. Die Seiten blässer, ins graue schattirt. Der Bauch weißgrau, welches sich unterwärts ins gelbbräunliche verliert. Die Haare auf den Händen sehen dunkler als auf dem Rücken, die Haut derselben, soweit sie kahl ist, schwarz. Die Gesäßschwielen, der After und Schwanz fleischfarbig.

Die vier Vorderzähne in der obern Kinnlade sind von den daran stoßenden Seitenzähnen durch einen schon an der Kinnlade merklichen Zwischenraum abgesondert. In der untern ist ein solcher weder zwischen den Vorder- und Seitenzähnen, noch zwischen diesen und den Stockzähnen wahrzunehmen; doch entfernt sich jeder Seitenzahn von dem benachbarten Vorderzahn mit der Spitze so, daß dadurch eine kleine Lücke entstehet. Die Vorderzähne der obern Kinnlade gehen in einer schiefen Richtung aus derselben heraus; die beyden mittlern sind fast noch einmal so breit als die äußern, und haben eine lange gerade Schneide. Die in der

der untern Kinnlade sind von mittlerer Größe. Die Seitenzähne in der obern Kinnlade sind nicht länger als die Vorderzähne, breit wie am Menschen, und stumpf; die in der untern konisch und spitzig; ich habe sie noch nicht länger gesehen, als die Backzähne. Diese kommen den Vorderzähnen an Länge gleich, und haben ziemlich spitzige Ecken. Die beyden vordern in der obern Kinnlade zwo, die beyden hintern viere; der vordere in der untern eine Spitze, von welcher eine breite Fläche vorwärts herabgehet; die hintern viere wie oben.

Aethiopien, Arabien, und ein Theil von Indien ist das Vaterland dieses Affen, welcher von daher häufig nach Europa kommt, und der gemeinste unter denen ist, die von Herumläufern für Geld gezeigt werden.

Seine Nahrung sind Früchte, Wurzeln, Blätter, Brod, auch allerley Insekten und Gewürme. Fleisch verschmähet er mit Abscheu. Er trinkt Wasser, süße Milch, Bier, Wein ꝛc. aus der hohlen Hand oder aus Geschirren.

Seine gewöhnlichste Grimasse ist eine sehr schnelle Bewegung der Lippen nach allen Richtungen, die ein verzerrtes Lächeln vorstellet, und mit einem ungemein geschwinden Zusammenschlagen der Zähne vergesellschaftet ist. Damit giebt er Verlangen, Abscheu, Freude, Unwillen und Zorn zu erkennen. Sein Laut, wenn er in die Enge getrieben wird, ist ein heftiges kurzes Gekreisch.

Er ist sehr unbändig, wenn er alt gefangen wird. Ein vollwüchsiger Affe von dieser Gattung, der etwas größer ist als ein Fuchs, bezwingt einen ziemlich starken Mann. Insonderheit sind die Weibchen furchtbar, wenn sie Junge haben.

Keine Art Affen vermehrt sich so leicht in der Gefangenschaft als diese: selbst in ziemlich kalten Ländern. Das Weibchen gehet in den zehenten Monat trächtig. Die Jungen sind anfänglich auf dem Rücken schwärzlich, und im Gesichte weiß. Sie kleben der Mutter beständig an der Brust oder dem Bauche, so lange sie sich von ihrer Milch nähren; und werden von den Eltern gekannt und geliebkoset, wenn sie auch schon ziemlich herangewachsen sind. Jung lassen sie sich nicht nur sehr zahm machen, sondern auch zu einigen Künsten abrichten, worinn sie es aber doch selten zu einer großen Fertigkeit bringen.

Vermuthlich ist diese Art Affen eben diejenige, welche die Griechen und Römer am meisten gekannt, und mit den Benennungen πιθηκος und simia bezeichnet, auch viele Mährchen von ihnen hinterlassen haben. Daß sie aber auch zu den Erzählungen von den Pygmäen Anlaß gegeben haben sollte, wie Herr Pennant meinet, ist um deswillen nicht sehr wahrscheinlich, weil diese, so weit sie nicht erdichtet sind, besser zu den Orang-outang passen. Schreb.

Der

Der Gibbon.

S.259.

Büff. Thiere XVII. Th.

Büff. a. H. d. N. VII. 2. T. 2.

Der Kleine Gibbon. S. 259.

Büff. Thiere XVII Th.

Büff. allg. H. d. n. VII. II. Tab. 3.

Der Gibbon. a) [1]

a) Der größere. Büff. Allg. Hist. d. Nat. XIV. Tab. 2.
b) Der kleine. — — — — — — Tab. 3.

Der Gibbon geht beständig aufrecht, selbst denn, wenn er auf vier Füßen geht, weil seine Arme eben so lang sind als sein Körper und seine Bei-

 ne.

a) *Gibbon.* Dies ist der Name, unter dem Herr Dupleix uns den Affen vorgestellt hat, den er mit aus Ostindien gebracht hatte. Ich glaubte anfangs, Gibbon wäre ein indianisches Wort, wie ich aber über die Nomenclatur der Affen nachzusuchen anfieng, fand ich in einer Note von Dalechamp beym Plinius, daß Strabo den Cephus durch das Wort Keipon bezeichnet habe, woraus man nachher wahrscheinlicher Weise Guibon oder Gibbon gemacht hat. Hier ist die Stelle aus Plinius mit Delechamps Note: Pompeji magni primum ludi ostenderunt ex Aethiopia, quas vocant *Cephos* *) quarum pedes posteriores pedibus humanis et cruribus, priores manibus fuere similes: hoc animal postea Roma non vidit.

*) [Cephos] Strabo lib. 15. Κεῖπον vocat, esseque tradit facie satyro similem. *Dal.* Plin. Hist. nat. lib. VIII. cap. XIX. Anmerk. Mir scheint, es könne das griechische Κῆβος und das Cephus beym Plinius, die beyde eigentlich Kébus und Képhos ausgesprochen werden müssen, vielleicht ursprüng-lich

ne. Wir haben ihn lebendig gesehen. Er war nicht völlig drey Fuß hoch, aber er war jung, und war

lich von Koph oder Kophin, dem hebräischen und chaldäischen Namen dieses Affen herstammen.

1) Simia (Longimana) brachiis longitudine corporis. *Erxleb. Mammal. p. 9. n. 2.*

Le grand Gibbon. *Buff. hist. nat. XIV. p. 92. tab. 2. in 12. Tom.* VII. *p. 112. pl. 2.*

Le petit Gibbon. *Buff. hist. nat. XIV. tab. 3. in 12. Tom.* VII. *tab. 3.*

The longarmed Ape. *Penn. syn. quadr. p. 99. n. 66.*

Homo (Lar) brachiis longitudine corporis. *Linn. mant.* II. *p. 521. Miller on various Subj. of nat. hist. tab. 27. A. B.*

Gibbon grande. *Aless. quadr. IV. tab. 174. fig. 1.* (aus Büff.)

Gibbon picciolo. *Aless. quadr. IV. tab. 174. fig. 2.* (aus Büff.)

Der indianische langarmige Affe, der Schleuderaffe. Martini Naturlex. I. p. 565. (Abbild. aus Büff.)

Der langarmige Affe. Simia longimana. Schreb. Säugth. I. p. 66. n. 2. tab. 3. (Abbild. aus Büff.)

Der Langarm. Müll. Natursf. Suppl. p. 4. t. 1. fig. 1. (aus Büff.)

Der langarmige Affe. Gibbon. Zimmerman geogr. Zool. 2. p. 171. n. 71.

Simia longimana. Gibbon oder Golock. Blumenb. Handb. 3. p. 66. n. 3.

Simia Lar. *Linne Syst. Nat.* XIII. I. *p. 27. n. 35.*

O.

war in Gefangenschaft. Man kann sich also vorstellen, daß er noch nicht seine völlige Größe erreicht hatte, daß er aber im natürlichen Zustande, wenn er erwachsen, wenigstens vier Fuß hoch werden würde. Der Schwanz fehlt ihm ganz und gar. Statt dessen aber hat er ein andres Kennzeichen, das ihn deutlich von den andern Affen unterscheidet. Dies ist die ungeheure Größe seiner Arme, die eben so lang sind, als Leib und Beine zusammengenommen, so daß das Thier, wenn es auf den beyden Hinterfüßen aufrecht steht, mit den Händen noch die Erde berührt, und daß es auf allen vieren gehen kann, ohne den Körper einzubiegen. Sein Gesicht ist rund, und von einem Kreise grauer Haare umgeben, so daß es aussieht, als wenn es von einem runden Rahmen eingefaßt wäre, ein Umstand, der diesem Affen ein sehr außerordentliches Ansehen giebt. Seine Augen sind groß, liegen aber tief im Kopfe, die Ohren sind kahl, und haben starke Ränder, sein Gesicht ist platt, dunkelbraun von Farbe, und sieht einem Menschengesicht ziemlich ähnlich. Der Gibbon ist nach dem Orang-outang und dem Pithekos derjenige Affe, der der menschlichen Gestalt am nächsten kommen würde, wenn nicht die unmäßige Länge seiner Arme ihn entstellte: denn im Zustande der Natur würde der Mensch ebenfalls ein ziemlich seltsames Ansehen haben, die Kopfhaare und der Bart würden ohne eine ordnende Hand, rund um sein Gesicht eine Einfassung von Haaren bilden, die derjenigen sehr nahe kommen würde, die das Gesicht des Gibbon umschließt.

Dieser Affe schien uns von ruhigem Naturel, und von sehr sanften Sitten zu seyn, seine Bewegungen waren weder zu hitzig noch zu übereilt. Was man ihm zu essen reichte, das nahm er sachte zu sich, man fütterte ihn mit Brod, mit Früchten, Mandeln ꝛc. Kälte und Nässe scheuete er sehr, und lebte nicht lange außer seinem Vaterlande. Er gehört in Ostindien zu Hause, besonders in den Provinzen Coromandel, Malaca, und auf den Moluckischen Inseln. b) Er scheint sich auch in den weniger südlichen Provinzen aufzuhalten, und der Affe aus dem Königreich Gannaura, einer Gränzprovinz von China, den einige Reisebeschreiber unter dem Namen **Fefé** c) angegeben haben, scheint ebenfalls zu

b) Der Pater le Comte sagt, er habe auf den Moluckischen Inseln eine Affengattung gesehen, die gewöhnlich auf zween Füßen aufrecht gieng, und sich der Arme so bediente, wie der Mensch. Im Gesicht glichen sie beynahe den Hottentotten, der Körper war aber ganz mit einer Art von grauer Wolle bedeckt. Sie waren vollkommen wie ein Kind anzusehen, und ahmten alle Leidenschaften und Neigungen der Kinder nach. Er setzt hinzu: diese Affen sind von sehr sanftem Naturel, sie umarmen und küssen mit ausserordentlichem Entzücken diejenigen, die sie kennen und denen sie ihre Zuneigung zu erkennen geben wollen. Einer von diesen Affen, den er gesehen hatte, war wenigstens vier Fuß hoch, er war ungemein artig und noch mehr hurtig. *Memoires sur la Chine par Louis le Comte. p. 510.*

Herr Schreber führt diese Stelle bey dem Orang-Utang an.

O.

c) Im Königreich Gannora, einer Gränzprovinz von China, giebt es ein sehr seltnes Thier, das Fefé genannt

zu den Gibbons gezählt werden zu müssen. Uebrigens variirt diese Gattung in der Größe und Farbe der Haare. Es sind im Cabinet zween von ihnen befindlich, von denen der zweyte, obgleich erwachsen, viel kleiner ist, als der erste, und an allen den Orten nur braune hat, wo der andre schwarz ist. Da sie sich aber in allen übrigen Stücken vollkommen gleichen, so zweifeln wir nicht, daß beyde zu einer und derselben Gattung gehören.*)

genannt wird. Es hat beynahe menschliche Gestalt, sehr lange Arme, einen schwarzen und haarichten Körper, und geht sehr leicht und sehr geschwind. *Recueil des Voyages &c.* Rouen 1716. tom. III. p. 168. Anmerkung 1. Das Kennzeichen der langen Arme kömmt nur diesem Affen allein zu, und beweist folglich klar, daß der Fefé kein anderer als der Gibbon ist. Anmerk. 2. Man kann annehmen, daß das Wort Fefé von jesef oder sesef herkömmt, demjenigen Namen, den der Babouin in den afrikanischen Provinzen führet, die zunächst an Arabien gränzen, und daß man diesen Namen vom Babouin auf den Gibbon übertragen hat. Denn der Babouin hat nicht längere Arme als die andern Affen.

*) Herr Pennant sahe bey dem Lord Clive noch einen lebendigen Affen, welcher vermuthlich eine andere Spielart des Gibbon war. Er glich dem kleineren Gibbon sehr, hatte aber einen schöneren Wuchs und kürzere Arme, und war drey Fuß hoch. Das Haar auf dem Kopfe und an den vier Händen war schwarz, an dem Leibe aber und an den Armen und Beinen silberfarbig. Er war zahm und poßirlich. Penn. Schreb. a. a. O.

In einem Briefe von Stephan de Visme zu Canton in China, an H. Baker, findet man Nachricht von einer besondern Art Affen ohne Schwanz, welche in dem innern Theile von Bengalen gefunden worden

Unterscheidungskennzeichen dieser Gattung.

Der Gibbon hat keinen Schwanz, er hat ein haarichtes Gesäß, mit kleinen Gesäßschwielen. Sein Gesicht ist platt, braun, und rundumher von einem Zirkel grauer Haare eingeschlossen. Er hat die Hundszähne nach Verhältniß dicker als der Mensch. Er hat kahle schwarze zugerundete Ohren, die Haare sind braun oder grau, nach Maasgabe des Alters und der Race. Seine Arme sind übermäßig lang. Er geht auf seinen beyden Hinterfüßen, und ist zwey und einen halben, oder drey Fuß hoch. Das Weib-

worden ist. Der engländische Herausgeber und Erxleben rechneten diesen Affen zu dem Gibbon, aber der Herr Schreber vermuthete, daß er zu dem Urangutang gehöre und schlecht gezeichnet sey. „Er ward Golock, oder wildes Volk genannt. Man glaubt, daß sie aus der Vermischung mit dem menschlichen Geschlecht entstanden sind, indem sie keine Schwänze haben. Sie kommen aus den Wäldern des innern Bengalen, aus der Landschaft Merat. Sie bewohnen die Wälder; Ihre Nahrung sind Früchte, Blätter, Baumrinden und Milch. Fleisch fressen sie nur in ihrer Gefangenschaft. Sie sind sehr sanftmüthig und bescheiden. Sie haben die Höhe eines Menschen. Ihre Zähne sind so weiß wie Perlen. Ihre Beine und Arme haben das gehörige Verhältniß zu ihrem Körper, welcher sehr schön ist. Einige derselben sind nach Decka gebracht und die Abbildung ist nach dem Original gemacht." *De Visme Philos. Transact. XIV. p. 73. t. 3.* Naturforsch. VII. p. 269. Schreb. Säugth. p. 64.

Die schlechte Zeichnung der Arme dieses Thiers kommt dem Gibbon etwas nahe, aber die Beschreibung derselben gar nicht. Vielleicht macht dieses Thier eine besondere Art aus.

O.

Weibchen hat, wie die Weiber, den periodischen Blutabfluß.

Beschreibung des Gibbon. (Pl. 11) Er hat einen runden Kopf, große und tief liegende Augen, eine platte Nase, zugeründete Ohren, welche beynahe wie des Menschen seine mit Rändern eingefaßt sind. Er hat Schwielen am Hintersten *) aber von einem Schwanze habe ich keine Spur bemerket. Die Vorderbeine sind viel länger als die Hinterbeine, und über die Maaße lang: denn wenn der Gibbon aufrecht stand, und seine Vorderbeine herabhangen ließ, so berührten die Finger doch noch den Erdboden. Man hat mir gesagt, daß derjenige, nach welchem diese Beschreibung gemacht worden ist, sich oft in dieser Stellung hielt. Um die Augen, an der Nase, und am Ende der beyden Kinnbacken war er nackend und braun. Ein Streif in Gestalt eines Kreises, welcher aus grauen Haaren bestand, und unter den Augen, über die Backen, und unter dem Unterkinnbacken hinlief, gab dem Gesichte dieses Thieres ein außerordentliches Ansehen. Die Ohren waren nackend, und von schwärzlicher Farbe; die Haare auf dem Kopfe, dem Halse, dem Rücken, an den Seiten des Leibes und der Hinterbeine waren schwarz; diejenigen aber, wo-

*) Diese Schwielen entstehen aus dem Anhangen der Haut an den Knollen der Hüftbeine, auf welchen eine mit einer schwielichten und nackenden Haut überzogene Fläche (facette) ist: daher können diese Schwielen auch durch einen kahlen Hintersten ausgedrücket werden. Ich habe dieses Kennzeichen weder an einem Sapajou noch an einem Sagoin gefunden.

mit die obere Seite der Fuße bedeckt war, waren grau. Das Fußbret war nackend, und von schwarzer Farbe, und so auch die Nägel.*)

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge des ganzen Leibes nach gerader Linie von dem Aeußersten der Schnauze an, bis an den After	1	3	6
Länge des Kopfes, von dem Aeußersten der Schnauze an, bis an das Hinterhaupt	0	4	4
Umfang der Schnauze, am Aeußersten	0	4	3
Umfang der Schnauze unter den Augen	0	5	3
Weite der Oeffnung des Maules	0	2	3
Abstand zwischen den Nasenlöchern	0	0	1
Abstand zwischen dem Aeußersten der Schnauze und dem vordern Augenwinkel	0	4	3
Abstand zwischen dem hintern Augenwinkel und dem Ohre	0	0	11
Länge des Auges, von einem Winkel zum andern	0	0	6
Oeffnung des Auges	0	0	4
Abstand zwischen den vordern Augenwinkeln	0	0	10
Umfang des Kopfes zwischen den Augen und den Ohren gemessen	0	9	6
Länge der Ohren	0	0	7
Breite ihres Grundes nach der äußern Krümmung gemessen	0	2	0

Ab=

*) Die Arten der Affen sind noch so wenig bestimmt, so daß wir zur genaueren Beschreibung dieser Thiere die Ausmessungen und Vergleichung der innern Theile zu Hülfe nehmen.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Abstand zwischen den beyden Ohren unten gemessen	0	2	0
Länge des Halses	0	3	6
Umfang desselben	0	7	6
Umfang des Leibes hinter den Vorderbeinen gemessen	1	1	0
Umfang an der dicksten Stelle	1	3	0
Umfang vor den Hinterbeinen	0	11	6
Länge des Vorderarmes, vom Ellenbogen an bis an das Faustgelenk	0	9	6
Umfang des Faustgelenkes	0	3	8
Länge, von dem Faustgelenke an, bis an das Aeußerste der Nägel	0	6	6
Länge des Beines, vom Knie an, bis an die Ferse	0	7	0
Länge von der Ferse an, bis an das Aeußerste der Nägel	0	5	4

Dieser Affe war ein Weiblein, und wog neun Pfund. Das Netz erstreckte sich bis an das Schaambein. Der Magen lag mehr zur linken als zur Rechten. Die Leber lag ganz in der rechten Seite.

Der Zwölffingerdarm war sehr kurz, und schlang sich schon fast vom Magen an, einwärts. Der Leerdarm machte seine Windungen in der Nabelgegend und in der linken Seite über den Windungen des Krummdarmes, welcher sich auch in der linken Hüftgegend erstreckte. Der Blinddarm lag in der Unterschmeerbauchsgegend, und hatte seine Richtung von vornen nach hinten.

Der

Der Grimmdarm erstreckte sich vorwärts in der rechten Seite, gieng von der Rechten nach der linken hinter dem Magen weg, ferner rückwärts längst an der linken Seite über die dünnen Gedärme, und schlang sich über den Rand des Beckens zurück, bevor er sich an den Mastdarm, welcher sehr kurz war, anschloß.

Die dünnen Gedärme waren fast alle von gleicher Dicke, ausgenommen der Krummdarm, welcher nicht weit vom Blinddarm dünner wurde. Dieses Eingeweide war dick, kurz, und hatte am Ende einen Anhang, welcher fünf Zoll lang war, und ungefähr drittehalb Linien im Durchmesser hielt. Der Grimmdarm war bey dem Blinddarme sehr dick, und machte ohngefähr dritte halb Zoll von diesem Eingeweide, einen Winkel: das übrige Stück des Grimmdarmes wurde gegen den Mastdarm zu immer dünner. Am Grimmdarm befanden sich drey nervige Bänder.

Die Leber war durch einen seichten Einschnitt, durch welchen das Hängeband gieng, in zwey Theile getheilet: der rechte Theil der Leber war größer als der linke; an ihrer Wurzel befand sich ein kleiner Lappen; diese Leber hatte eine röthliche Farbe und war inwendig blasser als auswendig; sie wog fünf Unzen viertehalb Quentin. Die Gallenblase war grünlich und lag über der hintern Seite der Leber, nicht weit von dem Einschnitte worinnen das Hängeband lag.

Die Milz lag unter dem Boden des großen Magensackes: ihre Gestalt stellte beynahe einen Trian-

Triangel vor, dessen Grundlinie unten und die Spitze oben ist; sie hatte sowohl äußerlich als innerlich eine röthliche Farbe, ihr Gewicht betrug zwey Quentin.

Die Gekrösdrüse hatte eine länglichte Gestalt und erstreckte sich vom Zwölffingerdarme an, bis an die Milz: sie glich der Gekrösdrüse im Menschen nicht wenig.

Die linke Niere stand um ein Drittel ihrer Länge weiter hervor als die rechte: die Gestalt der Nieren war beynahe oval; ihre obere Seite war platt, und die untere erhaben: die Vertiefung betrug wenig; die meisten Wärzchen trafen an einander; das Grübchen hatte keinen größern Umfang.

Die rechte Lunge bestand aus vier Lappen, welche ihre Lage und Proportion, wie in den meisten vierfüßigen Thieren hatten: in der Lunge zur linken war nur einer, aber er war durch einen tiefen Einschnitt in zwey Theile abgetheilet, wovon das vordere kleiner als das andere war. Das Herz war nach seiner Gestalt und Lage dem Herzen des Menschen sehr ähnlich.

Die Zunge war breit, dick und an der Spitze rund: der Vordertheil war mit sehr kleinen Wärzchen, auch runden und weißen Knötchen bedeckt. Am hintern Theile sah man dicke Wärzchen und etliche kelchförmige Drüschen, wovon zwey in der Mitte der Zunge und an jeder Seite eins vier Linien weit von einander lagen: ihr Durchmesser betrug ohngefähr eine Linie.

Queer

Queer über den Gaumen liefen sechs ziemlich breite aber nicht hohe Furchen, und über dieselben gieng eine Furche in die Länge hinweg; ein jegliches von den durchschnittenen Stücken war von vornen rund erhaben. Der hintere Theil des Gaumens war von schwärzlicher Farbe. Das Zäpflein ragete nicht weit hervor und war an der Spitze geviertheilet.

Das Gehirn war sehr groß: es erstreckte sich im Hinterhaupte eben so weit als das Gehirnlein. Das Gehirn wog zwo Unzen, zwey Quentin, acht und vierzig Gran, und das Gehirnlein vier Quentin und zwölf Gran.

An jeder Seite der Brust sahe man eine Warze, welche beyde nur funfzehn Linien weit von einander entfernet waren.

Die Schaam befand sich zwischen zween Schwielen, welche an den Schaambeinen saßen: eine jegliche war einen Zoll lang und neun Linien breit; der Raum dazwischen betrug nur ohngefähr drey Linien.

Die Lefzen der Schaam waren nicht dick, und am vordern Theile befand sich ein kleiner abwärts gekrümmter Schnabel. Die Eichel des Kützlers war äußerlich nicht zu sehen, sondern nur die Vorhaut, welche den erwähnten kleinen Schnabel unten an der Schaam machte. Die Blase hatte in der Mitte einen kleinern Diameter als an ihren beyden Enden. Die Ränder des Mundes der Gebärmutter waren runzelicht; die Gebärmutter selbst

endete

endete sich mit zweyen sehr kurzen Zipfeln, welche von den Mutterhörnern in andern Thieren sehr unterschieden waren. Die Eyerstöcke hatten eine fast ovale Figur und eine sehr blasse gelbe Farbe. Auf der zweyten Figur sieht man die innern Wände der Mutterscheide, den Mund der Harnröhre, welcher mit einem Stilet bezeichnet ist, und die Muttertrompeten.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge der dünnen Gedärme von dem Pförtner an bis an den Blinddarm	7	0	0
Umfang des Zwölffingerdarmes	0	2	3
Umfang des Leerdarmes	0	2	6
Umfang des Krummdarmes, an den dicksten Stellen	0	2	9
Umfang desselben an den dünnsten Stellen	0	2	2
Länge des Blinddarmes	0	1	2
Umfang desselben an der dicksten Stelle	0	6	0
Umfang an der dünnsten Stelle	0	2	9
Umfang des Grimmdarmes an den dicksten Stellen	0	10	2
Umfang desselben an den dünnsten Stellen	0	3	9
Umfang des Mastdarms bey dem Grimmdarme	0	3	4
Umfang des Mastdarmes bey dem After	0	5	0
Länge des Grimmdarmes und des Mastdarmes zusammen	1	7	0
Länge des ganzen Darmcanals, ohne den Blinddarm	8	7	0
Großer Umfang des Magens	1	1	6

Kleiner

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Kleiner Umfang desselben	0	10	0
Länge der kleinen Krümmung, von dem Winkel an, welchen der rechte Theil des Magens machet bis zum Schlunde	0	1	8
Tiefe des großen Magensacks	0	1	8
Umfang des Schlundes	0	3	0
Umfang des Pförtners	0	1	6
Länge der Leber	0	2	10
Breite derselben	0	5	2
Größte Dicke	0	1	3
Länge der Gallenblase	0	1	9
Größter Durchmesser derselben	0	0	7
Länge der Milz	0	2	1
Dicke derselben in der Mitte	0	0	4
Dicke der Gekrösdrüse	0	0	3
Länge der Nieren	0	1	8
Breite derselben	0	1	0
Dicke derselben	0	0	8
Länge des Spiegels im Zwerchfelle, von der Hohlader an bis an die Spitze	0	1	0
Breite des Spiegels	0	1	3
Umfang des Grundes des Herzens	0	4	9
Höhe des Herzens, von der Spitze an, bis an den Ursprung der Lungen-Pu sader	0	1	10
Höhe desselben, von der Spitze bis an den Lungensack	0	1	6
Durchmesser der großen Herzpulsader, außen herum gemessen	0	0	3
Länge der Zunge	0	2	1

Länge

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge ihres Vordertheiles, von dem Bande an, bis an die Spitze	0	0	8
Breite der Zunge : : :	0	0	9
Länge des Gehirnes : :	0	2	9
Dicke — — : :	0	1	4
Breite desselben : : :	0	2	3
Länge des Gehirnleins : :	0	0	11
Breite desselben : : :	0	1	10
Dicke desselben : : :	0	0	10

Es befindet sich im Kabinet des Königs ein anderer Affe (Pl. III.) welcher dem **Gibbon** sehr ähnlich, aber **kleiner** ist. Ob er gleich getrocknet und ausgestopft ist, so kann man doch die Ausmessungen desselben ziemlich genau nehmen, weil man alle seine Knochen unter der Haut gelassen hat. Er ist ohngefähr um ein Drittel kleiner, als der jetzo beschriebene Gibbon. Dieser kleine Gibbon hat, wie es scheint, alle Proportionen des großen: er hat eben so lange Hinter- und Vorderbeine, eben dieselben Gesichtszüge, dieselbe Gestalt der Ohren und der Nägel, dieselbe Farbe im Gesichte, an den Ohren, den Nägeln, und an den Fußbretern. Er hat einen kahlen Hintersten und keine Spur von einem Schwanze, kurz er ist in der Gestalt dem großen Gibbon völlig ähnlich. Er hat auch um das Gesicht herum graue Haare, welche unten an der Stirne, an den Schläfen, den Backen, und dem Unterkinnbacken einen Kreis machen. Seine vier Füße sind ebenfalls mit grauen Haaren bedeckt; aber die Farben der Haare an den anderen Theilen des Leibes, sind von den Farben des großen Gibbon unterschieden. Der Kopf, das Obere und die Sei-

Seiten des Halses, das Vordertheil des Rückens, die Schultern, der Arm und die äußere Seite des Vorderarmes sind braun, und nicht schwarz; das Obere des Halses, die innere Seite des Vorderarms, die Brust, der Bauch, der Oberschenkel, die Seiten des Leibes, und das eigentlich so genannte Schienbein, sind nicht schwarz wie bey dem großen Gibbon, sondern grau und braun gemischt; der hintere Theil des Rückens, und das Kreutz haben eine graue und nicht schwarze Farbe. Ich weiß nicht ob dieser Unterschied der Farben, ich meine der grauen und der schwarzen, nicht vielleicht bloß von dem Unterschiede des Alters herrühret, gesetzt nemlich, daß der kleine Gibbon zu der Gattung des großen gehöret, und daß er nur jünger gewesen. Gewiß ist dieses, daß die verschiedenen Farben nicht von der Verschiedenheit des Geschlechts herkommen, indem beyde, der große und der kleine Gibbon Weiblein sind. Der kleine ist von dem Herrn Commenthur Godeheu aus Malaga, und der große von dem Herrn Dupleix aus Pondicheri mitgebracht worden.

Der Kopf des Gerippes von dem großen Gibbon ist nicht so länglich als der Kopf des Jocko; die Hirnschale erstreckt sich weiter an der Stelle des Hinterhauptes; der Stirnknochen ist platter; der obere Rand der Augenhöhlen steht nicht so weit hervor; die kleine Wulst, welche er machet, geht nicht von einem Auge zum andern, wie solches bey dem Jocko geschieht, vielmehr ist der Raum zwischen beyden Augen, über der Nase, ein wenig tief; die Augenhöhlen sind, wie bey dem Menschen, breiter als hoch; die beinerne Wand zwischen beyden Augenhöh-

genhöhlen ist breiter als bey dem Jocko und beynahe so breit wie bey dem Menschen; die eigentlichen Nasenknochen sind viel länger als bey dem Menschen, aber nicht so lang als bey dem Jocko; es befindet sich auch die Oefnung der Nasenlöcher nicht ganz unter den Oefnungen der Augenhöhlen, und der untere Theil der Oefnung der Nasenlöcher steht näher bey dem Zahnkasten des Kinnbackens, weswegen die Schnauze nicht so länglich ist. Es hat also der Gibbon mehr Aehnlichkeit mit dem Menschen, als der Jocko, wegen der Proportionen der Augenhöhlen und wegen des Raumes dazwischen, wie auch wegen der Lage der Oefnung der Nasenlöcher, welche zum Theile zwischen den Augenhöhlen steht, und endlich wegen des geringen Abstandes zwischen der Oefnung der Nasenlöcher und dem Zahnkasten des Kinnbackens: aus dieser Ursache ist die Oberlefze des Gibbon nicht so lang als des Jocko seine, und des Menschen seiner mehr ähnlich. Die Gestalt des untern Kinnbackens kommt in diesen beyden Thieren beynahe überein.

Die Zähne des Gibbon gleichen des Menschen seinen in Ansehung der Anzahl und der Lage, auch sogar in der Gestalt, ausgenommen die Hundszähne, welche spitzig und viel länger sind: die oberen Zähne sind von innen ein wenig gestreifet. Die Wirbel des Genickes sind von des Menschen und des Jocko ihren darinnen unterschieden, daß der stachelichte Fortsatz des ersten Wirbels länger ist und daß die an deren Wirbel nicht zweyzackig sind.

Der Gibbon hat nur zwölf Rückenwirbel, wie der Mensch, und an jeder Seite zwölf Ribben, sie-

ben wahre und fünf falsche: sie sind nicht so dick wie des Jocko seine. Das Brustbein besteht aus sechs Knochen, wovon die ersten sechse den Brustbeinknochen des Jocko und des Menschen gleichen. Das erste Paar der einander gegenüber stehenden Ribben vergliedert sich mit dem Vordertheile des ersten Knochens im Brustbeine; die Vergliederung des zweyten Paares geschieht zwischen dem ersten und dem zweyten Knochen des Brustbeines; die Vergliederung des dritten Paares zwischen dem zweyten und dem dritten Knochen, und so weiter bis zu dem sechsten und siebenten Paare, welche sich zwischen dem fünften und dem sechsten Knochen des Brustbeines vergliedern.

Der Lendenwirbel sind sechse: folglich hat der Gibbon eine mehr als der Mensch und als der Jocko.

Das Heiligbein besteht nur aus dreyen falschen Wirbeln. In dem Schloßbeine des Gerippes, nach welchem diese Beschreibung gemacht ist, befanden sich nur drey Stücke; aber wie es schien, mangelte wenigstens ein Stück in dem Schloßbeine.

Die Knochen des Beckens sind von des Jocko seinen darinnen unterschieden, daß die Hüftknochen schmäler sind, und daß die Fläche des Einganges des Beckens in der Linie des Rückgrates steht. In diesem Betrachte hat der Gibbon noch mehrere Aehnlichkeit mit den vierfüßigen Thieren als der Jocko. Der Hoker auf den Hüftbeinen ist viel größer als bey dem Jocko, und hat eine platte Fläche,

Fläche, auf welcher die Schwielen an jeder Seite des Afters der Haut zu sehen waren.

Das Schulterblatt und die Schlüsselbeine, sind von denen im Jocko wenig unterschieden.

Die Knochen des Armes und des Vorderarmes sind über die Maaße lang. Der Armknochen ist länger als der Oberschenkelknochen, wovon man im Menschen das Gegentheil findet: denn bey diesen sind der Arm- und der Vorderarmknochen nicht so lang als der Oberschenkel und das Schienbein sind. Die Knochen des Vorderarmes stehen viel weiter als in dem Menschen von einander.

Die Handwurzel besteht aus eilf Knochen, nemlich aus vieren in der ersten Reihe, eben soviel in der zweyten Reihe und aus drey überzähligen.*) Die Knochen der zweyten Reihe stehen, in Ansehung der Mittelhand, wie bey dem Menschen; aber die Gestalt derselben, sonderlich des vierten, ist anders, denn dieser ist länger als der dritte, welcher mit dem großen Knochen in der Handwurzel des Menschen übereinkömmt, so daß er an den zweyten Knochen der ersten Reihe trift. Der dritte Knochen derselben Reihe befindet sich über dem vierten Knochen in der zweyten Reihe, und trift an den fünften Knochen in der ersten Reihe, welcher mit dem erbsförmigen Knochen im Men-

*) Vor dieser Beschreibung war nur ein überzähliger bekannt.

Menschen übereinkömmt, jedoch ist er länglicht, wie in den meisten vierfüßigen Thieren.

Der erste von den überzähligen Knochen steht über der Fuge zwischen dem dritten und vierten Knochen in der ersten Reihe. Der zweyte überzählige Knochen ist sehr klein, und steht an der innern Seite der Handwurzel, zum Theile an dem ersten Knochen in der ersten Reihe, und zum Theile an dem ersten Knochen in der zweyten Reihe. Der dritte überzählige Knochen befindet sich zwischen den zwoen Richtungen der Handwurzel unter dem ersten und dem zweyten Knochen der ersten Reihe, und über dem zweyten und dem dritten Knochen der zweyten Reihe.

Die Fußwurzel besteht, wie bey dem Menschen, aus sieben Knochen: der erste keilförmige ist viel dicker als bey dem Menschen. Außerdem hat der Gibbon noch einen achten Knochen an der äußern Seite der Fußwurzel, wo das Fersenbein das Würfelbein berühret.

Die Knochen der Mittelhand und der Finger, sind nach Proportion so lang als die Knocheu des Vorderarmes und des Armes; aber der erste Knochen der Mittelhand ist bey weitem nicht so lang als die andern und der erste Gliedknochen des Daumes ist ebenfalls nach Proportion nicht so lang als in dem Menschen.

Die Knochen des Mittelfußes und der vier letzten Zähen haben eine proportionirte länge mit den Knochen des Schenkels und des Oberschenkels: der erste

erste Knochen des Mittelfußes ist nicht so dick als in dem Menschen, und steht mit seinem vordern Ende von dem zweyten Knochen weit ab. Die zween Gliedknochen sind weder so lang noch so dick als in dem Menschen, in Rücksicht auf die Gliedknochen der übrigen Zähen. Die Gliedknochen der dritten Zähe sind länger als die in der zweyten Zähe, welche eben so lang als die vierte ist, wie solches in einer Hand ist. Die große Fußzähe des Gibbon hat beynahe dieselbe Länge, wie der Daumen der Hände; aber in Ansehung der Länge der Finger ist er weit länger.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge des Kopfes, von dem Ende des Kinnbacken an bis an das Hinterhaupt	0	3	8½
Größte Breite des Kopfs = = =	0	2	6½
Länge des Unterkinnbackens, von seinem vordern Ende an bis an den hintern Rand des knotichten Fortsatzes =	0	2	5
Dicke des vordern Theiles des Ober-Kinnbackenknochens = = =	0	0	2½
Breite des Oberkinnbackenknochens, an der Stelle der Hundszähne = =	0	0	11
Abstand zwischen den Augenhöhlen und den Nasenlöchern = = =	0	0	3¼
Länge dieser Oefnung = = =	0	0	7
Breite derselben = = =	0	0	6
Länge der eigentlichen Nasenknochen	0	0	6½
Breite an der breitesten Stelle =	0	0	3
Breite der Augenhöhlen = =	0	0	10
Höhe derselben = = =	0	0	10
Länge der Hundszähne = =	0	0	5
Länge des Loches in dem ersten Wirbel, von oben herab = = =	0	0	5½

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge dieses Loches von einer Seite zur andern	0	0	$5\frac{1}{4}$
Höhe des stachelichten Fortsatzes des zweyten Wirbels	0	0	2
Breite dieses Fortsatzes	0	0	$2\frac{3}{4}$
Länge der achten Ribbe, welche die längste ist	0	4	10
Länge des Brustbeins	0	2	7
Länge des vierten Lendenwirbels, welcher der längste ist	0	0	5
Breite des obern Theiles des Hüftbeines	0	1	3
Länge dieses Knochens, von der Mitte der Pfanne an, bis in die Mitte der obern Seite	0	3	$2\frac{1}{2}$
Länge der eyförmigen Löcher	0	0	$9\frac{1}{2}$
Breite derselben	0	0	$6\frac{1}{2}$
Breite des Beckens	0	1	$6\frac{1}{2}$
Höhe desselben	0	2	5
Länge des Schulterblattes	0	2	8
Breite desselben in der Mitte	0	1	4
Länge des Oberarmknochens	0	7	$11\frac{1}{2}$
Länge des Ellenbogenknochens	0	9	0
Länge des Spindelknochens	0	8	10
Länge des Oberschenkelknochens	0	7	1
Länge des Schienbeins	0	6	1
Länge des Wadenbeines	0	5	8
Höhe der Handwurzel	0	0	7
Länge des Fersenbeines	0	0	11
Höhe des ersten keilförmigen Knochens und des schifförmigen Knochens, zusammen	0	0	7

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge des ersten Knochens der Mittel-Hand, welcher der kürzeste ist	0	1	4
Länge des zweyten Knochens der Mittelhand, welcher der längste ist	0	2	4
Länge des ersten und des fünften Knochens des Mittelfußes, welche die kürzesten sind	0	1	4⅔
Länge des dritten, welcher der längste ist	0	1	7½
Länge des ersten Gliedknochens am Daumen des Vorderfußes	0	0	8½
Länge des zweyten	0	0	4½
Länge des ersten Gliedknochens im dritten Finger	0	1	7⅔
Länge des zweyten	0	1	2
Länge des dritten	0	0	5
Länge des ersten Gliedknochens in der großen Fußzehe	0	0	8½
Länge des zweyten	0	0	5
Länge des ersten Gliedknochens in der dritten Zehe	0	1	1
Länge des zweyten	0	0	7¾
Länge des dritten	0	0	4¼

Der Magot. a) [1])

a) Büffon Allg. Hist. d. Nat. *XIV. tab. 8* und *9.*

b) Schreb. Säugth. *Tab. V. B.*

Dies Thier ist unter allen Affen, das heißt von allen die keinen Schwanz b) haben, dasjenige, was sich am besten an die Temperatur unsers Klimas

a) Magot; der altfranzösische von uns angenommene Name dieses Affen. Momenet nach Jonston; man hat ihn auch Tartarin genannt, weil er in der mittägigen Tartarey sehr häufig gefunden wird.

Cynocephalos Aristotelis. *Hist. animal. Lib.* II. *Cap.* VIII.

Cynocephalus primus. *Jonston Fig. tab. LIX.*

Hundskopf. Mommenet. *Ibid. p.* 144.

Cynocephalus alter. *Prosp. Alpin. Aegypt. Vol.* II. *p.* 241. *fig. tab. XVI.* (et *XV. f.* 1.)

Simia Cynocephala omnibus unguibus planis et rotundatis. — Le singe cynocephale. *Brisson Regn. animal. p.* 191. Anmerk. Uns scheint, Herr Brisson habe sich in der Gestalt der Nägel dieses Affen geirrt. Die Nägel an den Daumen der Vorder- und Hinterfüße sind freylich platt und zugerundet, und sehen beynahe so aus, wie beym Menschen; die Nägel an den andern Zehen sind aber gekrümmt, und sehen einer verkehrten Dachrinne ähnlich.

Sy[l]-

Der Magot. S. 282.

Büff. Thiere XVII. T.

Büff. allg. H. d. n.
VII. II. Tab. VIII.

Der Mayot mit den Hunds Kopf. S. 282.

Büff. Thiere XVII. T.

Büff. allg. H. d. n. VII. II. Tab. VII.

Klimas gewöhnt.[2]) Wir haben verschiedene Jahre einen Magot gehabt. Des Sommers hielt er sich gerne

Sylvanus, simia ecaudata clunibus tuberoso-callosis. Cercopithecus. *Jonston, Quad. Tab. LIX. fig. 5. Linn. Syst. nat. edit. X. pag. 25.*

Anmerk. Uns dünkt, Herr Linné habe sich darin geirrt, daß er dies Thier für Jonstons Cercopithecus ansieht, es ist eher der Cynocephalus der nemlichen Kupfertafel. Es ist aber nicht zu leugnen, daß man den Cynocephalus und Cercopithecus leicht für ein und dasselbe Thier nehmen könne, wenn die Haare des letztern nicht zu lang und zu dick wären.

V.

In der zwölften Ausgabe rechnete Linne diesen Cercopithecus des Jonston ja auch schon zu seinem S. Sylvanus oder dem gemeinen Affen.

M.

2) Simia (Inuus) capite oblongo, natibus caluis. *Erxleb. Mammal. p. 13. n. 4.*

Simia ecaudata, clunibus tuberosis. *Linn. syst. nat.* 6. p. 3. n. 3.

Simia acauda, clunibus tuberosis. The tailless Simia with large buttocks. *Hill. anim. p. 536.*

Simia (Inuus) ecaudata, natibus caluis, capite oblongo. *Linn. syst. nat.* 12. I. p. 34. n. 3.

Le Magot. *Buff. hist. nat. XIV. p. 109. tab. 7. 8. in 12. Tom. VII. p.* 117. *t.* 4. u. 5. (Abb. schlecht, Wynahe e. ausgen. S. Silvani.)

The Barbary ape. *Penn. syn. quadr. p. 100. n. 67*

Tartarino. *Aless. quadr. IV. tab. 175.* (Abbild. aus Büff.)

Der Buschgott, Pan. Müll. Naturs. I. p. 121.

Der

gerne in freyer Luft auf, im Winter konnte man ihn in einem ungeheizten Zimmer halten. Er war nicht

Der Buschgott. Mart. Naturlex. I. p. 549. (Abb. aus Büff.)

Der Hundskopf. Simia Inuus. Schreb. Säugth. I. p. 71. n. 4. tab. 5. 6. (Abbild eigen, von Bourdachot und die Büffonschen v de Leve.)

Der Hundskopf. Zimmerman geogr. Zool. 2. p. 176. n. 73.

Simia Inuus. Blumenb. Handb. d. Naturg. 3. p. 66. n. 5. *Linn. Syst. Nat.* XIII. I. p. 28. n. 3.

Ø.

b) Es ist ausser Streit, daß dieser Affe keinen Schwanz hat. Zwar bildet ein kleines Anhängsel von Haut, von ohngefähr einem halben Zoll Länge, das sich oberhalb des After befindet, einen kleinen Ansatz davon; dies Anhängsel ist aber kein Schwanz mit Wirbeln, es ist nur ein Stückchen Haut, das mit dem Schloßbein nicht genauer zusammenhängt als die übrige Haut.

2) Herr Zimmerman führt bey diesem Affen an, daß er sich nach Herr Pennant auch bey Gibraltar fortgepflanzt habe, und Herr Blumenbach erwähnt dabey, daß im sechsten Jahrhunderte wahrscheinlich durch eine zufällige Verwilderung, ganz Corsika voll Affen gewesen sey.

Ich will bey der Gelegenheit eine Stelle aus Carters Reisen anführen, woselbst der Affen zu Gibraltar gedacht wird: „Wenn man diesen kahlen Hügel ansieht, so sollte man denken, keine lebendige Kreatur könne darauf leben. Und dennoch wohnt ein zahlreich Geschlecht auf den Spitzen der höchsten Felsen, das man mit Recht die wahren Herren des Berges nennen kann, weil weder die Mauren, noch die Spanier, noch die Engländer vermögend gewesen sind, es aus seinem Besitz zu vertreiben. Ich

nicht zärtlicher Natur, aber immer unlästig und oft falsch. Widerwillen und Begierde erregten einerley Grimasse auf seinem Gesicht, seine Bewegungen waren ungestüm, seine Manieren plump, seine Physiognomie noch mehr häßlich als lächerlich. Sobald die geringste Leidenschaft ihn beunruhigte, so wies und knirschte er die Zähne, und wackelte mit den Kinnbacken. Was man ihm gab, das stopfte er alles in seine Backentaschen und aß überhaupt alles, außer rohes Fleisch, Käse und andre gegohrne Sachen: Wenn er schlafen wollte, so setzte er sich gerne auf eine eiserne Stange oder Haken. Er wurde beständig an der Kette gehalten, weil er ungeachtet seiner langen Hausgenossenschaft nicht höflicher oder ergebner gegen seine Gebieter geworden war. Wahrscheinlich hatte er eine schlechte Erziehung gehabt, denn ich habe andre von eben dieser Gattung gesehen, die überhaupt weit besser, verständiger und gehorsamer waren. Sie waren auch weit lustiger und zeigten viel Gelehrigkeit zum Tanzen und zu Gestikulationen nach dem Takt; sie ließen sich ruhig anziehen und aufsetzen.

Wenn dieser Affe auf den Hinterbeinen aufrecht steht, so ist er ohngefähr zwey und einen halben

Ich meine die Affen. Diese fürchten sich so wenig vor den Menschen, daß sie ihnen oft den Krieg ankündigen, und Feindseligkeiten ausüben. Es ist nicht lange, so spielten sie unsern Minirern, die unter dem Obertheil der Felsen arbeiteten, den Streich, so viele Steine auf sie herabzuwerfen, daß sie oft ihr Werk liegen lassen und sich zurück verfügen mußten." Franz Carter Reise von Gibraltar nach Malaga im J. 1772. aus d. Engl. Leipz. 1779. I. p. 114.

ben, oder drey Fuß hoch. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen. Er geht lieber auf vier Füßen als auf zweyen. Wenn er ruhig ist, so sitzt er gemeiniglich, und sein Körper ruht auf zwo Schwielen, die sehr hervorragen, und sich unterhalb derjenigen Gegend des Körpers befinden, wo das Gesäß seyn sollte. Der After ist höher, das Thier sitzt also nicht auf dem Hintern, sondern niedriger, und sein Körper macht einen größern Winkel, als der Körper eines sitzenden Menschen. Er unterscheidet sich vom Pithekos oder eigentlichen Affen 1) darin: daß er eine dicke hervorstehende Schnauze hat wie ein Hund: dies hat der Pithekos nicht. Sein Gesicht ist platt. 2) Darin, daß er lange Hundszähne hat, die beym Pithekos nach Verhältniß nicht länger sind als beym Menschen. 3) Darin, daß er nicht so platte und runde Nägel hat als jener, endlich 4) darin, daß er größer, mehr untersetzt, und von nicht so sanften und gelehrigen Naturel ist als der Pithekos.

Uebrigens giebt es einige Abarten in der Gattung des Magots. Wir haben verschiedne gesehen, die von unterschiedlicher Größe, mehr oder weniger dunkel von Farbe, und mehr oder weniger dicht waren. Es scheint sogar, als wenn die fünf Thiere von denen Prosper Alpinus Abbildungen und Beschreibungen giebt, und die er Cynocephalos c) nennt,

c) Prosp. Alpin. H. N. Aegypt. L. IV. tab. 15. fig. 1. t. 16. 17. 18. u. 19.

V.

Allein von tab. 17—19 stellen doch geschwänzte Affen vor. Schreb. a. a. O.

nennt, alle fünf Magots sind, die nur in der Größe und in einigen andern Merkmalen von einander abweichen, deren zu geringe Bedeutung, verschiedne und abgesonderte Gattungen davon zu machen verbietet. Nicht weniger scheint diese Affengattung überhaupt sich durch alle wärmere Himmelsstriche der alten Welt gleichmäßig zu verbreiten, es scheint, daß sie in der Tartarey, in Arabien, in Aethiopien, in Malabar, d) in der Barbarey, in Mauritanien, bis an die Länder des Vorgebirges der guten Hoffnung gleich häufig angetroffen wird. e)

Unter-

d) Die dritte Gattung malabarischer Affen ist aschfarbig, hat keinen oder einen sehr kurzen Schwanz; sie ist sehr umgänglich, und faßt mit Leichtigkeit alles, was man sie lehrt. — Ich hatte einen von diesen Affen zum Geschenk bekommen: ich ließ es mir einmal einfallen, ihn zu prügeln, aber auf sein Geschrey rannten so viel wilde Affen herzu, daß ich ihn laufen ließ, weil ich üble Folgen besorgte. Voyage du Pere Vincent Marie, Chap. XIII. p. 405. Uebersetzt vom Hrn. Marquis v. Montmirail.

e) Wahrscheinlich redet Robert Lacke von dieser Affengattung in folgender Stelle: „Wir mußten auf dem Vorgebirge der guten Hofnung über ein großes Gebirge reisen, wo wir uns ein Vergnügen daraus machten, große Affen zu jagen, deren es dort eine große Menge giebt. — Ich kann nicht mit Worten ausdrücken, mit welcher Geschwindigkeit diese Thiere unsern Verfolgungen zu entgehen wußten, noch mit welcher Leichtigkeit und Unverschämtheit sie eben dahin zurück kamen, von wo wir sie kurz vorher verjagt hatten. Sie ließen sich zuweilen auf eine so geringe Entfernung nahe kommen, daß ich sie gewiß zu haben glaubte, weil ich ihnen grade gegenüber stand, und schon zum Angriff meine

Maaß-

Unterscheidungskennzeichen dieser Gattung.

Der Magot hat keinen Schwanz, obgleich das Stückchen Haut einen kleinen Ansatz davon bildet, er hat Backentaschen, dicke hervorstehende Gesäßschwielen, Hundszähne, die nach Verhältniß viel länger sind als beym Menschen. Das Gesicht ragt nach unten zu wie eine Schnauze hervor,

Maaßregeln nehmen wollte. Aber mit einem einzigen Sprunge schleuderten sie sich zehn Schritt weit weg, und kletterten mit möglichster Behendigkeit auf einen Baum. Da saßen sie denn ganz still, und kuckten uns an, nicht anders, als wenn sie sich mit unsrer Verwunderung eine Ergötzung machen wollten. Sie waren zum Theil so groß, daß wir, wenn der Dollmetscher uns nicht versichert hätte, daß sie nicht gefährlich wild wären, ohnerachtet unsrer Anzahl, uns nicht stark genug geglaubt haben würden, ihren Anfällen gehörig zu begegnen. Weil es uns nichts nützen konnte, sie zu schießen, so brauchten wir unsre Flinten nicht, unser Hauptmann schlug aber doch auf einen an, der sehr groß war, und der uns durch langes Nachsetzen schon sehr müde gemacht hatte. Der Affe saß auf dem Gipfel eines Baums. Diese Art von Drohung, deren Vollziehung er vielleicht an einigen seiner Kameraden erlebt zu haben sich erinnerte, setzte ihn dermaßen in Schrecken, daß er fast ohne Bewegung zu unsern Füßen stürzte, und wir konnten ihn in der Betäubung des Falls leicht fangen. Sobald er aber wieder zu sich gekommen war, hatten wir alle unsre Geschicklichkeit und alle unsre Kräfte nöthig, um ihn fest zu halten, indem wir ihm die Pfoten fest zusammenbanden. Er wehrte sich noch mit Beißen, was uns in die Nothwendigkeit setzte, ihm den Kopf mit unsern Schnupftüchern zuzudecken und festzubinden." *Voyage traduit de l'Anglois*, *Tome* I. *p.* 80. 81.

vor, und sieht der Schnauze einer Dogge ähnlich. Er hat ein weiches Haar im Gesicht, das Haar am Körper ist braungrau, unter dem Bauch weißgelb. Er geht auf seinen beyden Hinterfüßen, öfter auf allen vieren, ist drey und einen halben Fuß hoch. Es scheinen in dieser Gattung noch größere Racen vorzukommen. Die Weibchen leiden wie die Weiber, den periodischen Abfluß.

Herr Daubenton sagt: der **Maggot** (Pl. VII und VIII) nach welchem wir diese **Beschreibung** gemacht haben, hatte einen dicken Kopf, eine platte Nase, und eine hervorstehende Schnauze. Seine Hundszähne waren sehr lang, und die Augen klein. Zwischen den Augen war nur ein kleiner Raum. Die Ohren waren kurz und nackend, und glichen des Menschen seinen sehr. Seine Gesichtsbildung war traurig und wurde nicht eher lebhaft, als bis er die Zähne wieß, und durch eine schnelle Bewegung des untern Kinnbackens mit den Zähnen klapperte. *) Der Hals war kurz. Der After stand, wie es schien, höher als bey andern Affen; aber diejenigen Theile des Leibes, welche man mit den Arschbacken des Menschen vergleichen könnte, weil der ganze Leib, wenn das Thier in der Stellung eines sitzenden Menschen war, darauf ruhete, waren unbehaaret, schwielicht und sehr hart: sie machten zwo Schwielen, deren jegliche zween Zoll lang und funfzehn Linien breit war.

Im

*) Dieses Klappern mit den Zähnen ist vielen Gattungen von Affen gemein.

Im Maule des Maggot, an jeder Seite des untern Kinnbackens, findet sich der Eingang eines Beutels, der sich längst am Halse hinab erstrecket: darein stecket dieses Thier Speisen, ehe es sie kauet, damit es sie auf eine andere Zeit aufheben möge. Ich habe einen Maggot über zwey Jahre lang gehabt: dieser trank überaus gern Wein; er aß und trank auch allerley, was auf die Tafel kam, nur keinen Senf, auch keinen fermentirten Käse, und wiewohl ich ihm beydes unter andern Sachen, die er gern aß, beyzubringen suchte, so ließ er sich doch nicht hintergehen. Bey allen denen Sapajous und Sagoins, die ich zergliedert habe, sind keine Beutel im Maule gewesen. (Man sehe weiter unten eine Beschreibung dieser Beutel im Maule, in der Beschreibung des Mone. Der Hamster hat auch solche Beutel.)

Der Maggot, nach welchem diese Beschreibung gemacht ist, hatte vorn an beyden Augenwimmern lange Härlein, aber die Augenwimmern selbst waren ganz nackend und hell-fleischfarbig. Die Ränder um die Augen und der Raum dazwischen, die Nase, der obere Kinnbacken und die Lefzen hatten sehr weniges Haar und waren dunkelbraun fleischfarbig. Die Backen, die Stirne, die Seiten des Kopfes, der Hals, nur die Kehle ausgenommen, der Rücken, die Seiten des Leibes, die Dünnungen, die Schultern, die Hüften, und die äußere Seite der Vorder- und Hinterbeine, waren mit ziemlich dichten Haaren bedeckt, welches bis zween Zoll lang war: dieses Haar war grau; von der Wurzel an, bis ohngefähr zur halben Länge schwärzlich; hernach wurde es heller grau, weiter

hinauf grünlich-falb und an der Spitze war es schwarz; von außen sah man nur das Grünlichfalbe und das Schwarze. Der untere Kinnbacken, die Kehle, der Bauch, die Achseln, die Schöße, die innere Seite der Vorder und Hinterbeine hatten Haare, die ohngefähr einen bis anderthalb Zoll lang und sehr blaßgelblich waren. Die Haut war weißlich. Die Finger waren behaaret; aber das Fußbrett war nackend; die Fingerspitzen waren dick und zugeründet: die Nägel hatten eine schwarze oder doch schwärzliche Farbe; die Nägel an den Daumen waren platt und beynahe wie bey dem Menschen gestaltet; aber die Nägel an den Fingern waren gekrümmet, und der länge nach, rinnenförmig.

Ausmessungen des Maggot.	Männlein.			Weiblein.		
	Fuß.	Zoll.	Lin.	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge des ganzen Körpers von dem Aeußersten der Schnauze an, bis an den After	2.	0.	0	1.	8.	0
Länge des Kopfes von dem Aeußersten der Schnauze an, bis an das Hinterhaupt	0.	5.	7	0.	4.	6
Umfang des Aeußersten der Schnauze	0.	6.	6	0.	4.	6
Umfang der Schnauze, unter den Augen gemessen	0.	8.	8	0.	7.	0
Weite der Oefnung des Maules	0.	4.	5	0.	3.	0
Abstand zwischen den beyden Nasenlöchern	0.	0.	2½	0.	0.	2
Abstand zwischen dem Aeußersten der Schnauze und dem vordern Augwinkel	0.	2.	3	0.	1.	6
Abstand zwischen dem hintern Augwinkel und dem Ohre	0.	2.	6	0.	2.	0
Länge des Auges von einem Winkel zum andern	0.	0.	7	0.	0.	6

Ausmessungen des Magaot.	Männlein.			Weiblein.		
	Fuß.	Zoll.	Lin.	Fuß.	Zoll.	Lin.
Oeffnung des Auges	0.	0.	$3\frac{1}{2}$	0.	0.	3
Abstand zwischen den vorderen Augwinkeln	0.	1.	2	0.	0.	7
Umfang des Kopfes zwischen den Augen und den Ohren gemessen	1.	1.	6	0.	10.	6
Länge der Ohren	0.	0.	8	0.	1.	0
Länge derselben wo sie am Kopfe sitzen, nach der äußern Krümmung gemessen	0.	2.	0	0.	2.	6
Abstand der Ohren von einander unten gemessen	0.	3.	8	0.	2.	8
Länge des Halses	0.	2.	3	0.	2.	2
Umfang des Halses	0.	9.	0	0.	6.	10
Umfang des Leibes, hinter den Vorderbeinen gemessen	1.	3.	4	1.	1.	0
Eben derselbe Umfang an der dicksten Stelle	1.	4.	0	1.	1.	6
Eben derselbe Umfang vor den Hinterbeinen	0.	11.	6	0.	10.	6
Länge des Vorderarmes, von dem Ellenbogen an, bis an das Faustgelenke	0.	7.	0	0.	6.	4
Umfang des Faustgelenkes	0.	3.	8	0.	3.	0
Länge von dem Faustgelenke an bis an das Aeußerste der Nägel	0.	4.	6	0.	4.	0
Länge des Beines, von dem Knie an, bis an die Ferse	0.	8.	4	0.	7.	3
Länge von der Ferse an, bis an das Aeußerste der Nägel	0.	6.	6	0.	5.	4
Länge der größten Nägel	0.	0.	7	0.	0.	4

Das Männlein wog drey und zwanzig Pfund. Das Netz erstreckte sich bis an das Becken und war an etlichen Stellen mit einem gelblichten Fette bedeckt.

Der Fünffingerdarm schlang sich bey seinem Ausgange aus dem Magen einwärts, und fügete sich

sich in der Nabelgegend an den Leerdarm. Der Leerdarm machte seine Windungen in eben derselben Gegend und in der linken Dünnung. Die Windungen des Krummdarmes waren in der linken Seite und in der Nabelgegend; allda endete er sich am Blinddarme, welcher in der rechten Seite schief von vornen nach hinten, und von oben nach unten lag. Der Grimmdarm erstreckte sich rückwärts in die rechte Hüftgegend, in welcher, wie auch in der Gegend des Unterschmeerbauches und der linken Hüfte, derselbe seine Windungen machte, bevor er sich an den Mastdarm schloß, welcher, anstatt den Lendenwirbeln zu folgen, in dem Becken einen Bogen machte, von dem das eine Ende an den After traf.

Der Magen erstreckte sich mehr zur Rechten als zur Linken: in der Gestalt glich er des Menschen seinem, außer daß er an der kleinen Krümme zur Seite des Schlundes und an dessen beyden Seiten dicker war.

Die dünnen Gedärme waren fast alle von gleicher Dicke: ihre Häutchen waren röthlich, und sehr dünn. Der Blinddarm war kurz und dick. Der Grimmdarm war eben so dick als der Blinddarm bey diesem Eingeweide; hernach nahm er, in einer Länge von acht Zoll, allmälig an Dicke ab, und das Uebrige hatte beynahe eben die Dicke wie der Mastdarm. An dem Blinddarme, Grimmdarme, und dem Mastdarme, waren drey nervige Bänder, von welchen eines an dem Blinddarme wenig zu erkennen war, und nur eines reichte bis an das Ende des Mastdarmes. Der Blinddarm, und sonderlich der Grimmdarm, machten etliche kleine Beutel.

Die Leber bestand aus dreyen großen Lappen; an jeder Seite lag einer, und der dritte in der Mitte, welcher durch einen Einschnitt des Hängebandes in zwey Theile abgetheilet war, auf dem Theile zur Rechten lag die Gallenblase; der linke Theil hatte an seinem untersten Ende ebenfalls einen kleinen Einschnitt. An der Wurzel des rechten Lappens, und dessen hintern Seite, hieng ein kleiner Lappen, welcher länglicht und zugespitzt war, und nahe beym Ursprunge dieses kleinen Lappens war eine Erhabenheit. Die Farbe dieses Eingeweides war von außen und von innen braunroth, und es wog sieben Unzen drey Quentin. Die Gallenfeuchtigkeit sah röthlich-oranienfarbig aus, und wog vier und zwanzig Gran.

Die Milz lag an der linken Seite des Magens, und erstreckte sich schief von vornen nach hinten, und von oben nach unten: ihr oberer Theil war viel breiter als der untere: der letztere machte ein Kügelein, das von dem Uebrigen durch einen Abschnitt abgesondert war. Die Milz hatte von außen und von innen eine schwärzliche Farbe, und wog drey Quentin.

Die Gekrösdrüse hatte eine sehr unregelmäßige Gestalt, und erstreckte sich von der Krümme an, welche der Zwölffingerdarm bey seinem Ausgange aus dem Magen machte, bis zur Milz und zur rechten Niere.

Die Nieren waren länglicht, und ihre Vertiefung war nicht groß. Die rechte Niere lag um die Hälfte ihrer Länge weiter als die linke hervor.

Die

Die Wärzchen waren sehr dick, und trafen an einander. Das Grübchen hatte einen sehr kleinen Umfang.

Die rechte Lunge zertheilte sich in vier gleichförmige Lappen, deren Lage, wie in den meisten vierfüßigen Thieren war. Zur Linken befanden sich nur zween Lappen, deren ersterer durch einen tiefen Einschnitt in zween Theile abgetheilet war. Das Herz war nicht sehr spitzig. Aus dem Stamme der großen Pulsader giengen zween Aeste.

Die Wärzchen auf der Zunge waren sehr kurz, und am Ende waren eine Menge weißlicher und runder Körner; auf dem übrigen Theile der Zunge lagen diese Körner weiter von einander ab. Am hintersten Ende sah man drey kelchförmige Drüschen, die eine Linie im Diameter hielten, und sie machten zusammen einen Triangel, dessen Grundlinie vorwärts stand. Das Zäpfchen hatte keine spitzige Verlängerung.

Das Gehirn wog drey Unzen, und das Gehirnlein viertehalb Quentin: dieses wurde vom Hintertheile des Gehirnes gänzlich bedeckt.

Die Eichel war an den Seiten platt, und hatte am Ende einen Rand, welcher dem Kopfe eines Schwammes einigermaßen ähnlich sah. Der Stiel, welcher an diesem Rande anhieng, machte den Körper der Eichel, und war bey der Bedeckung des Schwammes dünner als bey der Ruthe. Die Hoden waren sehr dick, und fast rund. Das Oberhödchen war auch sehr groß. Die innere Sub-

stanz der Hode war graulich; und in der Mitte befand sich eine weißliche Axe. Die zuführenden Gefäße waren in ihrer ganzen Erstreckung beynahe von gleichem Diameter. Die Blase war nicht groß und beynahe rund. Die Saamenbläschen waren länglicht, und der Vorsteher war sehr dick.

Ueber dem After war ein kleiner Anwuchs, der einem Schwanze glich, aber ohne Haar, nur fünf Linien lang, zwo Linien breit, und eine Linie dick. Dieser kleine Schwanz stand am Ende des Schloßbeines, aber er hieng so wenig als die übrige Haut, daran. Das Magot-Weiblein, dessen Dimensionen in der vorstehenden Tabelle angegeben sind, hatte, wie mir es schien, mehr Gelbes und weniger Grünes, als das Männlein, am Kopfe, am Halse, an den Schultern, an der Brust, und an der äußern Seite der Vorderbeine. Es wog zwölf Pfund und drey Viertheil.

Der After stand unter dem Rücken, wie bey dem Männlein. Die Schaam befand sich zwischen den zwoen Schwielen der Hüftbeine, auf welchen Schwielen dieses Thier zu sitzen pfleget.

Dieses Weiblein hatte an der Brust zwo Warzen, an jeder Seite eine: ihr Durchmesser betrug drey Linien, und sie standen einen Zoll und vier Linien weit von einander ab.

In diesem Weiblein war der Zwölffingerdarm eben so kurz als in dem Männlein, und die Länge dieses Eingeweides betrug kaum drey oder vier Zoll. Bey seinem Ausgange aus dem Magen machte es

einen Bogen, und es reichete bis in die Nabelgegend. Der Mastdarm war sehr kurz.

Die dünnen Gedärme waren von den Pförtner an, bis an den Blinddarm, sechs und einen halben Fuß lang. Die Länge des Grimmdarmes und des Mastdarmes, zusammen, betrug drey Fuß. Das obere Ende der Milz war zugespitzet.

Die Eichel der Clitoris war nicht sehr zu sehen, und lag am Rande der Schaam, sie machte nur einen kleinen Hoker; aber die Clitoris war dick. Die Mündung der Harnröhre befand sich drey Linien weit von der Clitoris. Die Mutterscheide war nicht sehr lang: die Mündung der Gebährmutter hatte eine dreyeckige Gestalt; ihr Hals war sehr dick, und es befanden sich keine Hörner daran: die Muttertrompeten kamen hinten aus der Gebährmutter zu beyden Seiten hervor, und endeten sich an einem Behängsel, welches das meiste der Hoden umhüllete; diese waren weißlich, und von einer unregelmäßigen Gestalt; da ihre obere Fläche platt, und die untere rund und erhaben war. In der Abbildung sieht man die Blase, und ein Stück des Mastdarmes.

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge der dünnen Gedärme, von dem Pförtner an, bis an den Blinddarm	8	0	0
Umfang des Zwölffingerdarmes	0	2	6
Umfang des Leerdarmes	0	2	9
Umfang des Krummdarmes an den dicksten Stellen	0	2	9
Umfang desselben an den dünnsten Stellen	0	2	3

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge des Blinddarmes	0	2	0
Umfang desselben an den dicksten Stellen	0	7	0
Umfang an der dünnesten Stelle	0	2	6
Umfang des Grimmdarmes an den dicksten Stellen	0	7	0
Umfang desselben an den dünnesten Stellen	0	1	9
Umfang des Mastdarmes an dem Grimmdarme	0	2	9
Umfang des Mastdarmes, an dem After	0	2	3
Länge des Grimmdarmes und des Mastdarmes, zusammen	0	2	6
Länge des ganzen Darmkanals, ohne den Blinddarm	10	6	0
Großer Umfang des Magens	1	9	0
Kleiner Umfang desselben	1	3	0
Länge der kleinen Krümmung, von dem Winkel an, welchen der rechte Theil des Magens macht, bis zum Schlunde	0	3	6
Tiefe des großen Magensackes	0	2	6
Umfang des Schlundes	0	2	0
Umfang des Pförtners	0	2	6
Länge der Leber	0	4	6
Breite derselben	0	6	0
Größte Dicke	0	0	11
Länge der Gallenblase	0	1	4
Größter Diameter derselben	0	0	8
Länge der Milz	0	2	3
Breite derselben, am untern Ende	0	1	0
Breite am obern Ende	0	0	6
Dicke in der Mitte	0	0	6
Dicke der Gekrösdrüse	0	0	3

Länge

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge der Nieren	0	2	1
Breite derselben	0	1	1
Dicke derselben	0	0	8
Länge des Spiegels im Zwerchfelle, von der Hohlader an, bis an die Spitze	0	1	6
Breite des Spiegels	0	2	3
Umfang des Herzens, am Grunde	0	4	6
Höhe desselben, von der Spitze an, bis an den Ursprung der Lungenpulsader	0	1	10
Höhe von der Spitze an, bis an den Lungensack	0	1	6
Durchmesser der großen Herzpulsader, außen herum gemessen	0	0	4
Länge der Zunge	0	3	3
Länge ihres Vordertheiles, von dem Bande an, bis an das Aeußerste	0	1	0
Länge des Gehirnes	0	3	0
Breite desselben	0	2	4
Dicke desselben	0	1	2
Länge des Gehirnleins	0	1	1
Breite desselben	0	1	6
Dicke desselben	0	0	8
Abstand zwischen dem After und dem Hodenbeutel	0	3	3
Abstand zwischen dem Hodenbeutel und der Mündung der Vorhaut	0	0	8
Länge der Eichel	0	1	1
Umfang derselben	0	1	0
Umfang des schwammichten Körpers daran	0	1	3
Länge der Ruthe von der Gabelung der höhlichten Körper an, bis wo die Vorhaut anliegt	0	2	10

	Fuß	Zoll.	Lin.
Umfang der Ruthe	0	1	0
Länge der Hoden	0	2	0
Breite — —	0	1	8
Dicke — —	0	1	5
Breite des Oberhödchens	0	0	5
Dicke desselben	0	0	5
Länge der zuführenden Canäle	0	8	0
Durchmesser in dem größten Theile ihrer Erstreckung	0	0	1
Großer Umfang der Blase	0	7	6
Kleiner Umfang derselben	0	6	6
Umfang der Harnröhre	0	1	3
Länge der Saamenbläschen	0	2	6
Breite derselben	0	0	6
Dicke —	0	0	4
Länge der Vorsteher	0	1	4
Breite derselben	0	0	6
Dicke —	0	0	4

(Am Weibchen.)

	Fuß	Zoll.	Lin.
Abstand zwischen dem After und der Schaam	0	0	4
Länge der Schaam	0	0	4
Länge der Mutterscheide	0	1	9
Umfang derselben	0	2	3
Großer Umfang der Blase	0	6	0
Kleiner Umfang derselben	0	5	6
Länge der Harnröhre	0	0	5
Umfang derselben	0	0	9
Länge der Gebährmutter, nebst dem Halse derselben	0	1	3
Abstand in gerader Linie, zwischen den Hödlein und der Gebährmutter	0	0	4

Länge

	Fuß.	Zoll.	Lin.
Länge der krummen Linie, welche die Muttertrompeten durchlaufen	0	0	9
Länge der Hödlein	0	0	5
Breite derselben	0	0	4
Dicke —	0	0	2

Der Kopf am Gerippe des Maggot unterscheidet sich von dem Kopfe des Menschen, des Jocko und des Gibbon, vornemlich durch die Schnauze, welche länger ist, durch die Lage der Oeffnung der Nasenlöcher, welche niedriger unter den Augenhöhlen steht, durch den Umfang dieser Höhlen, welche kleiner sind und durch eine Querkante, welche sich am Hinterhaupte befindet: diese Kante befindet sich in den meisten vierfüßigen Thieren, und dienet den Muskeln, welche den Kopf halten, zum Hefte: je dicker sie ist und je weiter sie hervorraget, desto mehr Anstrengung der Muskeln zeiget sie an, um den Kopf der vierfüßigen Thiere zu stützen und ihn aufzurichten, weil sie nicht, wie des Menschen seine im Gleichgewichte am Halse ist. Die Stirne des Maggot erhebt sich nicht über die Augenhöhlen: der obere Rand dieser Höhlen machet eine weit hervorragende Wulst, und diese Wulst erstrecket sich von einer Augenhöhle zur andern über der Nase hin, wo sie eine mit dem Nasenbeine beynahe senkrecht stehende Seite hat: eben diese Wulst verlängert sich über der äußersten Seite der Augenhöhlen, weil der Augenhöhlen-Fortsatz des Stirnknochens und der Fortsatz des Backenknochens beyde sehr dick sind. Die Jochbeinwölbung ist auch viel runder erhaben als in dem Menschen, dem Jocko und dem Gibbon, und hat mehr

mehr Aehnlichkeit mit der Wölbung des Jochbeines in den meisten vierfüßigen Thieren. Die Augenhöhlen sind viel breiter als hoch. Die Oeffnung der Nasenlöcher erstrecket sich beynahe bis an den Rand des Zahnkastens. Der untere Kinnbacken ist von des Menschen, des Jocko und des Gibbon ihrem darinnen unterschieden, daß dessen Arme weniger gekrümmet und den unteren Kinnbacken der meisten vierfüßigen Thiere ähnlicher sind.

Die Zähne des Magot kommen in der Anzahl mit des Menschen seinen überein; aber in der Gestalt finden sich große Verschiedenheiten, vornemlich in den Hundszähnen, welche den Hundszähnen des Gibbon zwar ähnlich, aber viel größer sind. Der erste Backenzahn in der untern Reihe ist nach Proportion dicker als bey dem Menschen: die Vorderseite dieses Zahnes ist sehr lang anzusehen, welches von dem Reiben des oben darüber stehenden Hundszahnes herkömmt. Der letzte Backenzahn an jeder Seite der beyden Kinnbacken ist, wie in den meisten Thieren, der dickste, und ist an jeder Seite mit zweenen in die länge laufenden Streifen versehen, wovon bey dem Menschen das Gegentheil gefunden wird. Zwischen den Schneidezähnen und den Hundszähnen der obern Reihe, und zwischen den Hundszähnen und den Backenzähnen der untern Reihe, ist ein leerer Raum, in welchen der Hundszahn des entgegenstehenden Kinnbackens tritt, wenn das Maul zugeht.

Keiner von allen Wirbeln des Genickes hat einen stachelichten Fortsatz, der gabelförmig wäre: der untere Arm des in die Quere gehenden Fortsa-

tzes des sechsten Wirbels ist breit und platt, wie in den meisten vierfüßigen Thieren.

Es befinden sich an jeder Seite zwölf Rückenwirbel, und eben so viele Ribben, nemlich acht wahre und vier falsche. Das Brustbein besteht aus sieben Knochen. Das erste Paar Ribben, nach jeder Seite eine, vergliedert sich mit dem vordern Theile des ersten Knochens des Brustbeines, die Vergliederung des zweyten Paares ist zwischen dem ersten und dem zweyten Knochen des Brustbeines; des dritten Paares seine, zwischen dem zweyten und dem dritten Knochen, und so weiter, bis zu dem siebenten und dem achten Paare, welche sich zwischen dem sechsten und dem siebenten Knochen des Brustbeines vergliedern. Der Lendenwirbel sind an der Anzahl sieben.

Das Heiligbein besteht aus drey falschen Wirbeln. In dem Schloßbeine sind nur zwey Knochen. Das Heiligbein und das Schloßbein befinden sich mit dem Rückgrate beynahe in gerader Linie.

Das Hüftbein ist an seiner äußern Seite ausgehölet und hat von innen zwo in die Länge stehende Seiten, deren vordere die schmälste ist. Die Schambeine sind an dem Winkel und dem Arme, welchen sie machen, sehr breit: sie stehen gegen den Schmeerbauch weiter als in dem Jocko und dem Gibbon hervor; Die Rinne, welche sie machen, ist nach ihrer ganzen Länge rund erhaben. Der Hocker an jedem Hüftbeine ist sehr groß, und hat eine weit ausgebreitete Fläche, an welcher das Schwielichte der Haut war.

Das

Das Schulterblatt ist breiter als des Gibbon und des Jocko ihres, folglich des Menschen seinem ähnlicher, ausgenommen daß es länger ist.

Die Schlüsselbeine gleichen des Menschen, des Jocko und des Gibbon ihren. Der Armknochen ist nicht so lang, als der Ellenbogen, wovon im Menschen das Gegentheil befunden wird: auch sind die Knochen des Vorderarmes im Magot viel länger als des Menschen seine; dem ohngeachtet reichet der Arm des Magot, wenn er längst am Leibe herabhängt, nur bis in die Mitte des Oberschenkelknochens, beynahe so wie bey dem Menschen, weil die große Länge des Vorderarmes durch die längeren Lenden des Magot ersetzet wird: denn diese bestehen aus sieben Wirbeln, anstatt daß der Mensch nur fünf Lendenwirbel hat. Der Armknochen des Magot ist nach der Länge seines obern Mitteltheiles vorwärts convex, und längst an diesem Theile sieht man drey Kanten, die sich nach der Länge hin erstrecken, nämlich eine an der äussern Seite und die beyden andern an den Rändern der Rinne. Die Knochen des Vorderarmes stehen weiter als in dem Menschen von einander ab. Die Knochen des Oberschenkels und des Schienbeines sind von diesen zween Knochen im Menschen darinnen unterschieden, daß sie nach Verhältniß viel kürzer sind. In der Handwurzel sind elf Knochen: sie gleichen ihrer Lage nach diesen Knochen im Gibbon; aber in der Gestalt sind sie diesen letztern in verschiedenen Stücken unähnlich. Die Fußwurzel besteht nur aus sieben Knochen, welche von diesen Knochen im Menschen wenig unterschieden sind. Die größten Verschiedenheiten, die ich in den Knochen

chen der Mittelhand, des Mittelfußes und in den Gliedknochen der Finger des Maggot in Vergleichung mit allen diesen Knochen im Menschen, habe wahrnehmen können, bestehen darinnen, daß der erste Knochen der Mittelhand und die Gliedknochen des Daumes nicht so dick, aber kürzer als in dem Menschen sind, und daß der Knochen des Mittelfußes und der fünf Zehen an den Hinterfüßen des Maggot so gestellet und proportioniret sind, als wären sie Theile einer Hand, nicht eines Fußes, wie ich solches bereits bey dem Gibbon angemerkt habe.

	Zoll.	Lin.
Länge von dem Ende der Kinnbacken an bis an das Hinterhaupt	4	11
Größte Breite des Kopfes	3	8
Länge des untern Kinnbackens, von seinem vordern Ende an bis an den hintern Rand des knotigten Fortsatzes	4	1
Dicke des vordern Theiles des Oberkinnbackenknochens	0	3
Breite des obern Kinnbackens an der Stelle der Hundszähne	1	4
Abstand zwischen den Augenhöhlen und der Oeffnung der Nasenlöcher	0	7½
Länge dieser Oeffnung	1	1
Breite derselben	0	7
Länge der eigentlichen Nasenbeine	0	9
Breite derselben an der breitesten Stelle	0	2½
Breite der Augenhöhlen	1	1
Höhe derselben	0	8½
Länge der Hundszähne	1	0
Länge des Loches im ersten Wirbel, von oben herab	0	6⅓

	Zoll.	Lin.
Breite dieses Loches von einer Seite zur andern	0	7
Höhe des stachelichten Fortsatzes des zweyten Wirbels	0	4
Breite dieses Fortsatzes	0	3
Länge der achten Ribbe, welche die längste ist	5	2
Länge des Brustbeines	4	4
Länge des sechsten Lendenwirbels, welcher der längste ist	0	$9\frac{1}{2}$
Länge des obern Theiles des Hüftbeines	0	11
Länge des Hüftbeines, von der Mitte der Pfanne an, bis in die Mitte der obern Seite	4	0
Länge der eyförmigen Löcher	1	$2\frac{1}{2}$
Breite derselben	0	$9\frac{1}{2}$
Breite des Beckens	2	0
Höhe desselben	2	$9\frac{1}{2}$
Länge des Schulterblattes	3	9
Breite desselben in der Mitte	2	0
Länge des Oberarmknochens	5	10
Länge des Ellenbogenknochens	6	3
Länge des Spindelknochens	5	9
Länge des Oberschenkelknochens	6	7
Länge der Schienbeinröhre	6	$4\frac{1}{2}$
Länge des Wadenbeines	5	9
Höhe der Handwurzel	0	9
Länge des Fersenbeines	1	5
Höhe des ersten keilförmigen und des schiefförmigen Knochens zusammen	0	9
Länge des ersten Knochens in der Mittelhand, welcher der kürzeste ist	1	0
Länge des dritten Knochens in der Mittelhand, welcher der längste ist	1	6

Länge

	Zoll.	Lin.
Länge des ersten Knochens im Mittelfuße, welcher der kürzeste ist =	1	2
Länge des dritten, welcher der längste ist	2	0
Länge des ersten Gliedknochens im Daumen der Vorderfüße = =	0	$6\frac{1}{2}$
Länge des zweyten = = =	0	$3\frac{1}{2}$
Länge des ersten Gliedknochens im dritten Finger = = = =	1	$\frac{1}{2}$
Länge des zweyten = = =	0	$8\frac{2}{3}$
Länge des dritten = = =	0	5
Länge des ersten Gliedknochens in der großen Fußzähe = = =	0	$8\frac{1}{2}$
Länge des zweyten = = =	0	4
Länge des ersten Gliedknochens in der dritten Fußzähe = = =	1	2
Länge des zweyten = = =	0	9
Länge des dritten = = =	0	5

Anhang.

Der Herr Schreber liefert bey dem Magot eine eigne Beschreibung des Hundskopfs, welche von der Büffonischen verschieden, und viel bestimmter ist, und desfals hier angeführt werden soll.

„Der Hundskopf, sagt er, ist dem gemeinen Affen überaus ähnlich. Das längere Gesicht, die hervorstehende Schnauze, die größere Statur, und die Verschiedenheit der Sitten zeichnen ihn aber dennoch als eine eigene Art genugsam aus. Das Thier, welches ich gesehen habe, war ein Männchen von vierzehn Monaten, und der Größe eines mittelmäßigen Hundes. Sein Gesicht war ganz weiß; die Hände schwärzlich; die Haut auf der Brust und dem Bauche, so weit man sie sehen konnte, blaulichgrau. Das Haar auf der Stirne, welches kurz ist, und eine Art Wulst über den Augen macht, schwarz, bis weiter hinauf, bis in den Nacken ockergelb, der Rücken dunkelbraun stark ins graue schattirt; so auch die äußere Seite der Arme, bis gegen die Hand hin, welche bis an die Finger gelbroth war, denn diese sahen, so weit sie kahl waren, schwarz. Die äußere Seite des Dickbeines und Schenkels war fuchsroth; die Finger der hintern

Hand schwarz. Der kurze starke Bart hatte eine weißgelbliche Farbe; auch waren die Haare auf dem Bauch und der innern Fläche der Arme und Beine weißlich. Die Zähne waren klein, und noch nicht ausgewachsen. Die Heimath des Hundskopfs ist das Innere von Afrika. Seine Manieren weichen von denen, die ich an dem gemeinen Affen bemerkt habe, deutlich ab. Er macht weder die Grimassen mit den Lippen und Kinnbacken so oft, noch die Bewegung jener dabey so geschwind, noch so mannigfaltig, als dieser. Wenn er eine Sache verlangt, so bewegt er die Haut der Stirne schnell auf und nieder, strekt die Schnauze vorwärts, und zieht die Lippen so, daß sie eine zirkelrunde Oeffnung machen. Er ist still, falsch, und so wild, daß es kaum möglich scheint, ihn zu bändigen. Der oben gedachte war zwar noch jung; hatte aber dennoch eine solche Stärke, daß sein Herr, ein starker Mann, ihn kaum bezwingen konnte, und öfters von ihm wund gebissen wurde. Die Abbildung des Affen zeigt ihn in seiner Lieblingsstellung. Ich habe sie dem Herrn D. Herrmann, Professor der Naturgeschichte in Strasburg zu danken, unter dessen Augen sie verfertigt worden ist." Schreb. a. a. O.

Inhalt
des siebenzehnten Bandes
der
Naturgeschichte vierfüßiger Thiere.

Anzeige

Anzeige der im siebenzehnten Bande der Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere enthaltenen Kupfertafeln.